

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.7

☩
BIBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von

DuSabin Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Bloufen auf Battif, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko

Seidenstoff-Fabrik Union

Mufter franko

Adolf Brieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich,**

Zu haben in Drogerien u.
Haushaltungsgeschäften.

*Für Küche Haushalt, Badezimmer
Laden, Hôtel, Restaurant ist*

SAPONIA

*ein vorzügliches Putz- u. Scheuermittel
besonders für Gegenstände aus
Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas etc.
Saponia Werke in Offenbach a. M.*

Zu haben in Drogerien u.
Haushaltungsgeschäften.

Kohl's Briefmarken-Katalog 1907

7. Auflage, mit Tausenden von Abbildungen und Preisen. Grosse Ausgabe M. 6.00. Reform-Ausgabe (neu) M. 2.50.

Kohl's Permanent-Albums. Vielfach prämiert. 20 verschiedene hochelegante Ausgaben. Umkleben ausgeschlossen. Prospekte gratis.

Grossartiges **Briefmarken-Lager.** Auswahlen ländereise oder nach Hanks-Listen.

PAUL KOHL, CHEMNITZ.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Illustriertes Lehrbuch des Schachspiels.

Mit allen älteren und neueren Spielarten.

Von **K. Buhle.**



Dritte verbesserte Auflage. ——— Elegant gebunden 3 Mark.

Das illustrierte Lehrbuch des Schachspiels von **K. Buhle** ist das hervorragendste und gründlichste Lehrbuch auf dem Gebiete des Schachspiels, als welches es nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem geübteren Spieler dient, von dem es gern als Hand- und Nachschlagebuch in allen das Schachspiel betreffenden streitigen und zweifelhaften Fragen zu Rate gezogen wird. Die vielfach verbesserte dritte Auflage ist wiederum in zwei Ausgaben, und zwar in einer solchen mit deutschen und in einer mit französischen Kartenbildern, erschienen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

**Versuchen Sie
einmal den**



Mehrfach prämiert.

anerkannt besten Magenwein **CAMARITE**

von der Insel Santorin

Wegen seines starken Tanningehaltes gegen Diarrhoen und akuten Darmkatarrh von ärztl. Autoritäten allseits empfohlen.

1 Postkistchen mit 2 Flaschen **Mk.3.60.**
franko gegen Einzahlung von

1 Probekiste = 10 gr. Flaschen ab hier Mk. 14.—

Weißer Tischwein von 45 Pf. pr. Ltr. an.
Rheingauer-, Mosel-, Markgräfler-Weine usw.

Ziegler & Gross,

Inhaber C. A. Ziegler, Großh. Bad. Hoflieferant.,
Konstanz, 59, Baden, u. Kreuzlingen, Schweiz.

Preisliste franko. — Gegründet 1883.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Berufswahl:

Band 1. Armee und Marine.

Mit 57 Abbildungen.

Ein praktischer Wegweiser für alle, welche sich dem Offizierstande widmen wollen. Auch die Laufbahnen der Sanitätsoffiziere des Heeres und der Marine, der Rohärzte des Heeres, der Zahlmeister des Heeres und der Marine werden nachgewiesen.

Band 9. Die vier Fakultäten.

Mit 15 Abbildungen.

Das Bändchen bietet einen praktischen Wegweiser für alle, welche die Universität beziehen wollen, indem es über alle wissenschaftlichen Einrichtungen und Bestimmungen des Universitätslebens, die Vorbedingungen zum Studium, den Studiengang, die Aussichten für die spätere Laufbahn usw. Auskunft gibt.

Bd.14. Das technische Studium.

Mit 16 Abbildungen.

Alle Vorfagen für das technische Studium: die zum Studium erforderlichen sekundären Mittel, die Aussichten für das spätere Fortkommen und die Vorbildung werden ebenso eingehend behandelt, wie alle akademischen Einrichtungen, der Studiengang in den einzelnen Disziplinen, die Vorträge und Übungen, die Prüfungen: Diplomprüfungen, Prüfungen für den Staatsdienst im Baufach, im Schiffbau und Maschinenbau.

Band 21. Der Staatsdienst.

Mit 12 Abbildungen.

Enthält die gesetzlichen Vorschriften über die Vorbedingungen zur Beamtenlaufbahn, die Ausbildung u. Anstellung im höheren Staatsdienst, sowie die Aussichten für d. Beförderung.

Jeder Band elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.





Zu der Humoreske „Das neue Kochbuch“ von Alwin Römer. (S. 72)
Originalzeichnung von F. Grobet.

Bibliothek der ▽ ▽ ▽ Unterhaltung und des Wissens ·

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ▷ sowie zahl-
reichen Illustrationen ◁

Jahrgang 1907. Siebenter Band

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.



▷ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◁
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

438

Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart

410



Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Eine Verbrecherei. Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung)	5
Das neue Kochbuch. Humoreske von Alwin Römer . .	61
Mit Illustrationen von H. Grobet.	
Rodelheil! Winterbild aus den Bergen. Von H. Nistler	78
Mit 9 Illustrationen.	
Er hat nicht geheiratet. Novelle von Friedrich Chieme	93
Eine Automobilfahrt in die Sahara. Von W. H. Geinborg	128
Mit 11 Illustrationen.	
Die Geheimnisse der Hand. Von Gustav Valenti . .	144
Mit 4 Illustrationen.	
Zwischen Himmel und Erde. Historische Erzählung von Helmut ten Moor	160
Das Eis- und Goldland Alaska. Bilder aus seiner Ent- wicklungsgeschichte. Von Martin Howitz	189
Mit 8 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Die Bärenmaske	206
Neue Erfindungen:	
I. Aufschnittmaschine „Westfalia“. — Neue Brot- schneidemaschine	
Mit 2 Illustrationen.	
II. Coaster „Perfekt“	
Mit Illustration.	
Selbsteinkerkerungen	211
Der Wald und die Quellbildung	213
Wie die Farbenblindheit entdeckt wurde	215
Auch ein Musiker	217

	Seite
Selbstpeinigung der Jogins in Indien	217
Mit 2 Illustrationen.	
Freigebigе Verbrecher	220
König und Schuhlicker	223
Abstehende Ohren	223
Geschlechtstalismane	226
Die elektrischen Bahnen in St. Petersburg über das Eis der Newa	228
Mit 2 Illustrationen.	
Der Wechsel der Zeiten	229
Wandernde Städte	230
Geschäftskniffe	232
Kinderstrafen bei den Naturvölkern	233
Seltsame Feste	235
In Flammen frierend	236
Die Schenkkrankheit	236
Habicht und Kreuzotter	238
Ein Zahlenwunder	239
Treffliche Worte	239
Gut heimgeschickt	240





Eine Verbrecherehe.

Roman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

▽ ▽

Heinz Dubois hatte mit einiger Spannung und Unruhe das Herannahen der sechsten Abendstunde erwartet.

Er beschäftigte sich weniger mit der Frage, ob Marion kommen werde oder nicht, denn wenn sie nicht wiederkehren wollte, dann hatte ihr erstes Erscheinen auch keinen vernünftigen Zweck gehabt. Aber der gestrige Besuch bei Frau Rawen gab dem jungen Rechtsanwalt allerlei zu denken.

Gewiß — das schöne fremde Mädchen hatte sein Interesse wachgerufen, und es war ihm ein Bedürfnis gewesen, mit der Freundin darüber zu plaudern.

Aber Annas Anerbieten, selbst die Stelle eines Sekretärs zu übernehmen, entsprach doch nicht der verhältnismäßig geringfügigen Veranlassung.

War das nur freundschaftliches Interesse an dem Gedeihen eines Werkes, zu dem Anna Rawen allerdings einige Anregungen gegeben hatte?

Die Rätsel der Frauennatur sind mitunter sehr tiefgründig, und wenn Heinz einem eitlen Gedanken nachhängen wollte, so konnte er die Opferwilligkeit der Dame ebensogut auf die eigene Person als auf ein sehr wenig persönliches Buch beziehen. Es war immerhin möglich, daß Frau Anna den Freund vor einem

fremden Einfluß bewahren wollte, um ihn nicht an ihrem eigenen Siegeswagen entbehren zu müssen.

Selbstverständlich nur in einer kleinen, durchaus ungefährlichen koketten Laune.

Nun, wenn Anna Kamen wirklich diesen Zweck verfolgte, so erzielte sie dadurch jedenfalls genau das Gegenteil, denn Heinz begann sich nunmehr ernstlich mit Marion zu beschäftigen, und er entdeckte plötzlich, daß sein Interesse an dieser Sphinx viel größer war, als er es selbst für möglich gehalten hatte.

Ihretwegen auf das tägliche vertraute Beisammensein mit einer schönen und liebenswürdigen Frau zu verzichten — das war wirklich keine Kleinigkeit, und die wenigsten Männer würden in der gleichen Lage damit fertig geworden sein.

Allerdings hatte der junge Rechtsanwalt auch Rücksichten auf das Gerede der Leute genommen, aber nun fiel es ihm auf die Seele, daß die schlimme Welt ein noch härteres Urteil fällen werde, wenn er sich stundenlang mit einem jungen Mädchen in der einsamen Junggesellenwohnung aufhielt.

Vielleicht kam sie doch nicht! —

Inzwischen rüstete er aber alles zu ihrem Empfang, und zwar in einer ganz anderen Weise, als er es einem gewöhnlichen Tippfräulein gegenüber getan haben würde.

Die Türen zu den Bureauräumen wurden weit geöffnet, und die anderen zu der Privatwohnung ebenso sorgfältig verschlossen; das Beisammensein sollte unbedingt einen rein geschäftlichen Charakter tragen, und die drüben sichtbaren Aktenstöße erschienen hierzu als das beste Hilfsmittel. Dabei verriet es freilich einen bedenklichen Mangel an Logik, daß Heinz neben den Schreibtisch eine Flasche Wein und einen Teller mit

Biskuit stellte, aber es war auch wirklich eine anstrengende Arbeit, zwei ganze Stunden hindurch das Diktat eines wissenschaftlichen Werkes nachzustenographieren!

Punkt sechs Uhr wurde auf die Schelle gedrückt, und Heinz ging selbst, um zu öffnen. Es blieb ihm auch nichts anderes übrig, denn die Haushälterin war um diese Zeit regelmäßig bei ihrer verheirateten Schwester, und außerdem wurde nur eine Aufwartefrau gehalten.

Marion trat ein und legte ihre Mappe auf den Schreibtisch. Dann entledigte sie sich des Hutes und Jacketts und stand in einer hellseidenen Bluse vor dem Anwalt.

Sie sah, vielleicht infolge der veränderten Kleidung, mädchenhafter aus als gestern, und ihre Wangen waren leicht geröthet.

Sie strich sich ein paar dunkle Locken aus der Stirn, fuhr dann vor dem Spiegel mit einem Kämmchen durch das Haar und sagte entschuldigend: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, es ist schwül draußen, und ich bin rasch gegangen, um pünktlich zu sein.“

„Das tut mir leid, Fräulein Blanchard, Sie sollen doch nicht fronden!“

„Bitte, ich stehe jetzt in Ihrem Dienst. Darf ich die Thür nach drüben schließen?“

„Wenn es Ihnen angenehmer ist —“

Marion ging ohne eine Antwort in das Bureau hinüber und schloß nacheinander sämtliche Thüren.

„Das müssen Sie mir zu gute halten,“ sagte sie nach ihrer Rückkehr lächelnd. „Frauen haben ihre besonderen Eigenheiten. Meine besteht darin, daß ich bei der Arbeit nichts Unbekanntes im Rücken haben mag. Das sind eben Nerven.“

„Dann wollen Sie mich auch im Auge behalten, während ich diktieren?“

„O nein, Herr Doktor, das ist etwas anderes. Wir kennen uns ja.“

Die Versuchung war groß, einen kleinen psychologischen Exkurs daran zu knüpfen — etwa, wie schnell man einander kennen lernt, und durch welche seelischen Beziehungen. Aber Marion hatte schon ihre Mappe geöffnet und nahm einige Blätter heraus.

„Hier ist die Übertragung des gestrigen Diktats in Maschinenschrift. Ist's recht so?“

Heinz sah nur flüchtig hin. „Gewiß — sehr schön und sauber. Aber Sie haben beide Seiten benutzt. Das muß für den Druck vermieden werden.“

„Ah,“ sagte sie errötend, „das wußte ich nicht. Aber in Zukunft soll es nicht wieder vorkommen.“

Für eine Berufsstenographin war diese Unkenntnis etwas auffallend, aber Heinz dachte nicht weiter darüber nach, sondern nahm seine Notizen zur Hand und begann darin zu blättern.

Marion hatte sich inzwischen an ihren Platz vor dem Schreibtisch gesetzt und alles geordnet; sie erwartete offenbar den Beginn des Diktats und richtete die Augen fest auf den unruhig suchenden Mann. Darüber wurde er noch nervöser und warf schließlich alles durcheinander.

„Finden Sie nicht auch, daß es unerträglich schwül im Zimmer ist?“ sagte er endlich. „Wie wär's, wenn wir ein Fenster öffneten?“

„Fürchten Sie nicht den Straßenlärm, Herr Doktor? Es gehört nur etwas Willenskraft dazu, um den Gedanken an einen geschlossenen Raum zu überwinden, und dann steigt die Seele leichter in ihre eigenen Tiefen hinab.“

Von einer „Klapperschlange“ hatte wohl noch kein Mensch eine ähnliche Äußerung vernommen. Die pflegen überhaupt stumm zu sein und nicht die Zeit durch überflüssige Redensarten zu vertrödeln. Oder hatte Heinz selbst diese Sünde begangen?

Wahrhaftig, es war seit Marions Eintritt schon eine Viertelstunde vergangen, und sie waren beide nicht darüber hinausgekommen, miteinander gewissermaßen geistig Verkehr zu spielen.

Das mußte unbedingt anders werden!

Heinz raffte sich auf und begann nun ernstlich zu diktieren. Er hatte sich im Laufe des Tages den Stoff und sogar die Form reiflich überlegt und glaubte für zwei Stunden hinreichendes Material in sich aufgespeichert zu haben.

Es ging auch im Anfang recht gut.

Er schritt langsam hinter dem Rücken des Mädchens im Zimmer auf und ab, blieb zuweilen vor dem Bücher-schrank stehen, um die darin befindlichen Bände mechanisch zu mustern, oder er warf einen Blick in den Spiegel.

Dagegen vermied er es sorgfältig, neben Marions Stuhl zu treten und ihr über die Schulter zu blicken, wie Diktierende das sonst gerne tun — er verstand ja doch nichts von diesen krausen Zeichen, und dann scheute er auch die unmittelbare Nähe des Mädchens.

Anfangs schrieb Marion ganz ruhig und gleichmäßig. Dann aber schien sie allmählich auch nervös zu werden. Man sah es an einer gelegentlichen Bewegung der Füße, an dem Zucken der feinen Schultern und der Art, wie sie den Kopf von Zeit zu Zeit zurückwarf.

Entweder behagte ihr nicht der Inhalt dessen, was sie niederschrieb, oder es lag ein anderer Grund vor.

Heinz unterbrach das Diktat. „Sollen wir eine Pause machen, Fräulein Blanchard?“

„O bitte, meinetwegen nicht!“

„Aber Sie sind unruhig — ich sehe es Ihnen an.“

„Sie sind es auch, Herr Doktor. Sehen kann ich das nicht, aber ich höre und fühle es.“

Das war deutlich.

„Also mein Herumgehen behagt Ihnen nicht?“ fragte er zwischen Ärger und Lachen.

„Ohne Teppich wäre es mir gleichgültig, Herr Doktor, aber die leisen, weichen Schritte erinnern an das Auf- und Abgehen eines Raubtiers im Käfig.“

„Ich werde Ihnen nicht in den Nacken springen, Fräulein Blanchard,“ entgegnete er kurz, setzte dann aber freundlicher hinzu: „Wir kennen uns ja; Sie haben es selbst gesagt.“

Marion nahm gehorsam ihren Stift wieder auf, und nun überkam ihn das Mitleid. Mein Gott, wenn ein junges Mädchen mit einem wildfremden Manne ganz allein beisammen ist, und wenn die Sonne zur Neige geht, wie es draußen der Fall war, dann ist jede zarte Rücksicht geboten!

Denn sie ist nicht zum Vergnügen gekommen, sondern des harten Lebens wegen.

Heinz rückte einen Stuhl an den Schreibtisch und setzte sich darauf nieder. Das Licht des Fensters fiel natürlich von der linken Seite herein, und um es nicht wegzunehmen, hatte Heinz an der rechten Platz genommen.

So saß er der schreibenden Hand ganz nahe und konnte jede ihrer Bewegungen verfolgen, aber auch das Ohr des Mädchens war ihm nahe zugewendet, und als er nun langsamer und mit gedämpfter Stimme die nächsten Sätze formte, da sprach er nicht mehr in die leere Luft mit dem Bewußtsein, daß irgendwo eine mechanische Kraft den Laut zum Zeichen umwandelte,

sondern seine Gedanken waren mit ihrem Denken verbunden, und beides floß gewissermaßen ineinander über.

Jede andere würde das mit Unbehagen oder Scheu empfunden haben, aber Marion schien davon vollkommen befriedigt zu werden.

Ihre schlanke Gestalt schmiegte sich wie ein gestreicheltes Käzchen in sich selbst zusammen, und wenn sie auch jede Berührung des Mannes vermied, so neigte sie ihm dennoch das Ohr unwillkürlich entgegen und schien jedes seiner Worte gewissermaßen aufzuschlürfen.

Das verführte ihn dazu, immer gedämpfter zu sprechen, und der abgeschlossene Raum, in den nur von Zeit zu Zeit ein ferner Straßenlärm hineintönte, vermehrte die reizvolle Vorstellung eines geheimnisvollen Beisammenseins.

Die „gemeinschaftliche“ Arbeit war also im besten Gange.

Ja, Heinz ertappte sich bei einer seltsamen Regung. Als er wieder einen Satz diktiert hatte, mißfiel ihm etwas an der Form, und er sagte unwillkürlich: „Ich glaube, wir drücken das besser anders aus — meinen Sie nicht auch, Fräulein Marion?“

Sie schüttelte mit einem leichten Lächeln den Kopf. „Nein, Herr Doktor, die Fassung ist entschieden richtig. Man soll immer der unmittelbaren Eingebung folgen. Wenn erst das Grübeln hinzutritt, dann kommt gewöhnlich ein Mißklang zum Vorschein.“

Daß er sie mit ihrem Vornamen angeredet hatte, schien sie nicht zu bemerken oder für selbstverständlich zu halten; vielleicht gehörte das auch zu jenen impulsiven Eingebungen, die nicht mit der kritischen Sonde berührt werden dürfen.

Dubois hatte sein Buch über „Die Rechte der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“ auf breiter Grund-

lage angelegt und wollte in den einleitenden Kapiteln zunächst eine geschichtliche und soziale Übersicht geben; es war natürlich, daß er sich bei dieser Gelegenheit auch über das Wesen der Ehe im allgemeinen verbreitete.

Und da kam ein Satz, den er sich besonders reiflich überlegt hatte, und daher mit jener Bestimmtheit aussprach, die eine tiefbegründete Überzeugung erkennen läßt.

„Es muß den Gegnern der Ehe zugegeben werden,“ diktierte er, „daß die höchste Stufe sittlicher Entwicklung eine freie Vereinigung zwischen Mann und Weib fordert und die Notwendigkeit der lebenslänglichen Dauer nicht unter den Zwang des Gesetzes zu stellen braucht. Da aber die Kultur niemals mit dieser sittlichen Vollendung zu rechnen hat, so wird sie auch im staatlichen Interesse niemals einer Zwangsform entraten können.“

Marion hatte das niedergeschrieben, aber man sah es an dem Bücken ihrer Hand, daß sie es nur mit heimlichem Widerwillen zu stande brachte und durch den ausgesprochenen Gedanken lebhaft angeregt wurde.

Heinz machte eine Pause. „Gefällt Ihnen das nicht?“

„Nein, Herr Doktor, denn es ist nicht wahr.“

Die schroffe Form des Widerspruchs belustigte ihn ein wenig, und er lehnte sich bequem über den Schreibtisch, so daß seine Augen in ihren Augen lesen konnten.

„Was ist also nach Ihrer Ansicht das Wesentliche in der Ehe?“

„Die Liebe.“

„Zugegeben, Fräulein Marion. Aber wenn nun im Laufe der Jahre die Liebe kühler wird, wie es doch schließlich dem Gange der Natur entspricht?“

Jetzt lehnte sie sich ebenfalls in den Sessel zurück.

aber ihre Augen blieben ruhig an seinen Zügen hängen. „Sie wissen sehr gut, Herr Doktor, was ich unter der Liebe verstehe, und es ist nur eine Männeridee, wenn Sie die Leidenschaft mit hineinflechten. Die Liebe der Frau hat nichts mit den Sinnen und nichts mit den Jahren zu schaffen, sie beachtet nicht einmal die Grenzen zwischen Gut und Böse. Sie ist ein Teil von uns selbst und zwingt uns, das Ganze zu geben. Es ist nicht möglich, daß sie kühl wird, es ist auch undenkbar, daß sie stirbt. Wenn ihr Antlitz sich jemals verändert, dann wird sie eben ein anderer Begriff.“

„Welcher, Fräulein Marion?“

„Haß!“

Dubois wiegte nachdenklich den Kopf. „Dann ist allerdings der Ehezwang in Ihren Augen ein Unding, denn er bleibt entweder eine überflüssige Form, oder er wird zum Verbrechen des Staates gegen den einzelnen. Aber wir können Ehen ja lösen.“

„Ist Haß ein Scheidungsgrund?“

„Nein — nicht ohne weiteres. Er muß zum mindesten auf ganz bestimmten gesetzlichen Gründen fußen.“

Marion richtete sich wieder auf. „Wollen wir fortfahren, Herr Doktor?“

Das lag eigentlich nicht in seiner Absicht, denn dieses über der Tiefe schwebende Gespräch mit einem jungen Mädchen reizte ihn. Um es aber im Schweben zu halten, schlug er einen scherzenden Ton an. „Wissen Sie, Fräulein Marion, ich habe da ein Bedenken. Es wäre ganz interessant, Ihre Ansicht über die Ehe diesem Buche einzuverleiben. Aber dann könnte das ganze Werk ungeschrieben bleiben.“

„Warum?“

„Es ruht auf dem Gesetz, und Sie wollen kein Gesetz anerkennen.“

Marions Züge färbten sich mit einem leichten Rot.

„Habe ich das ausgesprochen, Herr Doktor?“

„Gewiß,“ entgegnete er lächelnd, „Sie sind eigentlich eine gefährliche Anarchistin. Und dabei sitze ich in diesem einsamen Zimmer so ruhig neben Ihnen!“

Es tat ihm leid, als er das ausgesprochen hatte. Gerade das ungestörte und bisher ganz zwanglose Zusammensein mit dem schönen und klugen Mädchen hatte ja etwas unendlich Anziehendes — es wob gleichsam ein zartes Netz von unsichtbaren Fäden.

Und nun hatte er in dieses Gespinnst hineingegriffen.

Marion war aufgestanden und legte ihre Mappc zusammen. „Ich bitte Sie, für heute abbrechen zu dürfen, Herr Doktor. Ich habe mich verleiten lassen, aus meiner Rolle herauszutreten, und Ihre Zurechtweisung war vollkommen verdient. Vielleicht halten Sie es nun für besser, einen anderen Sekretär anzunehmen?“

Als sie so demütig mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, floß sein leicht bewegliches Herz von Teilnahme über, und er griff mit beiden Händen nach ihrer freien Rechten.

„Fräulein Marion, das dürfen Sie mir nicht antun! Sie werden wiederkommen, und wir wollen als gute Kameraden zusammen weiterarbeiten. Heute nicht — darin haben Sie recht, aber morgen und alle folgenden Tage. Es tut mir leid, daß ich so unzart gescherzt habe, und zum Zeichen Ihrer Veröhnung trinken Sie ein Glas Wein. Es war schon alles vorbereitet, ehe Sie kamen, und ich sehe Ihnen an, daß Sie der Stärkung bedürfen.“

Es war seltsam, wie schnell diese Frauenseele in ihrer Stimmung wechseln konnte. Der scheue Zug verschwand aus Marions Zügen und machte einem sieg-

haften Lächeln Platz. „Ja, geben Sie mir einen Schluck,“ sagte sie, „denn ich fühle jetzt erst, wie dumpf die Luft in diesen Räumen ist, oder vielmehr in diesem Raum, denn Sie haben ja alles zugesperrt wie ein Gefängnis.“

Vorhin hatte sie das selbst getan und veranlaßt, aber Heinz dachte gar nicht daran, sondern öffnete rasch die Tür zu dem anstoßenden Salon. Dort hatten die Fenster offen gestanden, und es wehte eine kühlere Abendluft herein.

Marion war schon zum Aufbruch gerüstet, aber sie trat noch auf die Schwelle des Nebenraumes und atmete tief auf.

„Das tut wohl. Wie schön Sie hier wohnen! — Und es ist überall so stille, als ob das ganze Haus leer wäre.“

„Es ist auch nicht sehr bevölkert, Fräulein Marion. Unter uns die Bank wird früh geschlossen, und über mir wohnt ein kinderloses Ehepaar.“

Sie nippte an dem Weinglas. „Alte Leute sind die besten Hausgenossen.“

„Warum denn nur alte? Frau Raven ist noch sehr jung.“

Marion schien diese gleichgültige Unterhaltung noch etwas fortsetzen zu wollen, sie drehte das Glas in den Fingern und suchte offenbar nach einer Anknüpfung.

Da schellte es an der Korridortür.

Heinz stuzte und blickte das Mädchen fragend an. Es war niemand in der Wohnung, der öffnen konnte; er hätte es selbst tun müssen, aber er konnte sich auch verleugnen und den Störenfried draußen wieder abziehen lassen.

Das alles wurde blitzschnell in einem stummen Blick zwischen den beiden ausgetauscht. Dann wählte Marion mit sicherem Instinkt den einzig richtigen Weg. Sie

nahm ihre Schreibmappe, trat von Heinz gefolgt auf den Korridor hinaus und sagte so laut, daß man es im Treppenhaus hören mußte: „Also morgen darf ich wohl wieder im Laufe des Vormittags kommen, Herr Doktor? Die Zeit liegt Ihnen doch wohl günstiger.“

„Gewiß, Fräulein Blanchard,“ entgegnete er ebenso — „bitte, hier!“

Dann drehte er zum Überfluß die elektrische Flamme an, und Marion schritt in heller Beleuchtung mit einem gelassenen Kopfnicken durch die geöffnete Korridortür.

Ein draußen stehender kleiner Herr machte ihr Raum und zog den Hut.

Es war der Polizeirat Steffens, der um diese etwas ungewöhnliche Stunde eintrat.

Er blickte Marion nach, die langsam und würdevoll die Treppe hinabstieg, und sagte mit jenem leichtfertigen Ton, der unter befreundeten Junggesellen nicht übelgenommen wird: „Donnerwetter, Doktor!“

„Sie brauchen nicht zu donnerwettern,“ entgegnete Dubois leicht gereizt, „diese junge Dame ist lediglich eine Stenographistin, der ich mein Buch diktire.“

„Dann ist sie jedenfalls vom System Stolze,“ kalauerte Steffens, „denn ich habe nur selten eine vornehmere Erscheinung gesehen. — Darf ich nähertreten?“

„Natürlich. Geheimnisse gibt es nicht bei mir.“

Das halbgeleerte Glas Wein und der Biskuiteller waren allerdings keine Geheimnisse, denn sie standen offen genug auf dem Tisch. Der Polizeirat streifte das alles nur mit einem diskreten Blick und setzte sich dann in den angebotenen Sessel.

„Knipsen Sie, bitte, an, Doktorchen. Es wird schon ein bißchen schummrig, und ich muß etwas bei Ihnen einsehen. Ich komme nämlich geradeswegs aus dem

Hamburger Hof, und was dort passiert ist, haben Sie natürlich schon gehört.“

„Gewiß, so 'n Fressen lassen die Zeitungen sich nicht entgehen. Der große Unbekannte soll ja wieder einmal eingetroffen sein.“

„Spotten Sie nur! — Es ist wirklich was an dem. Mir gehen allerlei sonderbare Gedanken durch den Kopf, und deshalb bin ich heraufgekommen zu Ihnen. Sie interessieren sich ja für Heraldik und besitzen ein großes Wappenlexikon — geben Sie das, bitte, doch mal her.“

„Sollen Sie wegen Ihrer Verdienste geadelt werden?“ stichelte Heinz. „Für Hamburg wäre das was ganz Neues.“

Steffens würdigte ihn keiner Antwort. Er blätterte eifrig in dem großen Bande hin und her, nahm seine unvermeidliche Lupe zu Hilfe, und endlich tippte er mit dem Finger auf eine Stelle.

„Diese Sache stimmt. Das Brangensche Wappen existiert wirklich — es ist ganz genau dasselbe, das der Baron mir zeigte.“

„Die Zeitungen erwähnten diesen Namen. Das war wohl einer von den Bestohlenen?“

„Das erste Opfer — wenigstens derjenige, der es zuerst entdeckte. Nun, bitte, das Adelslexikon!“

„Hier, Herr v. Steffens!“

Nach einer Weile hob der Polizeirat den Kopf. „Diese Sache stimmt aber nicht!“

„Natürlich — etwas stimmt nie bei euch Herren von der Polizei.“

„Nämlich —“ sagte Steffens und trank in Gedanken das halbleere Weinglas vollends aus — „nämlich wenn dieser Baron v. Brangen sich nicht geirrt hat, was allerdings bei der großen Sippe denkbar wäre, dann ist ihm eine kleine Lüge durch die Zähne ge-

rutscht. Der Vorname Franz findet sich nirgends unter den Trägern seines Namens.“

„Ist das so wichtig?“

„Unter Umständen gewiß,“ entgegnete Steffens und machte einen Angriff auf den Biskuiteller. „Also geben Sie, bitte, acht. Es wird dem Herrn v. Prangen ein wertvoller Siegelring mit seinem Familienwappen entwendet; auf meinen Wunsch zeigt er mir das Wappen an einer Verloche seiner Uhrkette, und wie mir bei dem Anblick der sehr charakteristischen Embleme eine dunkle Erinnerung zur Gewißheit wird, da erzählt er harmlos lächelnd, daß seinem kürzlich verstorbenen Vetter Franz v. Prangen ebenfalls ein Siegelring mit genau demselben Wappen vor wenigen Jahren entwendet worden sei.“

Dubois schüttelte ungläubig den Kopf. „Hören Sie, lieber Freund, das klingt doch etwas wunderbar.“

„Stimmt aber ganz genau, Verehrtester! Sie wissen, daß ich mich auf mein Gedächtnis verlassen kann. Vor etwa drei Jahren wurde in der Tat ein solcher Diebstahl in den Polizeiblättern bekannt gegeben. Aber nachdem ich mir die Sache überlegt habe, weiß ich ganz genau, daß der Bestohlene nicht Franz, sondern Ferdinand hieß, und hier in diesem schätzbaren Lexikon findet sich unter der ganzen Gesellschaft überhaupt kein Franz v. Prangen. Nun ziehen Sie gefälligst Ihre Schlüsse.“

„Befindet sich unter den Gegenständen, die damals entwendet wurden, auch eine Uhr mit Verloche?“

„Nein,“ entgegnete Steffens kleinlaut, „das weiß ich leider ebenso gewiß und werde es zum Überfluß noch feststellen. Aber ich sehe aus Ihrer Frage, daß Sie auf meiner Spur sind.“

„Die demnach eine falsche sein muß,“ sagte der

Rechtsanwalt. „Sie halten es für allzu wunderbar, daß im Laufe von wenigen Jahren zwei Mitgliedern derselben Familie zwei ganz gleiche Gegenstände entwendet werden, und daher entwickelt sich in Ihrer Vorstellung die Komödie von dem bestohlenen Diebe. Dieser angebliche Baron v. Prangen ist für Sie der ursprüngliche Täter, der einem seiner Kollegen auf dieselbe Weise zum Opfer fällt; nachdem er merkt, daß die berühmte Hamburger Polizei von jenem ersten weit zurückliegenden Diebstahl Kenntnis hat, packt er den Stier bei den Hörnern und erzählt Ihnen gewissermaßen seine eigene Tat. Aber es passiert ihm dabei das kleine Unglück, den Vornamen seines Opfers zu verwechseln oder auf gut Glück falsch anzugeben. In Oesterreich heißt ja jeder dritte ‚Franz‘ — also greift er diesen Namen heraus. Aber nun sagen Sie, lieber Freund, ist das alles nicht zum mindesten ebenso wunderbar als die Annahme, daß wirklich zwei Verwandten der gleiche Gegenstand gestohlen worden ist?“

Der Polizeirat machte eine ungeduldige Bewegung.

Dubois hob beschwichtigend die Hand. „Ich habe noch einen Trumpf gegen Sie auszuspielen. Wenn wir wirklich den bestohlenen Dieb vor uns haben, dann wird er doch so klug sein, mit seinem Schaden zu schweigen, und ihn nicht obendrein an die große Glocke zu hängen!“

„Es handelt sich ja gar nicht um einen Diebstahl!“ sagte Steffens trocken.

„Was?“

Der Polizeirat setzte sich behaglich im Sessel zurecht. „Nun verstaten Sie mir gefälligst das Wort. Also wir haben es hier mit dem großen Unbekannten zu tun, dessen Trick darin besteht, unter einer vollkommen unantastbaren Maske Hoteldiebstähle zu begehen, deren

Rühnheit nur durch eben diese Maske gedeckt werden kann. Bei der allgemein anerkannten Dummheit des Menschengeschlechts — die Anwesenden sind natürlich ausgenommen — ist ein vornehmer Name noch immer der beste Blitzableiter gegen jeden gemeinen Verdacht; aber wir sind nicht mehr so dumm, dem vornehmen Namen schon dann Glauben zu schenken, wenn er nur in das Hotelbuch eingeschrieben wird, denn das Papier ist im Laufe der Zeit immer geduldiger geworden. Wappen, Urkunden und so weiter, wenn sie wirklich in geschickter und unauffälliger Weise vorgebracht werden, geben dem Namen erst das volle Relief. Nun frage ich Sie auf Ihr juristisches Gewissen, ob ein feineres Doppelspiel gedacht werden kann, als es dieser abgefeimte Spitzbube nach meiner Überzeugung gespielt haben muß. Er benützt zunächst die sorglose Sicherheit der reichen Reisenden, um in deren Abwesenheit die Zimmer zu plündern, dann zeigt er, bevor noch Lärm geschlagen wird, in kühl vornehmer Weise an, daß ihm selbst ein wertvoller Gegenstand entwendet worden sei, und endlich gibt ihm eben dieser Gegenstand die vollkommen harmlose Gelegenheit, einen Beweis für seinen eigenen Adel zu erbringen.“

Dubois schüttelte zweifelnd den Kopf. „Verzeihen Sie, lieber Freund, aber das wäre eine Tollkühnheit, die an das Irrenhaus grenzt.“

„Möglich,“ entgegnete Steffens gelassen, „nach der Lehre Lombroso's ist ja aber die Mehrzahl der Verbrecher mit einem geistigen Defekt behaftet, und der Geistesranke gleicht in mancher Hinsicht dem Nachtwandler, dessen Fuß ungefährdet über die Dachrinne schreitet. Im übrigen unterscheidet sich der moderne Verbrecher sehr wesentlich von seinen Vorgängern. Diese erachteten es für ihre Hauptaufgabe, die Spuren

einer Tat zu vertuschen und ihre eigene Person in ein tiefes Dunkel zu hüllen; jener weiß ganz genau, daß wir im Zeitalter der Röntgenstrahlen leben. Er arbeitet daher im vollen Lichte der Öffentlichkeit und läßt sich bis auf die Nieren durchleuchten. Der Mann, den wir eines Verbrechens nicht für fähig halten, kann um so ungescheuter eine Legion von Verbrechen begehen — er muß sich nur hüten, entlarvt zu werden, denn für den erkannten und verfolgten Missetäter hat die Erde kaum noch einen sicheren Schlupfwinkel.“

„Dann werden Sie auch jetzt noch nicht zugreifen?“ fragte Heinz.

„Nein, denn das wäre verfrüht. Es liegt auf der Hand, daß der Trick, den ich soeben vor Ihnen entwickelt habe, nicht oft wiederholt werden darf. Nichts auf der Welt verbraucht sich schneller als die Erfindung eines Verbrechens. Ich hege daher die Überzeugung, daß mein Baron einen großen Coup vorbereitet. Der bisherige diente nur dazu, ihm in dem Hotel die Rolle des bestohlenen Mannes zu sichern, den eben deshalb niemand zugleich für den Dieb hält. Ich werde daher vorläufig nur Erkundigungen in Osterreich über die Familie v. Brangen einziehen und im übrigen die Augen offen halten. Ich erwarte mit Sicherheit für die nächsten Tage einen größeren Diebstahl, und dann erst ist es an der Zeit, die Falle zu schließen.“

„Und wenn der Marder mit dem Köder durchgeht?“

Steffens lächelte. „Er hat sich in Helgoland Wohnung bestellt. Dieser schätzbare Felsen hat den Vorteil, rings vom Meere umgeben zu sein, so daß ein Entinnen nicht zu befürchten steht. — Auf Wiedersehen also, und Schriftstellern Sie mit Ihrer schönen Klapperschlange nicht zu fleißig! — Dabei fällt mir übrigens ein, daß meine neulich ausgesprochene Vermutung doch

Friedrich Jacobsen
ST. PAULI, MINN.

wohl auf Irrtum beruht; der Herr Baron v. Prangen scheint wirklich allein zu arbeiten und nicht im Bunde mit einem weiblichen Dämon zu stehen.“

Der Polizeirat entfernte sich mit einem scherzhaften Augenzwinkern, und Dubois blieb in seltsamer Stimmung zurück.

Diese letzten Worte standen in keinem erkennbaren Zusammenhang mit der geheimnisvollen Diebstahlsangelegenheit und waren wohl nichts weiter als ein zufälliger Gedankenblitz.

Aber es gibt Dinge, die wesenlos an uns vorüberstreifen, und wenn wir ihnen nachgrübeln, so haben sie dennoch einen Schatten hinterlassen, dessen unfassbare Gestalt unser Leben mit Unruhe erfüllt.

* * *

Heinz Dubois hatte am nächsten Morgen um neun Uhr einen Termin vor dem Hamburger Amtsgericht wahrzunehmen. Es handelte sich um die Ausschüttung einer bedeutenden Erbmasse, und der von ihm vertretene Haupterbe war in Kiel ansässig. Als er sich um achteinhalb Uhr auf den Weg machte, fiel ihm ein, daß Marion vielleicht im Laufe des Vormittags kommen werde, denn sie hatte gestern in Gegenwart des Polizeirats eine dahingehende Andeutung gemacht.

Vermutlich war das gar nicht so ernst gemeint, sondern nur für die Ohren des fremden Herrn bestimmt gewesen, aber Heinz hatte sich schon daran gewöhnt, mit der Selbständigkeit des jungen Mädchens in allen Dingen zu rechnen, und er hinterließ daher in seinem Bureau die Weisung, Fräulein Blanchard im Falle ihres Erscheinens nicht ohne weiteres wieder fortzuschicken.

Vielleicht ging die Sache auf dem Gericht doch

schneider, als es bei der Arbeitslast der Hamburger Richter anzunehmen war, denn die übrigen Erben wohnten am Platz, und wer Geld zu empfangen hat, der pflegt sich sehr pünktlich einzustellen.

Sie waren auch alle zugegen bis auf seinen Kieler Mandanten, der wegen Gebrechlichkeit aus Haus gefesselt wurde, und da sämtliche Urkunden in Ordnung waren, so befand sich Dubois gegen elf Uhr im Besitz einer Summe von dreimalshunderttausend Mark, die ihm in lauter großen Kassenscheinen ausgehändigt wurde.

Der glückliche Erbe war ein alter alleinstehender Herr und sehr reich, dennoch fühlte Dubois die Last der Verantwortung, denn bei der Art seiner Praxis geschah es nicht häufig, daß ihm ein ganzes Vermögen durch die Hände ging.

Er barg das Portefeuille sorgfältig in seiner Brusttasche und nahm eine Droschke. Unterwegs kam ihm indessen die Selbsterkenntnis, daß nicht nur die Sicherheit des fremden Geldes, sondern auch Marions vermutliche Anwesenheit eine Triebfeder seiner Eile bildete. —

Marion war wirklich schon eingetroffen.

Sie mußte heute wohl durch das Bureau gekommen sein, denn man hatte ihr das kleine Geschäftszimmer des Chefs als Aufenthalt angewiesen, und dort saß sie wie eine Klientin auf dem Sofa und spielte etwas nervös mit dem Schlüssel ihrer Schreibmappe.

„Also doch!“ sagte Heinz nach kurzer Begrüßung, öffnete vor allen Dingen seinen Schreibtisch und schloß die didleibige Briefftasche ein.

Marion hob den Kopf und machte ein verwundertes Gesicht. „Paßt Ihnen die Zeit nicht, Herr Doktor? Ich kann ja auch wiederkommen.“

„Nein, bitte! Das heißt — Sie müssen sich noch einen Moment gedulden, Fräulein Blanchard.“

Die Angelegenheit mit dem Gelde mußte doch erst erledigt werden. Dubois trat an das Telephon, welches neben dem Schreibtisch angebracht war, und ließ sich durch das Hauptamt mit dem Kieler Klienten verbinden.

„Hier Rechtsanwalt Dubois; wer dort? — Ah, guten Morgen, Herr Petersen! Befinden zufriedenstellend? — Freut mich. Also: die Erbschaft ist ausgezahlt, Sie wissen ja, dreihundert Tille. Was soll damit werden? — Konsole, sagen Sie? — Um ja, stehen momentan ziemlich hoch. — Ganz recht, in acht Tagen werden sie wohl zurückgehen. — Also auf ein bis zwei Wochen Zinsverlust kommt es Ihnen nicht an. — Schön, werde die Sache bestens besorgen. — Empfehle mich Ihnen. — Schluß!“

Heinz trat vom Telephon zurück und öffnete die Tür zu seinem Privatarbeitszimmer.

„Also wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Blanchard, dann können wir anfangen. Für heute wird jetzt wohl das Geschäftliche erledigt sein.“

Wenn das wirklich der Fall war, so ging es ihm trotzdem immer noch durch den Kopf. Marion merkte das an der Art, wie er sein Diktat begann; er unterbrach sich häufig, änderte den Satzbau und ließ schließlich eine ganze Periode wieder austreichen.

Darüber wurde er ganz erregt, und Marion sagte endlich lächelnd: „Ich sehe es wohl ein, wir müssen die Abendstunden wieder aufnehmen. Sie sind nicht bei der Sache und nicht Herr Ihrer Gedanken.“

Das ärgerte ihn noch mehr. „Ein moderner Mensch muß sein Denken beherrschen können,“ entgegnete er eigenfönnig „und nun will ich gerade meinen Willen

durchsetzen. Ich werde sogar zweierlei nebeneinander erledigen.“

Er diktierte noch einen ziemlich konfuseu Satz und öffnete dabei die Tür zum Bureau.

„Jansen,“ rief er, „sehen Sie doch mal unten nach, ob Herr Konsul Rawen im Geschäft ist. Ich muß ihn auf zwei Minuten sprechen.“

Marion zuckte zusammen. „Kommt der Herr hierher?“

„Nein, ich gehe hinunter, oder wir verhandeln drüben. Es nimmt wirklich nur ein paar Minuten in Anspruch. — Wo waren wir doch stehen geblieben?“

Wenige Augenblicke später wurde Rawens Stimme nebenan laut; Heinz ging rasch hinüber und schloß die Verbindungstür.

„Schön, lieber Ludwig; es ist nett, daß du selbst kommst. Ich muß dich um einen Gefallen bitten. In meinem Schreibtisch liegen dreihunderttausend Mark, die einem Klienten gehören und zum Ankauf von Konsols bestimmt sind. Das wird etwa ein bis zwei Wochen in Anspruch nehmen, und der Aufbewahrungsort ist mir nicht sicher genug. Willst du die Summe in Depot nehmen?“

„Für den Eigentümer?“

„Nein,“ sagte Heinz zögernd, „dazu habe ich eigentlich keine Vollmacht. Es wäre ein Dienst, den du mir privatim leistest.“

„Gut, dann wollen wir die Sache auch privatim erledigen. Das Geld kommt in einen besonderen Schrank, wo ich wichtige Familienpapiere aufhebe. Er ist ebenso sicher als die übrigen, nur daß meine Frau einen zweiten Schlüssel dazu besitzt.“

Dieser Vorschlag entsprach der etwas pedantischen Natur des Bankiers. Es wäre ihm niemals eingefallen,

das Vermögen seiner Klienten auch nur scheinbar mit dem eigenen Besitz zu vermischen; da es sich hier aber nicht um ein Geschäft, sondern lediglich um einen Freundschaftsdienst handelte, so verfolgte er konsequenterweise das gleiche Prinzip.

Heinz erklärte sich auch sofort mit dem Vorschlag einverstanden. Es war ihm ganz einerlei, wo das Geld aufgehoben wurde, wenn es nur so sicher lag wie in dem vorzüglich eingerichteten Kassenraum seines Freundes. Dem eigenen Klienten hastete er ja doch mit seinem Vermögen für den Betrag.

So übergab er dem Konsul die gewichtige Brieftasche, und es war sehr bezeichnend für das unbedingte Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Männern, daß es weder dem einen einfiel, eine Quittung zu fordern, noch dem anderen, dieselbe anzubieten. Es handelte sich eben hier nicht um ein Geschäft, dessen Formen streng gewahrt worden wären, sondern lediglich um eine jener Gefälligkeiten, wo das leiseste Zeichen von Mißtrauen kränkend wirkt. Auch die Höhe der Summe spielte keine eingreifende Rolle, denn sowohl der Bankier wie der Anwalt waren daran gewöhnt, Geld als Ware zu betrachten.

Heinz kehrte sehr erleichtert in sein Arbeitszimmer zurück. Diese Angelegenheit hatte ihm die Gedanken zerstreut, und jetzt wollte er Marion zeigen, daß ein moderner Mensch mehr als eine Sache zu gleicher Zeit beherrschen kann.

Aber nun fand er die junge Dame in einer sonderbaren Stimmung.

Marion saß am Schreibtisch in derselben Stellung, wie Heinz sie verlassen hatte — ein wenig zusammengetauert und scheinbar etwas gelangweilt. Sie hatte auf der Schreibunterlage einige Arabesken hingezeichnet

und sich auf diese Weise die Zeit vertrieben, und als sie nun eifertig das Manuskript wieder zurechtshob, machte sie fast den Eindruck eines ertappten und beschämten Kindes.

Dann schien ihr zum ersten Male das Stenographieren Mühe zu verursachen.

Es war sonst für Heinz ein Genuß, hinter ihr stehend zu beobachten, wie die schlanke, auffallend schön geformte Frauenhand die krausen Zeichen mit blitzschneller Sicherheit aneinanderfügte, und wie die Schreibende dabei durch ein Lächeln oder ein Kopfnicken die geistige Teilnahme an der Arbeit kundgab. Heute aber stockte Marion fortwährend, verbesserte sich und begann schließlich in charakteristischer Weise mit den Schultern zu zucken.

Anfangs triumphtierte Heinz über diese Wahrnehmung.

Sie hatte ihn erst so spöttisch und überlegen der Gedankenflucht bezichtigt und war nun selber zerstreut wie ein Badsfisch in der Klavierstunde! Das verdiente eine kleine Strafe, und Heinz begann mit erhobener Stimme schneller zu sprechen, ungefähr wie ein Lehrer es tut, der die Unachtsamkeit seiner Schüler auf diese Weise rügt.

Es verursachte ihm einen grausamen Nügel, wie Marion sich offenbar immer angstvoller bemühte, der erhöhten Aufgabe gerecht zu werden, und dann kam plötzlich ein Moment, wo der heimliche Krieg sich in das Gegenteil umwandelte.

Marion ließ den Stift fallen und lehnte sich in ihren Sessel zurück. Mit einem hilflosen Lächeln blickte sie zu dem Rechtsanwalt auf und sagte tonlos: „Schelten Sie mich, aber ich kann nicht mehr — ich weiß nicht, was das ist.“

Während der ersten Sekunde flog in seiner Seele

ein sehr trauriges Bild auf. Dieses junge, vermutlich alleinstehende Weib lebte ja von seiner Hände Arbeit, und vielleicht war sie gezwungen, die Nächte hindurch zu arbeiten, um in der teuren Stadt einen kärglichen Unterhalt zu erwerben. Aber dann verwarf Heinz wieder diesen Gedanken.

Marions Kleidung war zu fein und zu neu, um auf Not schließen zu lassen, und die zarte Rundung ihrer Wangen redete auch nicht von Hunger und Wachen. Sie hatte nicht nach Art ihrer Kolleginnen um einen Vorschuß gebeten und überhaupt jede Erörterung der Geldfrage vermieden — aber freilich, die Art ihrer Arbeit griff an die Nerven, und es war brutal, darauf keine Rücksicht zu nehmen.

Heinz wurde ganz weich. „Fräulein Marion,“ sagte er leise, „ich bin doch kein Tyrann! Wenn Sie sich angegriffen fühlen, so wollen wir aufhören — für heute, für morgen — solange es Ihnen paßt. Ich möchte lieber das ganze Werk darangeben, als Ihnen eine Dual verursachen. Sie sollten einige Tage ausspannen und aufs Land gehen, das würde Ihnen zuträglicher sein als diese dumpfe Stadtluft und —“

Er wollte eine Frage wegen ihrer Wohnung hinzufügen, die ihm noch immer unbekannt war, aber sie schien es mit dem feinen Instinkt des Weibes zu erraten und kam ihm zuvor.

„Ich verdiene Ihre Güte nicht, Herr Doktor,“ entgegnete sie rasch, „Sie sollten mich härter behandeln, dann würde ich auch lernen, meine Nerven besser zu beherrschen.“

Darauf setzte er sich zu ihr an den Schreibtisch und sah ihr aufmerksam in die Augen. „Härter, Fräulein Marion? Kann man ein Weib überhaupt hart behandeln?“

„O ja,“ sagte sie, „viele meines Geschlechts wollen es sogar. Das da“ — sie legte ihre Hand auf das Manuskript — „ist von einem edlen Geiste getragen: Die Rechte der Frau! — Wissen Sie, Herr Doktor, welches das einzige Recht der Frau ist?“

„Zu lieben und geliebt zu werden.“

„Zu leiden und beherrscht zu werden. So ist es richtiger ausgedrückt.“

„Vielleicht ist das nur eine andere Form der Liebe,“ entgegnete er nachdenklich.

Marion nickte. „Ja — die einzige. Darf ich jetzt gehen?“

Er hätte gerne das Gespräch fortgesetzt, denn vielleicht kam da etwas zur Klarheit, das ihm an diesem Frauencharakter ein Rätsel war. Aber sie hatte schon ihre Mappe geschlossen und den Hut aufgesetzt, und dieser Ausbruch machte fast den Eindruck einer Flucht. Es war, als ob sie die Befürchtung hege, durch ihr längeres Verweilen irgend ein Geheimnis zu verraten.

* * *

Draußen brütete die Junisonne auf dem Pflaster des Jungfernstiegs. Es kam wohl eine leichte Brise die Alster entlanggestrichen und lockte zum erfrischenden Ausflug nach den schönen Willenvororten Harvestehude, Winterhude und Uhlenhorst, aber Marion wendete sich ohne Zögern nach rechts, wo ihr der heiße Brodem der Altstadt entgegenschlug.

Sie passierte, ohne eine Fahrgelegenheit zu benutzen, den Rathausmarkt, blickte im Vorüberstreifen flüchtig nach dem Zifferblatt der Nikolaikirche, durchschritt die kleine Bäckerstraße und tauchte endlich in einen jener Höfe, mit denen das alte, unter Raumangel seufzende Hamburg so reichlich gesegnet ist.

Die zierlich gekleidete Gestalt der jungen Dame fiel in dieser schon etwas düsteren Umgebung doch noch nicht besonders auf. Es gab hier wohl enge Seitengassen, in denen das Laster und das Verbrechen seine heimliche oder offenkundige Stätte aufgeschlagen hatte, aber im großen und ganzen wurde die Gegend von soliden Kleinbürgern bewohnt und war wegen der billigen Miete unter den Konfektionsmädchen und Konfektoristinnen besonders beliebt.

Marion hatte sich bei dem Althändler Müller einlogiert.

Der Tröbelfeller mit dem verwitterten Firmenschild lag in der Straßenfront, während die ziemlich enge Parterrewohnung vom ersten Hofe aus betreten wurde; hinten hinaus lagen noch mehr Höfe, aber da war es fürchterlich, und den Abschluß bildete ein schlammiges Fleet, dessen beide Seiten von zerfallenen Speichern eingefaßt wurden.

Luft und Licht kam nur spärlich in diese durcheinandergewirrte Häusermasse; es roch überall nach brackischem Wasser, Kohlenrauch und Küchenabfällen; dennoch hatte der Vorderhof ein verhältnismäßig freundliches Aussehen, denn in der Ecke stand ein Fliederbaum, und das Pflaster wurde von Frau Müller leidlich sauber gehalten.

Die dicke Dame war in der ruhigen Küche mit dem Mittagessen beschäftigt. Als Marion, um in ihr Zimmerchen zu gelangen, an der offenen Tür vorüberging, sagte die Gattin des Althändlers: „Na, Fräuleinchen, haben Sie schon die Morgenarbeit hinter sich? Dann kann ich wohl das Essen hereinbringen? Es ist eben fertig geworden.“

„Wenn ich bitten darf, Frau Müller —“

Marions Stübchen war eng und einfach, aber den-

noch mit einer gewissen Bierlichkeit ausgestattet. Das einzige Fenster ging auf den Hof und wurde von dem vorerwähnten Fliederbaum beschattet; die Insassin hatte den Arbeitstisch mit der Schreibmaschine dicht herangerückt, so daß ein blaßgrünes Licht auf die buntgewirkte Decke fiel. In einem engen Alkoven stand das schmale Bett, während der übrige Teil des Raumes mit Sofa, Sofatisch, Kleiderschrank und Kommode angefüllt wurde.

An den Wänden hingen ein paar alte stockfleckige Bilder aus der Zeit Napoleons, wie sie fast überall in kleinbürgerlichen Wohnungen anzutreffen sind.

Marion legte ab und setzte sich in die Sofaede. Der Gang durch die heißen Straßen schien sie erschöpft zu haben; sie lockerte ihre helle Bluse und zog ein paar Haarnadeln aus der Frisur, so daß die schweren schwarzen Flechten ihr über die Schultern niederfielen.

Dadurch erhielt ihr Gesicht einen ganz veränderten Ausdruck.

Es lag sonst etwas Frauenhaftes in den tiefen Augen und dem feingeschnittenen Mund, aber die langen Zöpfe verwischten das alles, und man konnte glauben, ein sehr junges, durch die südliche Sonne früh entwickeltes Mädchen vor sich zu sehen.

Auch Frau Müller, die jetzt mit dem Essen hereintrat, mochte eine gleiche Empfindung hegen, denn sie sagte mit unverhohlener Bewunderung: „Donnerslag, Fräulein, Sie sehen aber fein aus! So sollten Sie das Haar immer tragen!“

Marion lächelte. „Wo denken Sie hin, Frau Müller! Wissen Sie auch, daß ich schon vierundzwanzig Jahre alt bin?“

„Na, das ist auch was Rechtes! Bei uns in Hamburg laufen viele herum, die schon längst aus dem

Schneider sind und doch noch offene Haare tragen. Aber freilich," setzte sie nachdenklich hinzu, „das sind auch —“

„Ja," entgegnete Marion ruhig, „die sind wohl danach.“

„Bei mir dürfte so eine sicher nicht wohnen," fuhr Frau Müller fort und setzte sich behaglich ihrer Mieterin gegenüber. „Wissen Sie, Fräulein, solange ich hier wohne, haben wir immer nur ganz feine Mädchen gehabt, und dabei soll es auch bleiben.“

„Das habe ich auch nicht anders erwartet," erwiderte Marion und begann ihre Suppe zu essen.

„Natürlich, Fräulein, so ist es. Wenn mein Mann und ich auch anders denken täten, es ginge schon gar nicht. Sie ahnen kaum, was ein Althändler für Schereerei mit den Herren von der Polizei hat. Alle acht Tage Revision wegen der Bücher, und dann steht man immer noch mit einem Fuß vor dem Gericht.“

„Ist das wirklich so schlimm?" fragte Marion und legte den Löffel hin.

„Na, und ob! Bei uns kommt natürlich manche gestohlene Ware in den Laden, denn man kann es den Leuten nicht ansehen, wo sie ihre Sachen her haben; aber unsereins soll das immer am Preise merken, wo man doch selber nicht viel dafür kriegt und auch noch einen kleinen Verdienst machen will. So hört das Gelaufe mit den Konstablern gar nicht auf, und wenn es den Herren gerade einfällt, dann kommen sie auch in die Wohnung. Aber ich bin eine ehrliche Frau und kann meine Sache aufweisen.“

Marion hatte das zweite Gericht in Angriff genommen, aber es schien ihr nicht sonderlich zu schmecken.

Nach einer kleinen Pause nahm sie abermals das Wort. „Bei Ihnen sind wohl meistens alleinstehende Mädchen im Logis — nicht wahr, Frau Müller?“

„Ja, Fräulein, mit Mannsleuten befaße ich mich nicht. Die kommen immer so spät nach Hause, und das andere können Sie sich dazu denken. Da ist mir ein ordentliches Frauenzimmer am kleinen Finger lieber.“

„Aber einen Schatz haben die doch meistens auch!“ bemerkte Marion lächelnd.

Frau Müller nickte verständnisinnig. „Nu natürlich! Davon ist ja auch gar nicht die Rede. Heiraten will jede, und ehe es so weit kommt, hat sie eben einen Schatz. Sie sind ja auch jung und hübsch, Fräulein, und es sollte mich wundernehmen, wenn Sie nicht auch einen hätten.“

Über das feine Gesicht Marions glitt ein leichtes Rot.

Frau Müller erhob sich, um das Eßgeschirr aufzuräumen. „Also darüber machen Sie sich nur keine Sorge,“ sagte sie gutmütig. „Wenn Ihr Bräutigam Sie in allen Ehren besuchen will, dann soll er immerhin kommen, die Müllern stellt sich nicht vor die Tür, um zu horchen, und die Müllern schreit es auch nicht auf die Straße hinaus. Du lieber Gott, wir wollen alle was für das Herz haben. Wenn die Jahre sich erst einstellen, dann ist es doch zu spät dazu.“

Mit dieser philosophischen Betrachtung verließ sie das Zimmer und stieß die Tür durch einen Fußtritt hinter sich zu.

Marion blieb noch eine Weile auf dem kleinen Sofa sitzen, dann wurde sie unruhig und sah auf ihre Uhr.

Es ging schon in den Nachmittag.

Sie trat an die Tür und rief mit halblauter Stimme hinaus: „Frau Müller!“

„Was denn?“

„Er wird wohl noch heute kommen.“

„Schön, Fräuleinchen. Dann sind Sie ganz un-

gestört, denn mein Alter geht eben auf die Auktion, und ich muß im Geschäft nach dem Rechten sehen. Wenn Sie Ihrem Schatz was vorsehen wollen, grad' über die Straße ist ein Keller mit Flaschenbier."

Dann wurde es ganz stille in der kleinen Hofwohnung.

Die Sonne war über den hohen Dächern heraufgekommen und spielte mit ihren Strahlen in dem blaffen Laub des alten Fliederbaumes; einige Lichtfunken verirrten sich auch in das Stübchen und gaben ihm ein freundliches Aussehen.

Aber Marion zog sorgfältig die nürbe Futegardine zusammen und setzte sich vor ihren Arbeitstisch.

Ohne die schweren Flechten aufzusteden oder sonst etwas an der bequemen Kleidung zu ändern, nahm sie den letzten Manuskriptbogen aus der Mappe, betrachtete ihn mit einem zerstreuten Blick und rückte ihre Schreibmaschine zurecht.

Dann klang es „Tip-tip“ durch den stillen Raum, und eine Fliege surrte dazu an den Scheiben. —

Plötzlich hob die Arbeitende lauschend den Kopf.

Über das einsame Pflaster des Hofes kam ein rascher, fester Mannerschritt. Er machte vor der Müllerschen Wohnung halt, dann ertönte die Schelle mit einem kurzen Anklingen, und Marion flog von ihrem Stuhl empor.

Ihr schönes, kühles Gesicht hatte einen Ausdruck leidenschaftlicher Spannung angenommen; sie warf die Flechten zurück und huschte an die Tür.

Draußen tastete der Schritt in dem dunklen Flur.

„Hugo!“

„Marion!“

Die Antwort wurde leise und vorsichtig gegeben. Die Tür flog auf und Marion lag mit einem

Laut der Freude in den Armen des eintretenden Mannes.

„Hugo — mein Hugo!“

Er küßte sie rasch und zärtlich auf die Lippen, überflog dann die Einrichtung des Zimmers mit einem prüfenden Blick und nickte zufrieden. „Du hast dich gut eingerichtet, ganz nach meinen Anweisungen. Vor allen Dingen — sind wir hier unbelauscht?“

„Vollkommen, Schatz, es ist niemand in der Wohnung. Aber dennoch —“

„Was?“

„Meine Wirtin, Frau Müller, erzählte mir heute, daß die Polizei öfters zur Revision kommt.“

„Hast du daraus eine Andeutung entnommen?“

„Nein, es geschah ganz harmlos und zufällig. Die Leute führen ein Trödelgeschäft.“

„Ach so —“ entgegnete er sorglos und setzte sich behaglich auf das Sofa. „Dann hat die Sache nichts weiter zu bedeuten. Ich selbst empfang sogar gestern den Besuch eines höheren Polizeibeamten.“

Wenn der Polizeirat Steffens in diesem Moment durch das Schlüßelloch hätte lugen können, dann würde er ein sehr erstauntes oder ein sehr faunisches Gesicht gemacht haben. Denn dieser hübsche, schlanke Mann in dem einfachen grauen Jackettanzug, der sich so heimisch in dem Stübchen eines Tippfräuleins zu fühlen schien, glich aufs Haar dem vornehmen Baron v. Prangen, nur daß an seinen Händen kein Brillantring bligte und das leicht zerknitterte Vorhemd mit einem schlichten Perlmutterknopf geschlossen war.

Das heißt, den konnte man auch nicht sehen, denn dort ruhte jetzt Marions dunkler Kopf, und Herr v. Prangen, oder wie er sonst heißen mochte, sagte mit leichtem Tadel: „Nun zitterst du wieder wie Espen-

laub! Märchen — es gehört doch zu meinem Geschäft, die Herren von der Polizei ein wenig an der Nase herumzuführen!“

„Ein furchtbares Geschäft!“ entgegnete sie schauernd.

„Bist — nicht so laut!“

Marion hob den Kopf und sah ihn mit sonderbaren Augen an. „Weißt du auch, Hugo, daß ich mitunter die Lust verspüre, es laut hinauszuschreien?“

„Du regst dich immer noch unnötig auf,“ sagte er ruhig.

Und sie warf sich wieder mit wilder Leidenschaft an seine Brust.

Während er ihr mit der schlank geformten Hand ganz leise das Haar streichelte, hatten seine etwas ungetrübten Augen einen sehr seltsamen Ausdruck.

Es war wohl kaum möglich, dieses holde Geschöpf in den Armen zu halten, ohne von einem Gefühl der Bärtlichkeit überschauert zu werden, und die Bewegung der lieblosenden Hand war auch keineswegs vollkommen gleichgültig oder mechanisch; aber sie stand mit dem lauernden Blick der Augen in einem geheimen Rapport.

So wirkt der Magnetiseur mehr noch durch den Willen als die körperliche Berührung auf sein Medium, und obwohl Marion nur die letztere zu fühlen vermochte, so löste sich doch allmählich ihr ganzes Wesen in das Denken des Mannes auf.

„Ich war sehr töricht,“ sagte sie nach einer Pause. „Im Ernst, Hugo, du glaubst doch nicht, daß ich jemals an dir zur Verräterin werden könnte?“

„Du bist doch meine rechtmäßige Frau, Marion!“ entgegnete er lächelnd.

„O du — das will nicht viel heißen. Ich kenne genug Frauen, die ebenso gesellich mit einem Manne

verbunden sind und die ihn dennoch bei der ersten Gelegenheit betrügen. Das Gesetz ist nichts als eine Formel.“

„Ganz recht, Marion — wenigstens für dich und mich. Und weil wir beide die Gesetze übertreten, so sind unsere Interessen auch gemeinsame.“

„Nein — nicht so. Du führst allein den Krieg mit der Gesellschaft, und ich weiß nur darum. Aber ich habe dich lieb, ich bin deine Sklavin.“

„Wie du willst,“ sagte er abbrechend und blickte sich im Zimmer um. „Aha, da steht die Schreibmaschine — und da liegt auch ein Manuskript! Also die Sache ist glücklich eingefädelt?“

Marion nickte. „Seit drei Tagen diene ich dem Rechtsanwalt Doktor Dubois als Sekretär. Heute war ich zum dritten Male in seinem Bureau.“

„Du hast dich natürlich unter deinem Mädchenamen bei ihm eingeführt?“

„Du wolltest es ja, Hugo. Aber vielleicht war es doch nicht vorsichtig.“

„Warum?“

„Kann eine Frau die Mädchenrolle dauernd noch spielen? Er sieht mich bisweilen so forschend an —“

„Wahrscheinlich gefällt du ihm, und das lag gerade in meiner Absicht. Übrigens kannst du ganz ruhig sein, Marion. Um eine junge Frau von einem Mädchen zu unterscheiden, bedarf es schon gründlicher Menschenkenntnis, und die Juristen sind selten gute Psychologen. — Sonst hat er keinen Verdacht?“

„Nein. Ich habe Gelegenheit gefunden, die Ortlichkeit gründlich kennen zu lernen.“

„Das erwartete ich von deiner Geschicklichkeit. Also wie steht es?“

„Unmöglich!“

Der Mann stampfte leise mit dem Fuß auf den Boden. „Bitte, das Wort ist mir unbekannt! Es muß dir doch ein leichtes sein, den Schlüssel abzuziehen oder wenigstens einen Abdruck von dem Schloß zu nehmen!“

„Ja,“ entgegnete Marion leise, „in diesen Dingen hast du mich hinreichend unterwiesen. Aber die Wohnung des Anwalts ist unmittelbar mit den Büroräumen verbunden, und Dubois wird wegen seiner literarischen Arbeiten vorderhand nicht verreisen. Wenn ich dir also auch den Eintritt in das Bureau verschaffen könnte, so wird doch das andere unausführbar sein.“

„Das Kassenzimmer liegt doch direkt unter dem Bureau?“

„Ja — insoweit bist du richtig informiert. Aber das andere war uns unbekannt.“

Die Ehegatten schwiegen, und der Pseudobaron starrte finster vor sich hin.

Endlich nahm Marion wieder das Wort: „Dein Plan, mit meiner Hilfe in die Geschäftsräume des Anwalts und von dort aus in das Kassenzimmer zu gelangen, muß als gescheitert gelten, Hugo. Aber selbst wenn dir das letztere dennoch gelingen sollte — woher weißt du denn, daß das bewußte Papier wirklich unten liegt? Es kann sich ja ebensogut in der Wohnung deines Schwagers befinden.“

„Es war allerdings nur eine Vermutung, Marion. Aber darum ging der Auftrag, den ich dir gegeben habe, auch noch weiter.“

„Ja, er ging weiter,“ sagte Marion bitter. „Dubois und Ludwig Rawen sind miteinander befreundet, sie haben vielleicht keine Geheimnisse voreinander. Und mein Auftrag ging dahin, mich in das Vertrauen des einen einzuschleichen, um die Verhältnisse des anderen auszuforschen. Als ich mich dagegen sträubte, Hugo,

und als ich auf die Schwierigkeiten hinwies, da sprachst du von einem glücklichen Zufall —“

Der Mann horchte auf. „Ich lebe vom Zufall, Marion, und er ist mir noch immer günstig gewesen.“

„Ja,“ entgegnete sie leise, „vielleicht auch jetzt. Aber bevor ich weiter spreche, mußt du mir eine Frage beantworten. Auf dein — nun sagen wir: auf dein Ehrenwort.“

„Auf mein Ehrenwort!“ beteuerte er mit einem zynischen Lächeln.

Die junge Frau atmete tief auf. „Ist es dir in dieser Sache wirklich nur darum zu tun, jenen unseligen Wechsel zu erhalten, der die Ursache deines ganzen jetzigen Lebens geworden ist?“

„Ja.“

„Und wenn du ihn — so oder so — zurückerhalten hast, wirst du dann meinen Bitten nachgeben und — ein ehrlicher Mann werden?“

Über das Gesicht Hugo Kellers ging ein seltsames Zucken.

„Du weißt, Marion,“ sagte er, „daß ich nicht aus Neigung ein Verbrecher geworden bin. Vielleicht gibt es überhaupt keinen Menschen, den der Haß gegen die Geseze und die Verachtung der menschlichen Satzungen auf die Bahn des Verbrechens treibt, sondern, wenn er anders nicht geistig belastet ist, dann waren es Not oder Verführung, oder jugendlicher Leichtsin. Ich war leichtsinnig, Marion, und der Leichtsin brachte mich in Not, und die Not führte mich zu dem ersten verbrecherischen Schritt. Wenn der Mann meiner Schwester damals weniger hart gegen mich gewesen wäre, dann konnte alles noch gut werden, denn er hatte den gefälschten Wechsel eingelöst und verlangte keinen Ersatz dafür. Aber der Hanseatenstolz packte ihn, und er

wollte den Familienlumpen von den Schößen seines Philisterocks abschütteln, wie man eine Klette abstreift oder eine häßliche Raupe. Und darum wurde dieser Satanspakt abgeschlossen, daß ich mich niemals wieder unter anständigen Leuten sehen lassen durfte. Wenn ich es aber dennoch tat, dann kam ich ohne Gnade und Warmherzigkeit als Wechselfälcher in das Zuchthaus. Kannst du dir so etwas vorstellen, Marion, und gab es einen anderen Weg aus diesem Elend als den Krieg mit der ganzen menschlichen Gesellschaft?"

„Die Arbeit!“ sagte sie leise.

Hugo lachte. „Du wirst deine Klappermaschine auch noch satt kriegen, mein Schatz! Solche Arbeit, wie ich sie etwa gelernt hatte oder lernen konnte, die findet man nicht an der Landstraße und in den Fabriksälen, sondern dabei wird man gefragt nach dem Woher und Wohin, und die ganze Vergangenheit muß fein säuberlich aufgerollt werden wie eine Zeichnung ohne Klebse und ohne Rasuren. Da wendet man seinen Schliß und seinen Firnis schon lieber an, um der moralischen Welt eine kleine Komödie vorzuspielen — das ist freilich nicht ohne Gefahr, aber jedenfalls amüsanter als Holzhacken.“

„Und als Wolle spinnen!“ sagte Marion abermals noch leiser als vorher.

Der Mann an ihrer Seite blickte scheu hinter sich in die Zimmerecke. „Du, laß das! Man soll keine Gespenster wachrufen, wenn die Sonne scheint. Ich weiß recht gut, daß es einmal schief gehen kann, und darum möchte ich ganz gerne wieder das werden, was du einen ehrlichen Mann nennst. Wir haben allmählich genug zusammengearbeitet — jawohl, es ist auch eine Arbeit, mein Schatz! — und ich möchte nun gerne unter meinem guten alten Familiennamen als der ver-

schollene Sohn des Sanitätsrats Keller in der Heimat auftauchen. Man hat draußen in der Welt Glück gehabt, man hat eine schöne und reiche Frau gefunden, man ist solide geworden oder eigentlich niemals un-solide geworden. Dann ahnt kein Mensch, daß Hugo Keller jener große Unbekannte war, den die internationale Polizei seit vier Jahren sucht, und den sie doch niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Aber eines gehört dazu, Marion: ich muß diesen verwünschten Wechsel in Händen haben, denn er ist der einzige Beweis dafür, daß Hugo Keller einmal in seinem Leben gegen die Satzungen der Philister gesündigt hat.“

Marion atmete tief auf. „Ich weiß, wo er ist, Hugo, oder besser gesagt, ich kann angeben, wo er sich wahrscheinlich befinden wird. Aber deinem Versprechen, ein ehrlicher Mann zu werden, mußt du noch ein zweites hinzufügen.“

„Welches?“ fragte er.

„Wir kamen um eines einzigen Zweckes halber nach Hamburg,“ fuhr die junge Frau fort, „und wir mußten uns trennen, weil er auf eine andere Weise nicht zu erreichen war. Aber während ich jede Stunde aus-nutzte, um unserem Ziele näher zu kommen, hast du deine alte Beschäftigung fortgesetzt. Oder glaubst du, Hugo, daß ich beim Lesen der Zeitungen mit geschlossenen Augen über den Polizeibericht hinweggehe?“

„Es wäre vielleicht besser,“ entgegnete er finster. „Geh du deinem Werke nach und laß mich meine Arbeit verrichten. Solange ich nicht die Möglichkeit habe, in eine neue Haut zu schlüpfen, trage ich eben die alte zu Markt. Was ist da weiter und was soll ich dir versprechen?“

Marion vermied es, ihn während der folgenden

Worte anzusehen. „Ich belauschte eine Unterredung zwischen Dubois und deinem Schwager,“ sagte sie zögernd. „Der Rechtsanwalt hat eine bedeutende Summe — es sind dreimalhunderttausend Mark — bei dem Konsul Rawen hinterlegt, und dieser hat das Geld in einem Tresor aufgehoben, der, wie er selbst betonte, seine wichtigsten Familienpapiere enthält. Ich glaube bestimmt, daß der Wechsel, dessen wir habhaft werden wollen, mit zu diesen Papieren zählt, und ich will dir die Mittel und Wege angeben, wie du zu dem Papier gelangen kannst, sobald du das feierliche Versprechen ablegst, nur den Wechsel an dich zu nehmen und die Geldsumme unberührt zu lassen.“

Hugo Keller pfiff leise durch die Zähne. „Teufel, Marion, dreihundert Tausend sind ein fetter Bissen! Ist dieser Dubois reich?“

„Warum?“

„Du weißt, daß ich nur Nabobs schröpfe,“ entgegnete er zynisch. „Auf das Scherlein der armen Witwe lege ich kein Gewicht. Also besitzt dein Brotherr wenigstens ein Millionchen?“

„Darum habe ich mich nicht bekümmert, und es ist mir auch gleichgültig. Aber ich verlange von dir, Hugo, daß du meinen Willen erfüllst.“

„Und wenn ich das nicht tue?“

„Dann schweige ich.“

„Hm,“ sagte er nachdenklich, „was ihr Weiber doch mitunter für Launen habt! Gut, ich verspreche es.“

„Bei meiner Liebe?“ fragte sie bringend.

„Du nimmst die Sache verwünscht ernsthaft, Marion — ich könnte fast eifersüchtig werden. Also bei deiner Liebe oder besser gesagt: bei deinem Haß, denn ich sehe in diesen schönen Augen einen ganz gefährlichen Funken aufglimmen. Und nun sprich endlich!“

„Anna ist ebenfalls im Besitz des Schlüssels zu dem betreffenden Schrank.“

Der kurze Satz enthielt nur eine leise, flüchtige Andeutung, aber auf den Mann, der an rasche Kombinationen gewöhnt war, übte er eine augenblickliche und tiefgehende Wirkung. Er erhob sich, wendete Marion den Rücken und trat an das Fenster.

„Man entdeckt doch immer neue Rätsel in der Frauennatur,“ sagte er endlich. „Das Rascheln einer Maus setzt euch in Schrecken, und euer Kind würdet ihr dem Rachen eines Löwen entreißen. Das Blinken eines Polizeihelms bringt dich der Ohnmacht nahe, und du räfst mir einen Schritt an, der mich auf Gnade und Ungnade meinen Gegnern preisgibt. Was weißt du von dem Charakter meiner Schwester, und worauf gründest du die Annahme, daß Anna mir zuliebe ihren eigenen Mann verraten wird?“

„Die Ehe ist kein Riegel gegen den Verrat,“ entgegnete Marion gelassen. „Wenn du mich nicht mehr liebst, wirst du mich zu deiner eigenen Rettung den Häschern ausliefern. In dem Augenblick, wo ich dich hassen muß, werde ich im Stande sein, dich zu ermorden. Ich habe deine Schwester niemals gesehen, Hugo, aber nach deiner Beschreibung muß sie dir ähnlich sein, und dann hegt sie auch keine kleinlichen Bedenken gegen die Schranken des Gesetzes. Sie muß dir so ähnlich sein, wie sie ihrem Gatten unähnlich ist, und das gibt bei dem Unterschied der Jahre den Ausschlag. Gemeinsame Jugend und heißes Blut überbrücken zwischen den Geschlechtern einen Abgrund. Die Kluft der Jahre läßt sich nur durch gleiches Denken und Fühlen ausfüllen.“

Marion war ebenfalls aufgestanden und legte die Arme um den Nacken ihres Mannes.

„Ich wurde dein nach dem Gesetze der Natur,“ fuhr sie zärtlich fort, „das Priesterwort war zwischen dir und mir nur eine leere Form, denn wir lieben uns. Anna Rawen ist von ihrem Gatten um Geld gekauft worden. Du gehst einen sicheren Weg, wenn du auf diesen Handel baust. Ich würde hinzufügen, Hugo, daß du nicht einmal ein Unrecht begehst, aber an deiner Seite sind meine Begriffe über Recht und Unrecht in Verwirrung geraten, ich weiß nichts anderes zu denken, als was dir nützt.“

„Ist dir das leid?“ fragte er und drückte sie zärtlich an sich.

„O, du — —!“

Sie standen beide am Fenster und sahen hinaus auf den trübseligen Hof. Die Sonne war hinter den Häusern niedergegangen, und das kleine Zimmer begann sich mit tiefen Schatten zu füllen.

„Bleibst du bei mir?“ sagte Marion leise.

„Was fällt dir ein, Liebchen! Die Leute wissen doch nicht, daß wir Mann und Frau sind!“

„Das ist mir gleichgültig, Hugo — wir sind es doch!“

„Aber wir müssen vorsichtig sein, Kind. Marion Blanchard darf vor den Augen der Leute nur sein, was sie zu sein vorgibt — ein kleines sittsames Tippfräulein. Ich selbst werde meine Rolle ändern müssen, der Baron v. Prangen hat ausgespielt. Es war eine Dummheit von mir, daß ich die Augen der Polizei auf das Hotel und seine Insassen lenkte, aber die sorglose Reckheit hat seit Jahren zu meinem Handwerkszeug gehört.“

„Du willst Hamburg ohne mich verlassen?“ fragte Marion erschrocken.

„Nein, Hamburg ist groß genug, um darin unterzutauchen. Ich will nur scheinbar abreisen und in einen

weniger vornehmen Stadtteil ziehen. Sobald ich einen Platz gefunden habe, der hinreichend sicher ist, nehme ich dich zu mir.“

Die Augen der jungen Frau irrten nach dem Tische, wo die Schreibmaschine stand, und Hugo fing den Blick auf.

„Dieser Schwindel kann auch sein Ende nehmen,“ fuhr er scheinbar gleichgültig fort, „denn er hat seinen Zweck hinreichend erfüllt. Gib die Maschine dem Vermieter zurück und löse dein Verhältnis zu dem Rechtsanwalt. Wie du's erreichst, überlasse ich deinem Ermessen. Frauen sind ja um Ausflüchte niemals in Verlegenheit.“

Marion schwieg einen Moment.

„Du willst also meinem Räte folgen?“ fragte sie endlich unsicher.

„Ich werde ihn jedenfalls erwägen, Kind. Der Gedanke reizt mich, er ist so heiß wie mein ganzes Leben. Weißt du, wann mein Schwager in seine Sommervilla übersiedelt?“

„Ich kann es vielleicht unauffällig durch Dubois erfahren.“

„Du willst also noch einmal selbst zu ihm?“

„Ja.“

„Meinetwegen. Ein Brief würde sonst genügen, aber da du eine neue Aufgabe übernommen hast, so wird es wohl nicht anders gehen.“

„Und wohin soll ich dir Nachricht geben, Hugo?“ fragte sie, immer noch bestrebt, ihn einige Minuten festzuhalten.

„Ich komme zu dir, Marion.“

Ihr Arm löste sich von seinem Nacken, und sie gab ihn frei. Aber als er dann seinen Hut nahm und sie zum Abschied auf die Lippen küßte, rann ein leidenschaftliches Bittern durch ihren Körper.

„Hugo — zum ersten Male in unserer Ehe werde ich nicht wissen, wo ich dich suchen soll! Mir ist angst —“

„Märchen!“ entgegnete er und küßte sie nochmals. „Glaubst du, daß ich dich im Stich lassen will? Weißt du nicht, daß es außer der Liebe noch andere Dinge gibt, die zwei Menschen unauflöslich zusammenketten?“

* * *

Als sein Schritt in dem stillen Hofe verhallt war, warf Marion sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung auf das Bett.

Es war noch viel zu früh, um zur Ruhe zu gehen, und sie entkleidete sich auch nicht wie jemand, der den Schlaf sucht, aber die Art, wie der elastische Körper schlaff und gleichsam aufgelöst in den Kissen ruhte, verriet die körperliche und geistige Abspannung nach einer tiefen Erregung des gesamten Nervensystems.

Allmählich schien sie sich zu beruhigen, und der festgeschlossene Mund öffnete sich zu einem weichen und sehnsüchtigen Lächeln.

Vor ihrer Seele stiegen jene Herbsttage auf, in denen der Zufall — nein, es war das Verhängnis, das unabwendbare Fatum gewesen! — zwei Menschen zu einem Bunde für das ganze Leben zusammenführte.

Marion Blanchard lebte damals in dem großen, schillernden Paris ein einsames und verbittertes Dasein. Aus dem Schoße einer angesehenen Familie, mit der sorgfältigsten Bildung ausgestattet, war sie urplötzlich auf eine grausame Weise in den Strudel des Lebens hincingeworfen worden. Habfüchtige und betrügerische Menschen hatten den Vater um sein Vermögen gebracht und ihn zum Selbstmord getrieben; der Gram streckte die Mutter auf das Sterbelager, und die nackte,

unbarmherzige Not stieß das kaum achtzehnjährige Mädchen vor die Thür des Elternhauses.

So kam sie ohne Lebenserfahrung aus der stillen Provinz in die Hauptstadt Frankreichs, wo so viele emporkommen und wo noch mehr untergehen.

Ihr schien das letztere Schicksal beschieden zu sein. Niemand kümmerte sich um sie, niemand nahm sich ihrer an, und eines Abends ging sie über das Pflaster von Paris — eine Ausgestoßene, eine Wählenbe zwischen Tod und Schande.

Sie entschied sich ohne Besinnen für den Tod.

Die Ufer der Seine waren nahe, und der stürmische Herbsttag warf die letzten welken Blätter in das rauschende Wasser. Es war wohl gut, den Blättern zu folgen. Wenn das Laub sich vom Baume gelöst hat, dann muß es treiben. —

Sehr einsam war die Stelle und dennoch wohl nicht einsam genug. Die Hand eines Mannes hielt das verzweifelte Mädchen zurück, und diese Hand hielt es fest, ließ sie nicht wieder los.

Wer er war, woher er kam, was ihn dazu trieb, in ein Schicksal einzugreifen — Marion wußte es nicht, sie fragte nicht danach, sie erfuhr es erst später, als sie schon unauflöslich an ihn gekettet war.

Er nahm sich ihrer an, er sorgte für sie, und er erfuhr von ihr alles. Über seine Lippen kam kein Vorwurf, noch weniger aber ein Wort jenes satten pharisäischen Mitleids, das den Armen noch tiefer in das Elend hineinstößt.

Er erklärte die Begebenheiten als logische Folge der ungerechten Weltordnung, und dann ging er allmählich Schritt für Schritt weiter.

„Die Härtherzigkeit,“ sagte er, „hat dir dein Erbe genommen, der Geiz verweigerte dir den auskömmlichen

Lohn deiner Arbeit — in diesem Kampfe der Mächtigen gegen den Schwachen verliert das Gesetz seine Bedeutung, und jede Waffe der Selbstverteidigung ist erlaubt und gerecht. Wir dürfen uns an dem Unrecht rächen und von dem Überfluß unseren Zoll erheben. Wir sollen uns nur hüten, die Armen noch ärmer zu machen und die Elenden noch elender.“

Solche Worte hatten einen fremdartigen Klang, aber sie schmiegten sich wie ein süßes Wiegenlied in Marions Ohr. Ihre Seele begann einzuschlafen. Es kam bald die Zeit, wo Hugo Keller, der schon damals die Bahn des Verbrechens betreten hatte, sich selbst hätte enthüllen dürfen, ohne einen Bruch mit Marion befürchten zu müssen.

Aber er gab sich vorderhand nur als den Theoretiker. Er wollte das Weib zunächst unauflöslich an sich fesseln, denn er bedurfte ihrer für die großzügige Hochstaplerrolle, die das Ziel seines Lebens war. Außerdem erging es ihm wie den meisten Verbrechern, die mitten im Kampf gegen die Gesellschaft von der Vereinsamung beschlichen werden und nach einer einzigen gleichgestimmten Seele suchen.

So wurde das Paar nach kurzer Frist durch den Maire und durch den Priester für immer miteinander verbunden.

Dann kam die Enthüllung.

Mit dem feinen Instinkt, den Hugo Keller für die Regungen des weiblichen Herzens besaß, riß er nicht den Schleier von seiner Vergangenheit, sondern er ließ Marion Schritt für Schritt den Weg zum Verbrechen mit erleben.

Er galt in ihren Augen als Agent, der sich mit Vermittlung kühner Geschäfte befaßte, und es war zunächst seine Sorge, ihr klarzulegen, daß aller Handel und Wandel auf Umgehung der Gesetze beruhe, ja daß

selbst die schlichteste Form des Kaufes im Grunde nichts anderes wäre als ein Krieg zwischen Käufer und Verkäufer.

Dann trat er als der Betrogene auf und sorgte dafür, daß die Not mit den Fingerspitzen in das junge Eheleben hineintastete; und nachdem Marion auf diese Weise an ihre eigene Vergangenheit gemahnt worden war, legte er eines Tages ein Geständnis ab, daß sie sich dem Arm der Justiz entziehen müßten, weil er selbst den Krieg mit der Gesellschaft begonnen habe.

Nunmehr begann jenes Wanderleben von Weltstadt zu Weltstadt, dessen Spur sich wie ein roter Faden durch die Akten der internationalen Polizei und durch die Spalten der Sensationsblätter hindurchzog.

Marion kannte längst jeden dunklen Punkt in der Vergangenheit ihres Gatten, und sie wußte längst, daß er ein wohlüberlegtes Spiel mit ihr getrieben hatte. Aber es war für sie zu spät, um sich von seiner Seite loszulösen.

Er überhäufte sie mit Luxus, er forderte niemals von ihr irgend eine Mittäterschaft, sondern begnügte sich damit, durch ihre Gegenwart den Schein der Ehrbarkeit zu erhöhen, und — er war und blieb ihr treu.

Das letztere erschien um so seltsamer, je kühner Hugo Keller auf der Bahn des Verbrechers vorwärts schritt; aber Marion erblickte darin den Funken jener Liebe, die selbst durch die Schuttmassen einer zusammengebrochenen Moral nicht verschüttet werden kann, und dieser Glaube erfüllte sie mit Mitleid und machte sie ihm untertan.

Allein nie verließ sie die Hoffnung, daß dieses Dasein auf des Messers Schneide eines Tages abgeschlossen werden könne, nie hörte sie auf, ihren Mann daran zu erinnern.

„Du hast recht,“ sagte Hugo, „wir wollen diesem

Leben ein Ende machen. Was das Unrecht der Welt mir vorenthielt, das habe ich ihr auf meine Weise abgenommen — vielleicht sogar ein bißchen mehr, aber ich bin kein Pfennigfuchser. Ziehen wir also den Strich. Ob die sogenannte Moral mit der Geburt oder dreißig Jahre später beginnt, das macht schließlich keinen großen Unterschied.“

Und da reiste jener Plan, der das Paar nach Hamburg geführt hatte.

Es war schon tiefe Dämmerung eingetreten, als Marion sich endlich von ihrem Lager erhob. Sie ordnete ihre Kleidung und die verwirren Haare und öffnete das Fenster, um kühle Abendluft hereinzulassen; aber die mochte weit draußen in den Anlagen der Hansestadt die Wangen spielender Kinder umfächeln, zwischen diesen rauchschwarzen Hofmauern war nichts davon zu verspüren.

Frau Müller kam herein und brachte das Abendbrot.

Sie blickte sich listig in der kleinen Stube um und sagte: „Na, Fräulein, ich habe ihn weggehen sehen. Er hat was Feines an sich, und ich will man bloß wünschen, daß er es ehrlich mit Ihnen meint. Den Männern ist nicht zu trauen.“

„Nein,“ entgegnete Marion. „Aber ich bin seiner sicher.“

„Ja, das sagen alle, und hinterher kommt es doch anders. Zu einem Abendspaziergang hätte er Sie doch mitnehmen können!“

Marion wendete sich ab. „Seine Arbeit beginnt mit der Dunkelheit, Frau Müller.“

„Dann ist er wohl bei der Polizei?“

„Er hat mit ihr zu tun,“ entgegnete Marion und trat an die Schreibmaschine.

Die Hauswirtin entfernte sich mit einer Miene unbefriedigter Neugier. Marion begann den Rest des Manuskriptes zu übertragen.

Bisweilen ruhten ihre Hände müßig auf den Tasten — es war ein fruchtloses Werk, zwecklos wie so vieles im Leben, ebenso töricht vielleicht wie jene letzten zweideutigen Worte, die mit einem gefährlichen Geheimnis spielten.

Aber Marion spürte einen seltsamen Troß in ihrer Seele. Der ganze Efel vor einem lügenhaften Dasein bäumte sich in ihr auf, und in solchen Augenblicken wäre sie im Stande gewesen, ihre Schande in die Welt hinauszuschreien.

Sie suchte das Vergessen in dem mechanischen Schaffen.

* * *

Billa Annenruh lag an der Bahnstrecke Hamburg-Blankenese, etwa zehn Minuten von dem kleinen Stationsgebäude entfernt.

Es war ein Trost für Frau Konsul Rawen, daß die reichsten und vornehmsten Hamburger Patrizier ihre prächtigen Landhäuser in diese Gegend verlegt und ihr dadurch einen exklusiven Charakter verliehen hatten, denn die Billa selbst blieb in dem Rahmen bescheidener Ansprüche und versteckte sich daher auch gleichsam im dichten Grün vor ihren stolzen und prunkenden Nachbarn.

Der Weg von der Haltestelle dorthin war einsam und zur Nachtzeit sogar etwas unheimlich, denn wo die Lichter des Empfangsgebäudes aufhörten, begann ein kleines Gehölz mit buschreichen, verwilderten Anlagen, und der einzige hindurchführende Weg wurde nur sehr spärlich von wenigen Laternen erhellt.

Desto traulicher war der Anblick von Annenruh selbst, denn das weiße, im Schweizerstil erbaute Häuschen lag inmitten eines ziemlich großen, ländlich gehaltenen Gartens, und wenn Abends hinter den geöffneten Fenstern die verschleierte Lampe brannte, dann ahnte man kaum die Nähe der Weltstadt, und der Besucher glaubte sich mitten in dem Frieden einer tiefen ländlichen Stille zu befinden.

Freilich nur scheinbar.

Denn der Abendhimmel mochte noch so klar und sternenhell sein, weit draußen im Osten hing dennoch eine rötliche Dunstwolke am Horizont, das Rollen und Pfeifen der Züge tönte herüber, und an den Sonntagen war die ganze Umgegend bis spät in die Nacht hinein von einem Strom großstädtischer Ausflügler belebt.

Werktags hingegen zeigten sich nicht selten verdächtige Gestalten, die in den reichen umliegenden Villen brandschagten, und aus diesem Grunde pflegte Anna während der sommerlichen Übersiedlung die große silbergraue Dogge mitzunehmen, die ihr besseren Schutz gewährte als die alte Haushälterin Margarete Volten, die nebst einem halbwüchfigen Gärtnerburschen einzig und allein die Einsamkeit der jungen Frau teilte.

Gegen Abend kam dann freilich fast immer der Herr heraus, und wenn Ludwig ausblieb, dann war Frau Volten sehr unzufrieden, denn sie meinte, ein richtiger Mann wäre doch die beste Sicherheit.

„Und der Mann gehört zur Frau!“ setzte sie bisweilen hinzu, wenn Frau Anna dann die guten Eigenschaften des Hundes rühmte.

Heute war der Umzug vollbracht.

Es bedurfte dazu keiner großen Umstände, denn das Sommerhaus war vollständig eingerichtet, man

brauchte nur die Betten zu lüften und frische Vorhänge aufzustecken, und das war in ein paar Stunden geschehen.

Als der Hamburger Sechsuhrzug fällig wurde, begann Frau Volten für zwei Personen zu decken.

Anna sah ihr eine Weile zu.

„Mein Mann wird heute wohl noch in der Stadt bleiben,“ sagte sie plötzlich. „Aber es ist immerhin möglich, daß er doch mit dem Zehnuhrzug noch eintrifft. Sie können daher das Gedeck liegen lassen.“

Die Alte entgegnete unwirsch: „Dann ist es wohl auch nir mit dem, was ich eigentlich vorhatte?“

„Was hatten Sie denn vor, Frau Volten?“

„Na, gnädige Frau wissen doch, man will sich gerne auf der Nachbarschaft begrüßen. Senator Petersens sind schon vor drei Tagen eingetroffen, und ich habe da eine Freundschaft.“

„Ich weiß,“ sagte Anna rasch. „Ich wollte es Ihnen übrigens gerade anbieten. Bis zehn Uhr können Sie gehen. Wenn der Herr dann nicht kommt, ist es auch gut.“

Die Haushälterin nahm das als selbstverständlich hin, denn sie war seit Ravens Verheiratung im Dienst und wurde, wie überhaupt das gesamte Hamburger Gefinde, etwas verwöhnt.

Als sie gegangen war, betrat Anna das Schlafzimmer und entdeckte zu ihrem Schrecken, daß sie den Toilettenkasten in Hamburg zurückgelassen hatte. Diese Nachlässigkeit erschien ihr selbst unbegreiflich, aber ohne Rämme und Bürsten konnte sie natürlich nicht existieren und begab sich daher eilig in das Untergeschoß, wo der Gärtnerbursche Friß seine Kammer hatte.

Der noch sehr junge, aber anstellige Mensch war nicht wenig erstaunt, als seine Herrin plötzlich vor ihm stand und ihn in unverkennbarer Hast anredete.

„Fris, können Sie noch den Zug erreichen, der um acht Uhr in die Stadt fährt?“

„Mit 'nem kleinen Trab wird's wohl angehen, gnädige Frau.“

„Dann eilen Sie und begeben sich in unsere Wohnung — hier ist Geld. Lisette soll Ihnen den Toilettenkasten einhändigen, der in meinem Schlafzimmer unterm Spiegel steht. Sie soll nachsehen, ob nichts darin fehlt. Mit dem Beuhrzug fahren Sie wieder heraus. — Aber jetzt schnell, damit es nicht zu spät wird!“

Der Bursche griff nach seiner Mütze und stürmte davon. Auf dem Wege zur Haltestelle lachte er vor sich hin. „Hat die aber 'ne Wirtschaft um so 'nen alten Kasten! Aus den Weibern ist auch nie Klug zu werden!“

Der Brave hatte natürlich keine Ahnung, wie sehr eine Dame von ihrem Reçessaire abhängt. Er selber brauchte jedenfalls keines. —

Anna war nun ganz allein in der Villa und wurde sich dieses Umstandes wohl bewußt, als sie langsam in das Wohnzimmer zurückkehrte.

Eigentlich war es eine Torheit gewesen, den Burschen wegzuschicken, denn schließlich hatte das bis morgen früh auch noch Zeit, und auf dem Lande lernt man sich ohnehin behelfen. Aber zum guten Trost war ihr Swan ja noch vorhanden.

Die gewaltige Dogge stammte aus dem väterlichen Hause und war als ganz junges Tier mit nach Hamburg übersiedelt. Sie trug den Namen des „schrecklichen Zaren“ nicht mit Unrecht, denn sie war auf den Mann dressiert und für jeden Fremden wahrhaft furchtbar; nur Doktor Dubois wurde von ihr als Freund des Hauses anerkannt und demgemäß behandelt — jeder andere wäre auf einen Wink der Herrin zerrissen worden.

Ein solcher Schuß war gegenwärtig für die junge Frau nicht zu unterschätzen, und Anna beeilte sich, das treue Tier hereinzurufen. Sie ließ es sich zu ihren Füßen niederlagern und nahm dann ein Buch zur Hand, um Frau Voltens und des Burschen Rückkehr abzuwarten.

Dann mußte es sich auch entscheiden, ob Ludwig herauskam. Er hatte das unbestimmt gelassen, denn vor der Übersiedlung in die Sommerwohnung waren noch mancherlei Geschäfte zu erledigen, und bei der geringen Entfernung führte man den Landaufenthalt überhaupt nicht streng durch. Bisweilen war Anna Nachts in der Stadtwohnung und Ludwig draußen, zuweilen trat der umgekehrte Fall ein. Die fünfjährige Ehe hatte das Verhältnis der Gatten zur ruhigen Kameradschaft gestaltet, und zwei Genossen können einander wohl zuzeiten entbehren.

War es denn überhaupt jemals anders gewesen?

Die junge Frau seufzte leise.

Die Ruhe der Umgebung und die Lektüre regten zum Nachdenken an. Der Roman behandelte eines jener modernen Probleme, wo die Ehe nichts mehr oder weniger ist als ein Gesellschaftsvertrag, der jedem von beiden Kontrahenten stillschweigend Raum läßt, nebenher seinen eigenen Geschäften nachzugehen.

Es ist wohl überall und zu allen Zeiten nicht anders gewesen, aber einem neuen Geschlecht war es vorbehalten, den Stempel des Selbstverständlichen beizudrücken.

Anna dachte an Heinz.

Diese paar Sommermonate, die anderen Erholung bringen, waren für sie im Grunde genommen eine Last; es fehlte ihr der tägliche Verkehr mit dem Freunde, jene oft flüchtige und immer doch anregende Plauderstunde zu allen Zeiten des Tages — gegen Mittag,

zur Dämmerung, nach dem See, jener geistige Austausch, der niemals in offenkundigen Flirt überging und dennoch einem leichten Tändeln von Seele zu Seele glich.

„O gewiß — er wird auch gelegentlich den Weg zu dieser grünen Einsamkeit finden, aber nur in der Form einer feierlichen Einladung, wo sie zu dritt am Mittagstisch beisammen sitzen, und eines von den dreien als störend empfunden wird — der Freund zwischen den Gatten, die Gattin zwischen den Freunden — vielleicht auch der Gatte zwischen den beiden guten Kameraden.

Wenn er jetzt plötzlich käme!

Anna Raven empfand den Gedanken als eine gesellschaftliche Unmöglichkeit; es war ja ganz ausgeschlossen, daß der junge lebige Mann Abends neben einer jungen verheirateten Frau in dem einsamen Landhause sitzen durfte, während der Hausherr in der Stadt weilte, und die Dienerschaft Urlaub bekommen hatte. Es war vor der Welt und vielleicht auch vor dem eigenen Gewissen absolut unzulässig, und während Anna sich das alles ausmalte, lehnte sie sich in den Sessel zurück und vergrub die kleinen Füße in dem glänzenden Fell Zwans.

„Du würdest wohl gar Wache stehen!“ sagte sie halblaut, und aus dem scherzenden Vorwurf wurde ein liebkosender Laut.

Das Tier winselte leise.

Es war sehr still draußen, und die Leuchtkäfer flogen im Grün. Die schwüle, von Blüten gesättigte Luft strich durch das offene Fenster, und ein geblendeter Nachtfalter taumelte in das verschleierte Licht der Lampe. Über den regungslosen Bäumen zuckte am fernen Horizont der Strahl des Wetterleuchtens.

Anna Rawen begann abermals mit dem Hunde zu reden.

„Wenn du ein Mann wärest, müßte ich dich mit den Füßen fortstoßen,“ sagte sie. „Zwan, du hast den Namen des Schrecklichen, ist es nicht süß, seinen Fuß auf den Nacken eines Schrecklichen zu setzen? Eines Gefürchteten, den man nicht haßt —“

Und dann lachte sie in sich hinein.

Das war ein toller Einfall gewesen, sich Heinz Dubois als Sekretär anzubieten — hier draußen in der grünen Wildnis, wo alles zu einem Idyll einlud! Hätte er wirklich angenommen, dann war es natürlich ein Scherz, der niemals zur Ausführung kommen konnte, eine Probe auf das Exempel, wie weit die Männer sich verrechnen. Aber der Garstige war ein kühler Rechenmeister, und er nahm lieber eine kleine Klapperschlange ins Haus. Nachmittags zwischen sechs und acht.

Anna biß sich zornig in die Lippen, und dann fühlte sie plötzlich, daß ihr Herz stürmisch zu klopfen begann.

In der Umgebung des Hauses mußte irgend etwas nicht in Ordnung sein, denn die Dogge war seit einigen Minuten unruhig geworden.

Man konnte um diese vorgerückte Stunde — die Uhr schlug gerade halb neun — nicht wohl annehmen, daß ein Bettler noch die Frechheit hatte, den Bewohnern der Villa seinen Besuch abzustatten, wer sich aber in wirklich schlimmer Absicht herumtrieb, der wartete sicher auf das Erlöschen der Lampe und auf den Schlaf der Nacht.

Überdies deutete das Benehmen des Hundes nicht auf die Nähe eines Strolches, denn alsdann pflegten sich bei Zwan die Haare emporzusträuben, und er gewährte einen raubtierartigen Anblick.

Aber er kündigte auch nicht das Herannahen eines Hausgenossen an. Es hätte nur Frau Volten sein können, aber die kam sicherlich nicht vor Ablauf der festgesetzten Zeit, und für die beiden anderen war der Zehnuhrzug maßgebend.

Die Dogge hatte sich erhoben und die Vorderpranken in das offene Fenster gelegt; zweifelnd, mißtrauisch und dennoch die Rute leise bewegend, windete sie in das Dunkel hinaus, und wer von draußen herein kam, der mußte die mächtigen Umrisse des Tieres sofort in der hellen Beleuchtung erkennen.

Solches Wagnis konnte nur einer unternehmen.

Anna stand ebenfalls auf und faßte mit der zitternden Hand in das Halsband ihres Beschützers; sie glaubte am Eingang des Gartens die Gestalt eines Mannes zu erkennen und fühlte sich plötzlich selbst als die Beschützerin. Es war gar nicht anders möglich — Heinz hatte wirklich die Tollheit, um diese Zeit einen Besuch abzustatten, sein sonderbar zerstreutes Benehmen, das er heute vormittag bei dem flüchtigen Abschied zur Schau trug, konnte nur auf diese Weise gedeutet werden.

Die Gestalt war inzwischen näher gekommen und in ihren männlichen Umrissen nicht mehr zu verkennen; sie stand in der Nähe des Hauses unter einem Lebensbaum und schien das weitere Benehmen der Dogge abwarten zu wollen.

Anna fühlte, daß Zwan sich gegen die haltende Hand auflehnte.

Da begann sie halblaut zu sprechen.

„Heinz,“ sagte sie, „was sind das für Torheiten! Ich bin ganz allein in der Villa, und Frau Volten kann jeden Augenblick zurückkommen. Sie sind ja immer willkommen, aber nur jetzt nicht — um diese Zeit!“

Der Mann regte sich noch immer nicht, aber es

geschah dafür etwas anderes, woran die junge Frau in ihrer Aufregung gar nicht mehr gedacht hatte. Die Dogge stieß plötzlich ein kurzes Winseln aus, riß sich los und sprang durch das niedrige Fenster in den Garten. Im nächsten Moment hatte sie den Fremden erreicht und richtete sich an ihm empor. Es war genau das Anstürmen des dressierten Tieres, dem unmittelbar darauf ein Niederwerfen des Gegners und im schlimmsten Falle der Fanggriff an die Kehle folgen mußte.

Anna schrie entsetzt auf. „Iwan — hierher!! Um Gottes willen — Iwan!!“

Da sagte eine kühle, spöttische Stimme: „Fürchte dich nicht, Anna, dein Freund Heinz ist in Sicherheit, aber dieses gute Vieh hätte mich fast umgerissen. — Ruch, Iwan, pfui, ein gutgezogener Hund leckt doch nicht in das Gesicht! — So, so — und nun guten Abend, Anna — ich fürchte, daß dein Mann mich weniger stürmisch empfangen würde. Wie steht es denn mit dir?“

Hugo Keller war dicht an die Fensterbrüstung getreten und streckte der jungen Frau seine Rechte entgegen, während die Linke den noch immer winselnden Hund liebte.

Anna aber stand regungslos und ließ beide Hände schlaff niederhängen.

Darauf lachte der Bruder kurz auf. „Auch gut! — Darf ich wenigstens eintreten?“

„Ja,“ entgegnete sie tonlos.

Er machte ohne weiteres von der Erlaubnis Gebrauch und kam durch die Haustür in das Zimmer. Dort ließ er vor allen Dingen die Vorhänge an beiden Fenstern nieder, warf seinen Hut auf den Tisch und setzte sich in einen Sessel. Der Hund lagerte sich zu seinen Füßen.

Es war einen Moment ganz still; die junge Frau lehnte noch immer mit weitgeöffneten Augen an ihrem alten Platz.

„Du hieltest mich vorhin für einen anderen, Anna,“ nahm Hugo endlich das Wort, „wie sehe ich denn aus?“

„Nach fünf Jahren —“ entgegnete sie scheu und leise.

„Freilich, fünf Jahre verändern einen Menschen. Der Hund hat mich aber wiedererkannt, sonst läge ich draußen mit zerrissener Kehle; die Schwester —“

„Doch, Hugo!“

Der Laut war anders als vorhin, und Hugo Keller fing ihn mit scharfem Ohr auf.

Er änderte sofort sein Benehmen und sprach ohne spöttische Beimischung in weicherem Tonfall weiter: „Also die Natur verleugnet sich doch nicht!“

„Nein,“ sagte sie nähertretend und legte ihren Arm auf seine Schulter.

„Warum fragst du mich nicht, woher ich komme?“

„Ich weiß nicht, ob dir das lieb ist, Hugo.“

„Danke. Aber du kannst es erfahren. Damals — du verstehst doch, was ich meine?“

„Ja, ich weiß alles.“

„Desto besser — ich habe ohnehin nicht viel Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)





Das neue Kochbuch.

Humoreske von Alvin Römer.

Mit Illustrationen
von F. Grobet.



(Nachdruck verboten.)

Beinahc sechs Monate früher, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war, hatte der Provisor Michael Krüger das Mädchen seiner Wahl heimgeholt, weil Ereignisse eingetreten waren, die seinen Lebensplänen plötzlich eine andere Richtung gaben. Damals, als er sich verlobt hatte, war Anita ein reiches Mädchen gewesen, und ihr Vater hatte schon wiederholt Reisen unternommen, um zum Verkauf ausgetobene Apotheken und chemische Fabriken anzusehen, denn er hatte das junge Paar von vornherein in behagliche Verhältnisse setzen wollen, die der Provisor allein mit seinen bescheidenen Mitteln nicht hätte schaffen können.

Da war der große Bankruch in G. gekommen, der Tausende von Menschen um ihr Vermögen gebracht hatte, und auch Anitas Vater war ein Opfer dieser Katastrophe gewesen. Er, der bisher ein großes Haus geführt, vermochte auch körperlich nicht, diesem unvermuteten Unglück lange Widerstand zu leisten; ein Schlaganfall raffte den Bedauernswerten dahin. Anita war eine arme Waise geworden.

Michaels Freunde hatten ihn für leichtsinnig, ja geradezu für verrückt erklärt, als er trotz alledem das

seiner Braut gegebene Wort hielt. Es sei eine Pflicht gegen sich selbst, sagten sie ihm, das Verlöbniß zu lösen. Kein Mensch auf der Welt könne ihm das verargen. Aber Michael Krüger hatte ihnen mit seinem goldbedachten, im Herzen wurzelnden Humor bedeutet, daß er als Apotheker das Privilegium habe, anders zu handeln als sie. Apotheker seien nach einer allgemein verbreiteten Ansicht alle ein bißchen verrückt. Er sei es vielleicht auch. Aber sie möchten ihn daraufhin auch hübsch in Ruhe lassen.

Ein paar Wochen später war Anita seine Frau. Seine Stellung hatte er beibehalten können, da der Prinzipal ihm mit einer erfreulichen Gehaltzzulage beigefprungen war, und wenn es auch ein bißchen knapp zuzuging bei den jungen Eheleuten, so fühlten sich beide doch glücklich und mit ihrem bescheidenen Schicksal zufrieden. Das junge Frauchen freilich hatte zunächst keinen leichten Stand, denn ihre praktischen Kenntnisse, die sie befähigt hätten, eine auch nur kleine Wirtschaft ordnungsgemäß zu führen, waren vorläufig recht bescheiden. Sie hatte daheim wohl malen und musizieren gelernt, auch verstand sie meisterhaft Lawn-Tennis zu spielen, aber die Geheimnisse des Haushalts, vor allem der Kochkunst, waren ihr fremd geblieben. Indes war sie vom besten Willen beseelt, zu lernen und nachzuholen. Ein Kochbuch nannte sie auch ihr eigen. Außerdem würde sich wohl irgend eine gutmütige Nachbarin finden, die ihr in zweifelhaften oder verhängnisvollen Fällen mit Rat und Tat zur Seite stand; denn das vierzehnjährige Ding, das ihr der gute Michael als „Mädchen für alles“ gemietet hatte, war über die Herstellung von Pellkartoffeln daheim auch nicht hinausgekommen.

Leider aber war ihr Kochbuch nichts weniger als

praktisch. Es fing immer mit denselben ungeheuerlichen Imperativen an: „Nimm zehn Pfund Rindfleisch aus der Keule“ oder „Schlage das Eiweiß von zwanzig Eiern zu Schnee“ und so weiter. Das war ein Kochbuch für einen Landwirt mit zwanzig Kindern und einem Einkommen von zwei Bankdirektoren. Damit kam sie schon am ersten Tag in die Brüche. Und noch heifler ging es ihr mit den „gutmütigen Nachbarinnen“, denen sie sich anvertraute. Schon das Lächeln fetten Wohlwollens, das verständnisinnige Kopfnicken und das triumphierende Leuchten in den stechenden Augen der Wackeren machte ihr bange. Die Ratschläge aber, die man ihr erteilte, waren so allgemeiner, zuweilen auch unzuverlässiger Art, daß sie sich den Imperativen des Kochbuchs würdig an die Seite stellten. Verschiedentlich schon hatte sie im letzten Augenblick ihre Johanne auf Umwegen in eine Gartüchle schicken müssen, um den hungrigen Eheherrn nicht mit versalzenen, verbrannten oder sonstwie mißratenen Produkten ihrer sich leider so schwer entwickelnden Kochkunst bewirten zu müssen. Aber auf die Dauer ließ sich das unmöglich durchführen. Ihr Wirtschaftsgeld war knapp, und das Sümmchen, das sie für persönliche Ausgaben zur Verfügung hatte, schwand dahin wie Butter in der heißen Pfanne. Nie war ihr die Verflüchtigungsfähigkeit eines Zehnmarkstücks so schmerzlich deutlich geworden wie in diesen bitter süßen Tagen ihres Honigmonds. Eine begreifliche Scham hielt sie ab, bei Michael darüber Klage zu führen. Sie wollte auch nicht den leisesten Anschein von Verdrießlichkeit ihm gegenüber zeigen, der so tapfer gewesen war in den Zeiten des Zusammenbruchs, und seine Treue als etwas Selbstverständliches betrachtet hatte. Er wäre im Stande gewesen, ihr eine Köchin zu mieten, obwohl das seinen Etat zweifellos weit überstiegen hätte,

und das wäre ihr tief beschämend gewesen. Diese Ausgabe sollte er nicht auch noch haben, ganz abgesehen von den guten Freunden und Freundinnen, die diese Ehe für einen heillosen Unsinn erklärt hatten.

Wie die interessierten Kreise der Stadt ihr feindselig gesinnt blieben, merkte sie bald genug.

„Das schmeckt heute ja geradezu vorzüglich, Anita!“ sagte eines Tages Michael, als die Hausfrau in ihrer Bedrängnis sich wieder mit Hammelbraten und grünen Bohnen aus einer Gastwirtschaft versorgt hatte. „Hat dir Frau Postsekretär Schneider wieder geholfen?“

„Nein!“ stammelte das arme Frauchen und bekam einen roten Kopf. „Wie kommst du denn darauf?“

„Laß dich's nicht grämen, Schatz! Aber sie renommiert damit, von dir alle zwei Tage ausgefragt zu werden in Küchenangelegenheiten. — Frag von der Sippchaft künftig überhaupt niemand. Ich esse, was auf den Tisch kommt, wenn's auch nicht ganz so gut geraten ist wie dieser famose Hammelbraten. — Mit der Zeit wird's schon werden!“ sagte er tröstend.

Da wußte sie, was sie von den Nachbarinnen zu erwarten hatte. Aber sie biß die Zähne aufeinander und zeigte ihr fröhlichstes Gesicht.

„Ich werde schon allein fertig werden,“ sagte sie mutig und bot ihrem Michael als lederen Nachtisch ihren feingeschnittenen Kirschmum zum Kusse, obwohl ihr etwas beklommen um das Herz herum war, wenn sie an all die Gerichte dachte, die im Laufe des Jahres miteinander abwechseln sollten.

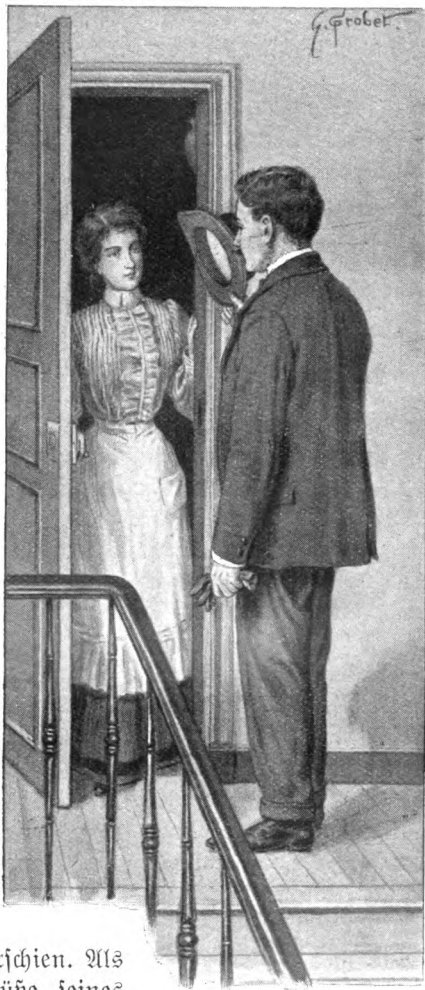
Aber die Vorsehung hatte beschlossen, ihr allen schrecklichen Kochbüchern und noch viel schrecklicheren Nachbarinnen zum Trost zu helfen.

Eines Vormittags, just als sie vor der heißen Auf-

gabe stand,
 Thüringer rohe
 Klöße zu erzeu-
 gen, nach denen
 Michael, ein
 Thüringerwald-
 kind, schon längst
 verlangt hatte,
 klingelte es an
 der Flurtür,
 und da Johanne
 Einkäufe be-
 sorgte, mußte
 die Frau Pro-
 visor selbst Nach-
 schau halten.

Da stand
 draußeneinjun-
 ger Mensch,
 adrett in der
 Kleidung, mit
 einem munte-
 ren, rotbäckigen
 Gesicht und ei-
 nem fecken
 Schnurrbart-
 chen unter der
 Nase, der ihr
 auf den ersten
 Anblick hin

durchaus fremd erschien. Als
 er aber die Grüße seines
 Vaters aus ihrer Heimat bestellte, erkannte sie ihn
 bald. Es war der Sohn des Portiers, der ihnen da-



heim länger als ein Vierteljahrhundert das Haus gehütet hatte, aus dem sie zuletzt arm wie eine Kirchenmaus hinausgegangen war.

„Vater ist so besorgt,“ berichtete der junge Mensch, „ich soll ihm heute noch schreiben, wie's Ihnen geht, gnädiges Fräulein.“

„Frau Krüger,“ verbesserte ihn lächelnd die junge Frau. „Sie müssen es schon anerkennen, daß ich nun verheiratet bin, Wilhelm.“

„Ich hatte mich nur versprochen,“ entgegnete er. „Aber Sie auch, gnädige Frau.“

„Wieso?“ forschte sie erstaunt.

„Seit wann sagen Sie denn ‚Sie‘ zu Wilhelm Lüderig'n?“

„Seit er ein so stattlicher junger Mann geworden und aus der Lehre gekommen ist!“ scherzte sie, gerührt von seiner Anhänglichkeit.

„Das sollen Sie aber nicht!“ entgegnete er. „Wissen Sie noch, damals, als ich konfirmiert war, und Vater mich als Kellner unterbringen wollte, was Ihr Herr Papa sagte?“

Nein — sie wußte es nicht mehr. Sie hatte sogar geglaubt, Wilhelm Lüderig sei wirklich Kellner geworden. Aber sie ließ es nicht laut werden und sah ihn nur erwartungsvoll an.

„Kellner ist gar nichts, Lüderig! sagte er zu meinem Alten damals. Kellnern kann zur Not jeder Laufbursche, der nicht auf den Kopf gefallen ist. Er soll lernen, wozu er Lust hat. Die Kosten trag' ich. — Und er hat Wort gehalten. Ich hätt's ihm gern gedankt und hätte eine Stelle bei ihm genommen, aber es hat ja nicht sollen sein. Nun bin ich hier im Bürgerkasino. Vorläufig für die Nachtküche. Aber es ist kein schwerer Dienst. Wenigstens jetzt noch nicht. Im

Herbst, wenn die Wälle losgehen, wird's wohl ein bißchen dicker kommen. Na, mir soll's recht sein. Ich arbeite gern.“

„Was sind Sie denn eigentlich geworden, Wilhelm?“ fragte herzklopfend die junge Frau.

„Na doch — Koch!“ gab er Auskunft, beinahe ein wenig beleidigt.

„Koch?“ rief sie erfreut. „Richtig, jetzt weiß ich es wieder. In der Rautenburger Hofküche haben Sie gelernt, nicht?“

„Freilich!“ bestätigte Wilhelm.

„Haben Sie da auch rohe Klöße gekocht?“

„Na ob!“

„Ach, Wilhelm,“ seufzte sie, „ich hätte eine große Bitte, wenn Ihre Zeit nicht zu knapp ist!“

„Bis drei Uhr bin ich frei.“

„Wollen Sie mir Thüringer Klöße kochen helfen heute?“

„Wenn Sie wieder ‚du‘ zu mir sagen!“ meinte er treuherzig.

„Gut, Wilhelm. Ich sage gern wieder ‚du‘ zu dir.“

Daraufhin übernahm er sofort die Leitung in Frau Anitas Reich, und es zeigte sich, daß er nicht nur etwas gelernt hatte, er konnte auch lehren. Ganz gewandt setzte er der kleinen Frau auseinander, worauf es ankam bei diesem etwas schwierigen Gericht, was sie zu tun und was sie zu vermeiden hatte. Als er kurz vor Tischzeit Abschied nahm, war ein wundervolles Mittagsmahl zum Auftragen bereit, und die junge Gattin hatte die entzückendste Laune von der Welt. Hatte doch Wilhelm Lüderitz versprochen, morgen wiederzukommen und ihr so lange zur Hand zu gehen, bis sie genug gelernt hätte, um den Posten einer selbstkochenden Hausfrau mit Ehren auszufüllen. Michael sollte

schon Augen machen, wenn alles geriet und schmeckte wie — nun, wie bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Rautenburg! Verraten aber wurde ihm vorläufig nichts.

Und der gute Michael machte Augen! Ganz verklärte und gerührte. Seine Frau entwickelte sich nach der wirtschaftlichen Seite geradezu wunderbar. Er hätte das so schnell nicht für möglich gehalten. Natürlich lobte er sie Mittag für Mittag gewissenhaft und freute sich heimlich, wenn sie rot darüber wurde.

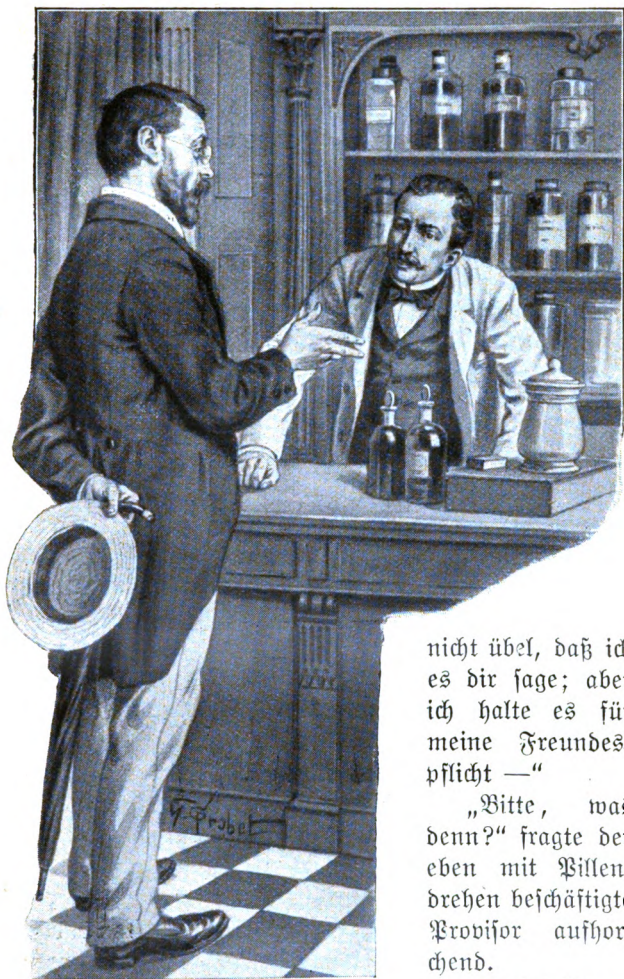
„Wie bist du nur so schnell dahintergekommen, Anita?“ forschte er einmal lächelnd.

„Ich habe mir ein neues Kochbuch angeschafft,“ erklärte sie ein ganz klein wenig verlegen.

Und das stand ihr so reizend, daß er sie küssen mußte.

In der Nachbarschaft gab es natürlich bald ein Raunen und Tuscheln, das um so ärger wurde, als das „dumme Ding“, die Johanne, sich von niemand ausfragen lassen wollte. Es dauerte denn auch gar nicht lange, da kam einer nach dem anderen der guten Freunde Michaels in der Apotheke vorgesprochen und kaufte sich Pfefferminzplätzchen oder Brausepulver und erkundigte sich dabei mit verdächtiger Teilnahme nach dem häuslichen Glück des allzeit fröhlichen Provisors.

Als aber der Ahnungslose durch die mehr oder weniger verblühten Anspielungen aus seinem holden Flitterwochenraum absolut nicht zu wecken war, erschien eines schönen Vormittags gegen zwölf der magere, aber sehr gestrenge Postsekretär Theodor Schneider, der seine Wohnung im gleichen Hause mit Krügers, nur eine Treppe tiefer, hatte und erklärte ihm mit schmerzlichem Mienenspiel: „Lieber Michael, nimm es mir



nicht übel, daß ich es dir sage; aber ich halte es für meine Freundespflicht —“

„Bitte, was denn?“ fragte der eben mit Pillendrehen beschäftigte Provisor aufhorchend.

„Es betrifft — nun — ohne Umschweife herausgesagt: dein eheliches Verhältnis!“

„Manu!“ entfuhr es dem jungen Ehemann. „Was soll denn das heißen?“

„Nun — deine Frau —“

„Was ist mit meiner Frau?“ brauste Michael auf. „Daß ihr sie alle nicht leiden könnt, hab' ich schon lange gemerkt!“

„Darin irrst du dich vielleicht. Aber wenn jemand natürlich — noch dazu schon in den ersten Monaten der Ehe — ja, dann natürlich —“

„Willst du mir auf der Stelle klar und deutlich mitteilen, was —“

„Das beste ist, du überzeugst dich selbst, denn mir glaubst du ja doch nicht. Es ist auch schwer zu glauben.“

„Ja, zum Teufel, was denn, du Folterknecht?“ schrie der gepeinigte Provisor.

„Alle Mittag, genau eine Viertelstunde vor deiner Heimkunft, verschwindet jemand aus deiner Wohnung,“ berichtete mit schlecht verhehlter Genugtuung der Postsekretär.

„Wer?“

„Nun — er!“

„Bist du verrückt geworden? Was für ein ‚er‘ denn?“

„Wer er ist, wissen wir auch nicht, ebensowenig wie Kanzleidirektors, die die gleiche Beobachtung gemacht haben. Aber die Geschichte geht schon mindestens ein paar Wochen so.“

„Ach — Klatzch!“

„Kein Klatzch, Michael!“ sagte der Postsekretär voll Mitgefühl und zuckte die knöchigen Achseln. „Sie duzen sich sogar und nennen sich beim Vornamen. Der junge Mann heißt Wilhelm. Meine Frau hat es durch die Wasserleitung ganz deutlich hören können.“

„Das ist ja offener Blödsinn!“ wehrte sich der Provisor. „Wer weiß, was ihr euch da für Albernheiten zusammengehört habt!“

„Dein Dank ergeht sich in merkwürdigen Formen, Michael!“ erklärte Schneider gekränkt.

„Dank? Dank? Wofür denn? Weil ihr ewig um meine arme Frau herumspioniert?“

„Wir spionieren nicht. Wenn man aber sieht, wie tagtäglich in des Ehemanns Abwesenheit ein flotter Kerl in die Wohnung schleicht und vorsichtig wieder verduftet, wenn der Gatte in Sicht kommt, dann —“

Der Provisor ließ jetzt doch den Kopf hängen. „Tagtäglich sagst du?“

„Tagtäglich!“

„Und ein junger Mann?“

„Mit einem schwarzen Schnurrbärtchen.“

„Gut. Ich werde der Sache auf den Grund gehen, um allen bösen Mäulern das Handwerk zu legen. — Meinst du, daß er jetzt dort ist?“

„Vor einer Stunde schon haben wir ihn kommen sehen.“

„So will ich den Chef bitten, daß er mich vertritt. Du gehst dann mit als mein Zeuge im guten oder schlimmen Sinne.“

„Wenn du darauf bestehst — selbstverständlich.“

„Gewiß bestehe ich darauf, lieber Freund. Entweder — oder! Der Matsch ist weit genug gediehen.“ —

Ein paar Minuten später waren sie leise die Treppen zu des Provisors Wohnung hinaufgetappt. Wie ein Dieb schob Michael den Schlüssel ins Schloß, den er sonst immer lustig klirren und schnappen ließ, um der Geliebten seine Ankunft zu melden, und auf den Fußspitzen schlichen sie über den dunklen Korridor in das nächste Zimmer. Es erwies sich als leer. Auch das

danebenliegende Wohn- und Speisezimmer zeigte keinen Gast. Aber aus der benachbarten Küche, deren Tür nicht ganz geschlossen war, drangen jetzt deutlich zweierlei Stimmen, von denen die eine offenbar aus einer Männerkehle stammte.

Dem Provisor stand das Herz fast still vor Schmerz und Entsetzen.

Der Postsekretär aber mit der breiten Freude des befriedigten Rechthabers murmelte: „Nun, glaubst du jetzt?“

„Still! Ich bitte dich!“ raunte der Provisor und lauschte.*)

„Ach, Wilhelm,“ tönte soeben die Stimme der jungen Frau mit einem behaglichen Seufzer auf, „das ist uns mal wieder wundervoll gelungen!“

„Hörst du?“ tuschelte der Sekretär. Der andere machte eine Gebärde ungeduldiger Abwehr.

Frau Anita sprach weiter: „Wenn ich dich nicht hätte, wär' es zum Verzweifeln gewesen in diesem alten Jammerneft!“

Und nun klang die männliche Stimme antwortend dagegen: „Darüber bin ich riesig froh! Wie gut, daß ich gerade hierher geraten bin!“

„Es sind alte Bekannte!“ konstatierte der Postsekretär stolz wie ein Untersuchungsrichter.

„Das war wirklich ein großes Glück, Wilhelm!“ sagte nun Frau Anita wieder. „Denn wenn man so gar keinen Menschen hat, der es ehrlich mit einem meint, möchte man auf und davon laufen! . . . Nur eine bessere Handschrift mußt du dir noch zulegen. Was du mir gestern für den kommenden Sonntag aufgeschrieben hast, habe ich nicht alles herausbringen können.“

*) Siehe das Titelbild.

„Sogar eine heimliche Korrespondenz führen sie!“ entrüstete sich der Postsekretär.

„Ruhe doch!“ flüsterte der Provisor herzklopfend. Ihm war so unheimlich zu Mute wie nie in seinem Leben, und trotzdem sträubte sich sein ganzes Gefühl noch immer, an irgend eine Schuld Anitas zu glauben.

„Schreibe ich wirklich so schlecht?“ erkundigte sich jetzt Wilhelm.

„Miserabel!“ erklärte die Frau Provisor.

„Nun, dann will ich es schnell einmal vorlesen. Wo ist denn das Blatt?“

„Hier, lieber Wilhelm.“

„Also: Erster Gang: Rindfleischsuppe mit Leberknödeln. Zweiter Gang: Kalbsbraten mit Spargelsalat. Nachtisch: Griespudding mit Himbeersosse. Dazu Rezepte. Erstens: Leberknödel. Man rechnet für drei Personen ein Viertelfund Kalbsleber, die man mit fünfundzwanzig Gramm Nierenfett zusammen recht fein wiegt. Dann rührt man hundert Gramm Butter recht schaumig, gibt zwei Eigelb und zwei ganze Eier daran und —“

„Wilhelm,“ unterbrach hier Frau Anita entsetzt den Vorleser, „wie können wir uns das leisten? Das mag eine Suppe für deinen Rautenburger Fürsten sein, aber nicht für Provisor Krügers.“

„Aber zum Sonntag, gnädige Frau?“ sagte Wilhelm entschuldigend. „Und wo Herr Krüger Leberknödel doch so gern mag!“

„Ja, dann muß ich mindestens den Nachtisch fortlassen: Vielleicht gar den Braten. Denn so weit reicht mein Wirtschaftsgeld ganz gewiß nicht.“

„Auch das ist nicht nötig. Aus den Bratenresten machen wir Montag nämlich eine großartige Fleisch-

pastete als Hauptgang. Damit kommt die Mehrausgabe schon wieder herein.“

„Angenommen, Herr Chef! Aber ich wollte es doch vom Montag ab endlich einmal allein versuchen.“

„Das können Sie ja auch, gnädige Frau. Und es wird ganz famos gehen. Passen Sie nur auf! So schnell habe ich's in Rautenburg lange nicht kapiert. Aber das Rezept zu der Pastete gebe ich Ihnen noch. Schwierigkeiten sind nicht dabei.“

„Gut. Und zu Mittag bist du unser Gast und überzeugst dich, ob die Pastete geraten ist.“

„Ach Gott, ich weiß nicht —“

„Aber selbstverständlich, Wilhelm. Mein Mann muß doch endlich sehen, wie mein neues ‚Kochbuch‘ eigentlich beschaffen ist! Warum willst du denn nicht?“

„Ich meine, der Herr Provisor könnte es nicht gern sehen. Ich bin doch nur ein Koch —“

„Ach, Unsinn, da kennst du meinen Mann schlecht. Der sieht den Menschen ins Herz und nicht in den Beutel, und aus Titeln macht er sich schon gar nichts.“

„O, ich kenne ihn noch ganz gut, den Herrn Provisor.“

„Woher denn?“

„Schon als er das erste Mal zu Ihnen ins Haus kam, habe ich ihm die Tür geöffnet, weil Vater gerade im Keller zu tun hatte.“

„O, wie lange ist das schon her!“

„Fünf volle Jahre.“

„Ach ja, damals sah die Welt noch anders aus für mich! Aber gerade daran magst du erkennen, was für ein herrlicher Mensch mein Mann ist. Unter seinen Freunden ist nicht einer, der ihm das Wasser reicht. Keiner hätte so vornehm gehandelt wie er. Nicht ein einziger! Erbarmungslos hätten sie mich sitzen lassen,

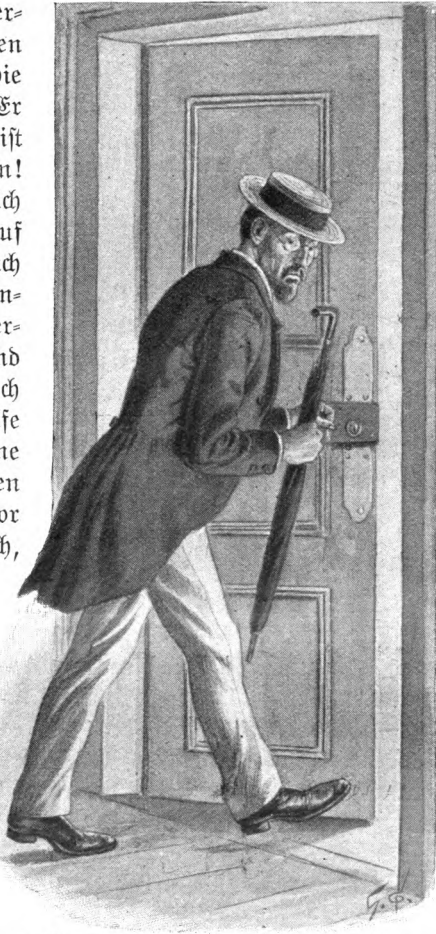
als Papa sein Vermögen verloren hatte. Einer wie der andere. Er aber nicht! Er ist ein Ehrenmann! Und darum bin ich auch so stolz auf ihn und so glücklich trotz all des Kummer's, den ich erleiden mußte. Und nun ich gar noch durch deine Hilfe hinter das dumme Kochen gekommen bin, weiß ich vor Wonne kaum noch, was ich anstellen soll.

— Nicht wahr, Sohanne, jetzt brennt uns kein Braten wieder an?“

„Nein, gnädige Frau!“

klang die piepsige

Stimme des kleinen Dienstmädchens dazwischen. „Aber bei Postsekretär's riecht's schon wieder ganz böse! Merken Sie's nicht? Die Frau Postsekretär ist nämlich wieder zur Frau Kanzleidirektor hinüber —“



„Das geht uns nichts an, Johanne!“ schnitt ihr Frau Anita das Wort ab. „Du weißt, der Herr liebt keinen Klatsch! Überlassen wir das ruhig denen, die sich nicht anders zu beschäftigen wissen!“

„Bravo, Anita!“ rief hier der Provisor, dessen Antlitz immer strahlender geworden war, während sein Begleiter erst ganz verständnislos den Kopf geschüttelt hatte und zuletzt, als ihm dennoch ein Licht aufgegangen war, ziemlich bedrückt nach seinem Freunde Michael hinüberschielte in der Befürchtung, irgend ein unangenehmes Nachspiel dieser von ihm angestifteten Lauferszene zu erleben.

Als der Provisor jetzt in die Küche trat, schlich er sich hastig davon, um sich für seine Enttäuschung an der eigenen Gattin, der teuren, Braten anbrennen lassenden, schadlos zu halten.

Frau Anita war erschrocken zusammengefahren.

„Aber Michael,“ rief sie, rotwerdend wie ein Krebs, „was treibt dich denn heute so früh her?“

„Dein neues Kochbuch dort, du tolles Frauchen!“ erklärte er lachend. „Es gibt nämlich gute Freunde und getreue Nachbarn, die es mit Gewalt für einen pikanten Roman angesehen wissen wollten! — Nicht wahr, lieber Schneider? Aber es ist doch ein richtiges Kochbuch, wie du siehst! Oder bist du anderer Meinung? — Ja, wo ist er denn geblieben, der alte Schnüffler? Ich glaube fast, er hat sich geschämt. Und ich wollte ihn doch zum Essen heute einladen! — Na, Schwamm drüber! Wir behalten dafür dann das neue Kochbuch da, das du dir zugelegt hast, kleine Schwindlerin!“

„Ach Gott, Michael, verzeih —“

„Es ist nichts zu verzeihen!“ entgegnete er und nahm ihren roten Kopf zärtlich zwischen seine Hände.

„Kennst du denn den Wilhelm Lüberitz noch, Michael?“ fragte sie leise.

„Natürlich. Nur weiß ich nicht, wie du das Geld für einen fürstlichen Koch aufbringst, Schatz!“ erklärte er lächelnd.

„Das erfährst du nachher bei Tische!“ beschied sie ihn. „Aber noch ist nicht alles fertig. Also laß uns die nächsten fünf Minuten in Ruhe, du neugieriger Provisor!“

„Wie der Kochlehrling befehlen!“ scherzte er glücklich über seinen unzertrümmerten Hausfrieden und stieg in den Keller hinab, um von seinem bescheidenen Weinvorrat eine Flasche für das „neue Kochbuch“ zu opfern.





Rodelheil!

Winterbild aus den Bergen. Von A. Nistler.

Mit 9 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Das an intimen Reizen und großartigen Szenerien reiche bayerische Hochland ist nicht allein im Sommer das Reiseziel Hunderttausender wanderfroher Touristen und ständiger Sommergäste, auch im Winter suchen begeisterte Natur- und Sportfreunde seine Hochtäler auf, um sich an der erhabenen Schönheit der winterlichen Landschaft zu erfreuen und sich dem körperstärkenden Sport hinzugeben.

So eine winterliche Bergfahrt erschließt uns viele neue Schönheiten der ernstesten Bergwelt und bringt uns vielfach noch höhere und reinere Genüsse als eine sommerliche Tour. Schon der Mangel an Staub und Hitze, an dem lauten, jeden ernstesten Naturfreund störenden gewöhnlichen Reisepublikum macht einen Winteraufenthalt im Gebirge angenehm. Dazu kommt die fesselnde Schönheit der im Schneefleisch prangenden Berge, die uns in ihrer stolzen Unnahbarkeit womöglich noch großartiger und ernster anmuten als im Sommer. Dabei ist die klare, reine Winterluft in den geschützten Hochgebirgstälern mild, und die Lungen saugen begierig den belebenden Odem ein.

Eine winterliche Wanderung durch die schweigende Natur, durch tiefverschneite Wälder und auf stolze Bergeshöhen bietet einen Hochgenuß ohnegleichen und



Phot. O. Weitmayer, Tegernsee.

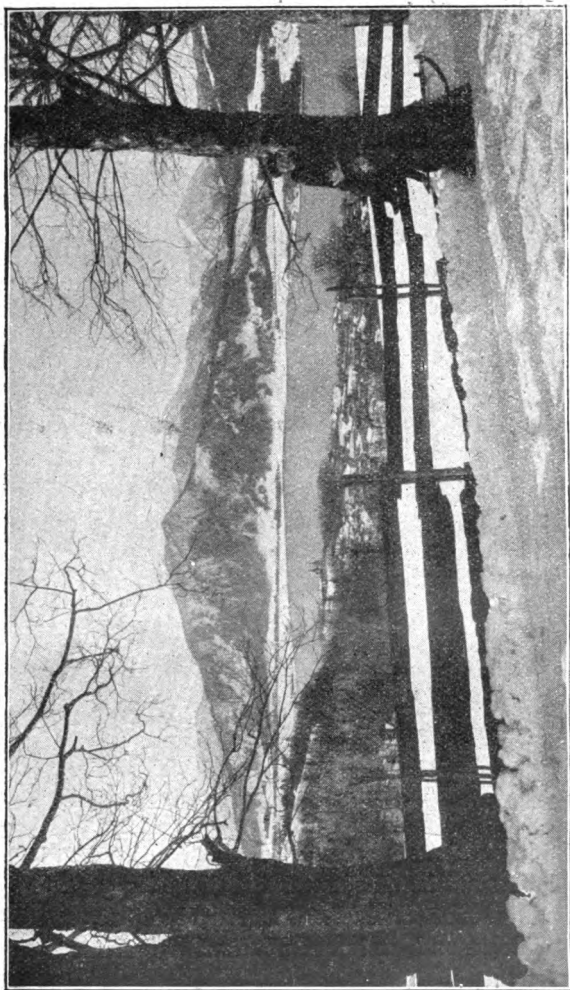
Rodelhell!

ist in ihrer wohlthätigen Wirkung auf Geist und Körper mit nichts zu vergleichen. Schon die Einsamkeit, die Großartigkeit der stets wechselnden Szenerien wirkt befreiend auf Geist und Gemüt, und angesichts der in ewiger Schönheit strahlenden Berge schwinden unsere kleinlichen Sorgen und Leiden dahin. Wir fühlen nur noch das Ewige, Göttliche in uns, und unsere Seele hebt sich in andachtsvollem Schauen zum Schöpfer all dieser Schönheit.

Wahrlich, der Aufenthalt in der schweigenden Einsamkeit der winterlichen Bergwelt macht den Menschen groß und rein!

Er macht ihn aber auch gesund und froh. Es ist, als ob ihm aus ihrem Anblicke neue Lebenskraft zuströmte. Nichts ist geeigneter, den vielen gesundheitlichen Schädigungen, die der lange Winter den Großstadtbewohnern bringt, wirksamer entgegenzuarbeiten als ein längerer oder kürzerer Winteraufenthalt. Der Mangel an Licht, Luft und Bewegung, die üblen Nachwirkungen längeren Aufenthalts in überhitzten, menschengesüllten, schlecht gelüfteten Räumen fallen bald gänzlich fort, und wer an Nervosität leidet, der gehe in die Berge, treibe Wintersport, und er wird bald seine alte Ruhe und Spannkraft wieder erhalten.

Der Wintersport, der aus bescheidenen Anfängen in wenigen Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, ist schon allein deshalb, weil er das Großstadtpublikum in die freien Berge führt, ein hygienischer Faktor von außerordentlicher Wichtigkeit geworden. Die Betätigung des Sports selbst aber, der, wie beispielsweise das Skilaufen, Kraft, Geschicklichkeit, Übung, Kühnheit, Selbstvertrauen und Kaltblütigkeit erfordert, ist in hohem Maße berufen, unserem verweichlichten Geschlechte auf die Beine zu helfen. Insbesondere gibt



H. v. E. Reitmaier, Tegernsee.

Blick auf Tegernsee gegen den Wallberg.

der Wintersport unserer in den gesellschaftlichen Formen ihrer Frische und Natürlichkeit beraubten heranwachsenden Jugend den verlorenen Jugendübermut und Frohsinn wieder. Man muß sie nur sehen,

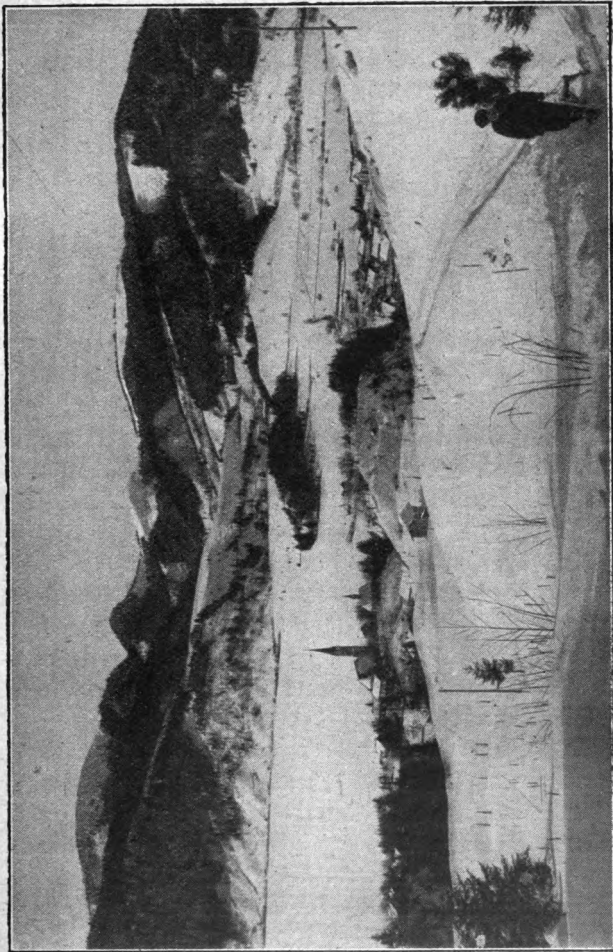


Skiläufer.

Phot. G. Roth, Schliersee.

diese jungen Leuten in der Stadt, in Gesellschaften, im Theater und dergleichen, mit blassen Wangen, müde und teilnahmslos blickenden Augen, schlaffem, apathischem Wesen und automatenhaften, angelegerten Bewegungen.

Kommt aber einmal hinaus in die Berge und seht denselben Leuten beim Rodeln oder Skilaufen zu.



Phot. G. Roth, Schliersee.

Schliersee im Winter.

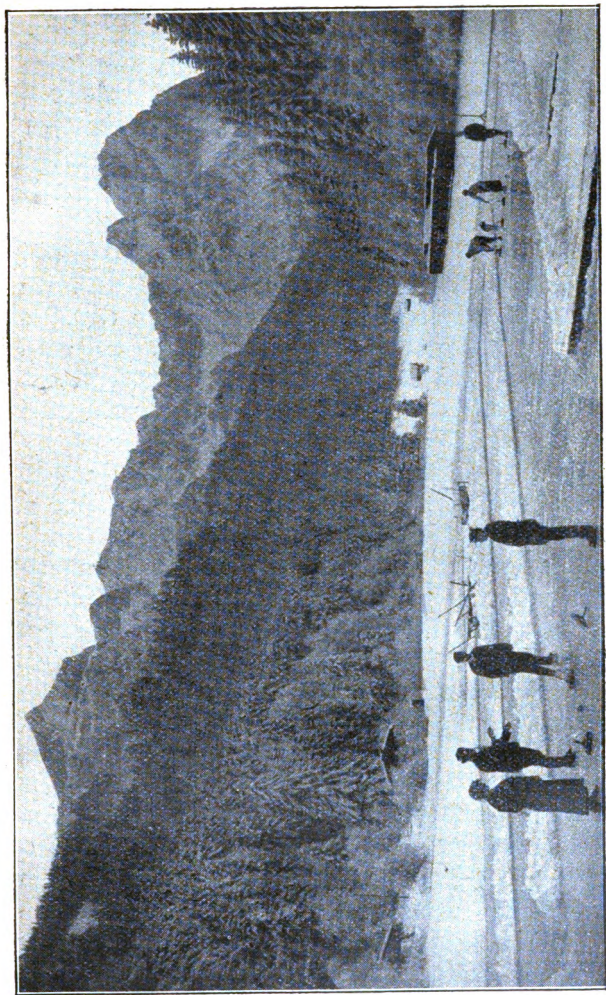
Die gesellschaftliche Gespreiztheit haben sie daheim gelassen. Hier draußen angesichts des Ewig-Unvergäng-

lichen findet sie keinen Boden. Als freie, durch keinen Zwang eingeengte glückliche Menschenkinder freuen sie sich ihres Daseins, werden sich all der Jugendkraft bewußt, die gärend in ihnen trotz aller Verziehung noch verborgen liegt.

Wie röten sich die blassen Wangen, wie beleben sich die müden, blasierten Züge, das matte Auge bekommt Ausdruck, die trägen Muskeln spannen sich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Pflege des edlen Wintersports unserer heranwachsenden Jugend beiderlei Geschlechts viel wiedergeben und ersetzen kann, was ihr im Leben der Großstadt abhanden gekommen ist, vor allem aber Gesundheit und Naturliebe. Eine neue Welt der Schönheit tut sich ihr auf, die uns hinanzieht. Ein neues Tätigkeitsfeld bietet sich ihr, das, halb ernsthafter Sport, halb harmloses Vergnügen, dennoch auf Geist und Körper die nachhaltigste, wohlthuendste Wirkung ausübt.

Das schöne bayerische Hochland bildet für die Ausübung aller Arten des Wintersports ein geradezu hervorragend geeignetes Gelände, prachtvolle Hänge für Skilaut, für Eislauf die in ihrer winterlichen Pracht anziehenden Seen und für Schlittensfahrten die lohnendsten und dankbarsten Touren.

Die Bergfreundlichkeit der Münchner hat sie auch im Winter die stillen Schönheiten des Hochgebirgs aufsuchen lassen, und der Wintersport findet wohl in keiner anderen Stadt so viele begeisterte Anhänger als unter der Münchner Bevölkerung. Wie München infolge seiner geographischen Lage im Sommer mit wenig Zeit und Kosten die Perlen der Alpenwelt aufzusuchen gestattet, so sind der lebensfrohen Stadt auch im Winter die vornehmsten Winterstationen des bayerischen Hochlandes bequem nahegerückt.



Phot. v. Wott, Schliersee.

Eisjähfen auf dem Schliersee.

Eine kurze Eisenbahnfahrt führt mitten aus dem Trubel des glänzenden Münchner Winterlebens in die Einsamkeit der Berge, nach Partenkirchen-Garmisch, Schliersee, Berchtesgaden und Tegernsee. Beschleunigte Wintersportzüge mit ermäßigten Fahrpreisen, die die bayrische Verkehrsverwaltung in dankenswerter Weise einstellt, haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den Winterorten Gäste zuzuführen.

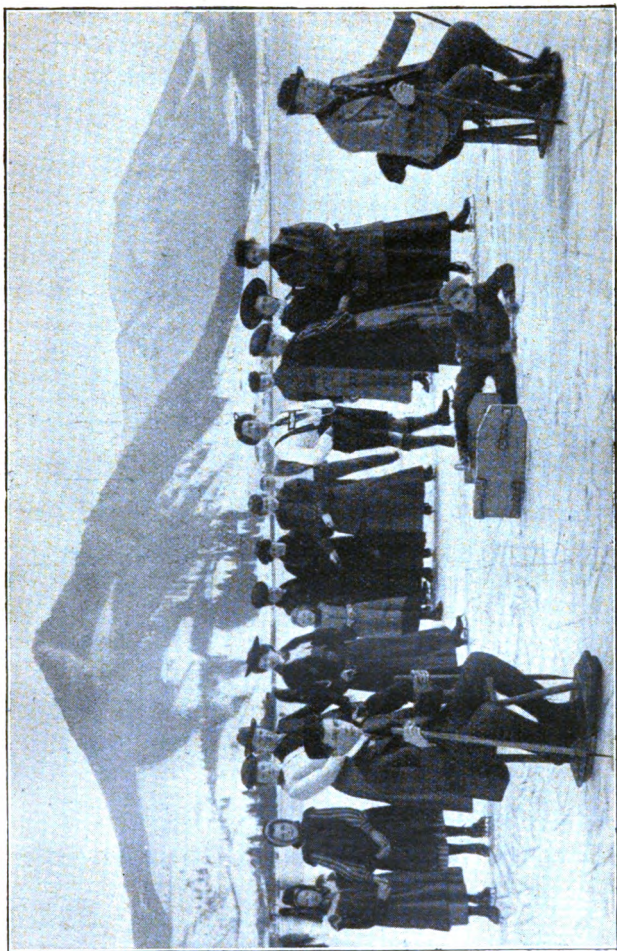
Der Wintersport hat im bayrischen Hochlande einen derartigen Aufschwung genommen, daß sich in den genannten Orten im Winter ein fast ebenso lebhaftes Treiben entfaltet wie während der Sommermonate. Jeder schöne Tag bringt aus der Stadt neue Sportfreunde, und viele derselben lassen sich zu längerem Aufenthalte nieder.

So ein Winteraufenthalt ist, was Naturgenuß und Erholung anbelangt, aber auch einem Sommeraufenthalt in vielfacher Hinsicht vorzuziehen.

Unter den Vergnügungen der Wintergäste nimmt gerade der Rodelsport unstreitig die erste Stelle ein, schon deshalb, weil sich überall Gelegenheit bietet, ihn auszuüben; dann aber auch, weil er keine besonderen Vorübungen und Vorkenntnisse erfordert.

So ganz glatt geht die Sache allerdings nicht immer, wie es sich der Anfänger vorstellt, daß man sich einfach auf den kurzen Schlitten setzt und ihn geradeswegs laufen läßt. Gott bewahre! Man muß schon ordentlich mit-tun, um das eigensinnige und übermütige Ding in der Richtung zu halten, hauptsächlich mit den Füßen, sonst geht's wahrhaftig den Schneehang hinab. Ein Unglück ist das gerade nicht, denn der Schnee ist ja weich und nachgiebig.

Einen Hochgenuß bietet die Wanderung zur Berges-

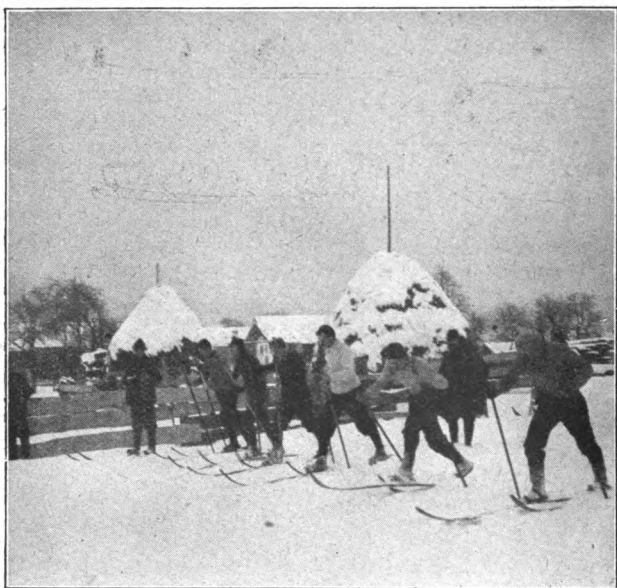


Phot. G. Roth, Sphirer.

Eisport auf dem Sphirersee.

höhe, wo die Rodelbahn ihren Anfang nimmt. Allmählich versinken hinter uns Tal, See und Ortschaften

in Dunst und Hauch, und der verschneite Hochwald nimmt uns auf. An Biegungen des Wegs bietet sich uns, je höher wir steigen, ein Panorama von verschneiten und eisbedeckten Bergespitzen von über-



Phot. Jaeger & Göraen, München.

Am Start zum Dauerlauf.

wältigender Großartigkeit. In der Unterkunftshütte finden wir fröhlichstes Leben, Ritherspiel, Gesang und Tanz.

Das Beste aber steht uns noch bevor — die Tal-
fahrt.

Fertig! Ein kurzes umfassendes Abschiednehmen von all der majestätischen Pracht ringsum — der Schnee stäubt empor, und dahin geht es in saufender Fahrt,



Phot. Carl Reiber, Garmisch.

Wintersport in Garmisch.

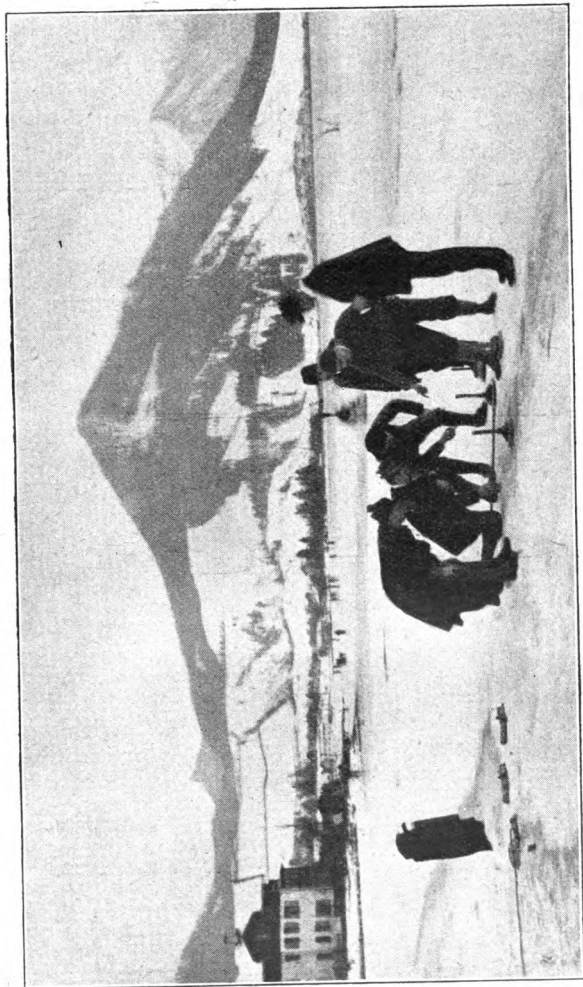
schneller und immer schneller. Wir vermeinen körperlos zu sein und zu fliegen — da läßt uns ein kühner Luftsprung des Schlittens nur zu deutlich empfinden, daß wir noch aus Fleisch und Knochen bestehen.

Wir legen die Strecke von drei Stunden in weniger als fünfzehn Minuten zurück und bedauern, als der Rodel in langsamer werdender Fahrt ausläuft, daß es nicht länger währte. Über und über mit feinem Schneestaub bedeckt, erhitzt von der Fahrt und dem Vergnügen, angenehm durchrüttelt von den Bodsprüngen des Schlittens, verlassen wir diesen, um im nahen einfachen Gasthause dem sich einstellenden mächtigen Hungergefühl Rechnung zu tragen.

Als beliebteste und dankbarste Rodelbahnen, die neben dem Genuß des Rodelns auch noch hohen Naturgenuß durch herrliche winterliche Gebirgszenerien bieten, gelten Wallberg, Hirschberg und die Neureut bei Tegernsee, der Brünstein bei Oberaudorf, der Herzogstand bei Kochel, der Peißenberg bei Weilheim, ferner Miesbach und Kohlgrub. Diesen Bahnen reihen sich noch zahlreiche kleinere an, die einen nicht minder starken Besuch aufzuweisen haben.

Für Skitouren kommen hauptsächlich die Gebiete von Schliersee, Marquartstein, Aschau, Tölz, Miesbach, Tegernsee, Garmisch und Kochel in Betracht. Der Alpine Skiklub, sowie der Akademische Skiklub, beide in München, veranstalten regelmäßig Übungsfahrten in geeignetem Gelände.

Daß das bayerische Hochland für Eislauf und Schlittenpartien ein außerordentlich dankbares Gebiet abgibt, ist jedem aus eigener Erinnerung wohlbekannt, der im Sommer jemals hier weilte. Besonders lohnend aber sind Schlittenfahrten von München nach Garmisch über den Starnberger- und Staffelsee, ferner von Kochel



Eischießen auf dem Risersee bei Garmisch.

über den Walchensee, über Mittenwald nach Innsbruck, von Garmisch an den Eibsee, von Garmisch nach Leremoos oder über die Königsschlösser Linderhof und Neuschwanstein und andere mehr.

Die Berge erstrahlen bis tief ins Tal herab in schimmerndem Schneekleide. Die ganze Schönheit des Winters breitet über die Bergwelt die Zauberpracht des Märchens. Darum laßt uns hinauseilen, all diese Schönheit in uns aufzunehmen, in den winterlichen Bergen Erholung und Naturgenuß zu suchen.



Deutsches Land!

ST. PAUL, MINN.



Er hat nicht geheiratet.

Novelle von Friedrich Thieme.



(Nachdruck verboten.)

I.

Möbliertes Zimmer zu vermieten.“

Der Student Friedrich Bornschein studierte aufmerksam die Ankündigung am Fenster eines bescheidenen Hauses der Vorstadt, dann betrachtete er ebenso aufmerksam letzteres selbst, ließ den sinnenden Blick über das kleine kahle Vorgärtchen hinschweifen und trat endlich zögernd ein. Der junge Mann atmete tief, als er die Klingel zog, er kam eben vom Gymnasium daheim, und es war das erste Mal, daß er für sich selbst eine verantwortliche Handlung vollzog. Dabei zählte er überhaupt zu jenen stillen Naturen, die im Leben so leicht unterschätzt und so oft unterdrückt werden, weil sie bescheiden sind, und weil sie nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten vermögen. Er war nicht etwa energielos, aber die Energie zeigte sich fast ausschließlich in innerem Streben, im Studium, in seinem Beruf; in allen äußeren Dingen schwankte er und fügte sich gern einem festen Willen.

Auf sein Klingeln erschien eine ältliche Dame mit recht mütterlich-sympathischen Zügen, die sich sofort zu einem freudigen Lächeln verklärten, als sie den Urheber des Geläuts bemerkte und seine Absicht erkannte.

„Guten Morgen!“ begann Friedrich höflich. „Sie

werden gütigst entschuldigen, gnädige Frau, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie so früh schon zu belästigen. Ich —“

„Sie kommen wegen des Zimmers?“ unterbrach sie ihn.

„So ist es, gnädige Frau,“ erwiderte der höfliche Jüngling. „Sie haben ein Zimmer abzugeben — nicht wahr?“

„Ganz recht,“ antwortete die Frau einigermaßen verwundert. „Wollen Sie es besichtigen?“

„Wenn Sie die Güte haben wollen, es mir zu zeigen.“

„Bitte,“ sagte sie, „treten Sie ein.“

Sie trat zurück, um ihn vorangehen zu lassen, aber eines solchen Verstoßes gegen die Galanterie hätte sich Friedrich Bornschein niemals schuldig gemacht. Sich höflich verbeugend, erklärte er bescheiden: „Bitte, nach Ihnen!“ und tat nicht eher einen Schritt, bis die Frau in der That voranging.

Das Zimmer bot einen heiteren, sauberen Anblick. Elegant konnte man es aber nicht nennen, denn die Ausstattung war spießbürgerlich schlicht, ja beinahe dürftig. Die Fenster gingen nach der Seite hinaus, wo nicht besonders viel zu sehen war. Die Stuhluhr auf der Kommode ging bedeutend nach, der Teppich unter dem Tische war geflickt, und die Kunst repräsentierten ein paar an der Wand aufgehängte giftgrüne Landschaften in Pseudogoldrahmen.

Doch was kümmerte das alles unseren Friedrich? Ihm erschien das kleine Stübchen mit dem noch kleineren Schlafkabinett daran wie ein irdisches Paradies. Verklärt flogen seine Augen darüber hin, und abermals entrang sich ein tiefer Atemzug seiner Brust, denn er zweifelte, ob er sich mit seinen bescheidenen Mitteln

in den Besitz von so viel Pracht und Herrlichkeit werde zu setzen vermögen.

„Was kostet es denn?“ wagte er endlich stotternd zu fragen.

„Stube und Kammer mit Kaffee und Bedienung zwanzig Mark,“ antwortete die Frau zögernd und einen zaghaften Blick auf ihn werfend. Würde es ihm wohl zu teuer sein? Sie war auf das Vermieten des Zimmers angewiesen, und es stand schon seit zwei Monaten leer.

Wie erlöst atmete er auf. „So billig?“ rief er in naiver Bewunderung. „Das ist ja herrlich!“

„Gefällt es Ihnen?“

„Ausgezeichnet, gnädige Frau!“

Eine andere Vermieterin hätte sicherlich aus so viel Enthusiasmus Nutzen gezogen und den Preis im Handumdrehen um einige Mark in die Höhe geschraubt, aber Frau Vogel dachte hierzu viel zu vornehm, sie freute sich der Naivität des jungen unverdorbenen Mannes und fragte lächelnd: „So wollen Sie es mieten?“

„Ja, wenn ich — wenn Sie mich nehmen wollen?“

„O gewiß, Sie machen doch einen sehr anständigen Eindruck, Herr —“

„Friedrich Hornschein ist mein Name.“

„Frau Vogel —“

„Sehr angenehm. Wann kann ich einziehen?“

„Sogleich, wenn Sie wollen.“

„So gestatten Sie, daß ich meine Sachen aus dem Gasthose herbeischaffen lasse.“

Frau Vogel bejahte freundlich, und der junge Mann entfernte sich. Noch am selben Vormittag zog er ein. Viel Sachen brachte er nicht mit: einen guten Anzug, einen Hausanzug, Wäsche, eine kleine Sammlung Bücher. In stiller Emsigkeit räumte er ein und hing,

nachdem er schüchtern die Erlaubnis der Frau Vogel eingeholt, das Bild seiner Mutter über das Bett. Dann erkundigte er sich bei seiner Wirtin, wo er billig zu Mittag speisen könne; sie wies ihn in das Restaurant „Zum Kaiser“ nebenan, wo man für fünfundsiebzig Pfennig zwei Gänge, Suppe und Kompott erhielt.

Er machte sich die Adresse sogleich zu nütze und glaubte, noch nie so vortrefflich und vornehm gespeist zu haben.

Nachmittags saß er lesend am Fenster. Er kam sich neben den blühenden Fuchsien und Geranien wie in einer Laube vor; mit seligem Lächeln saß er da, von Zeit zu Zeit stolz umherschauend. Wie ein König fühlte er sich im Besitz einer eigenen Wohnung. Mit förmlicher Ehrfurcht betrachtete er alles, und wenn die Wirtin im Zimmer weilte, genierte er sich augenscheinlich, irgendwelche Eigentumsrechte geltend zu machen; er zog die Beine vom Sofa oder legte die der Bequemlichkeit halber entfernte gehäkelte Kissenbede rasch und wie ein ertappter Dieb wieder sorgsam an ihre Stelle.

Einen ruhigeren, solideren Mieter hätte sich Frau Vogel nicht wünschen können. Er ruinierte nichts, er machte wenig Ansprüche, er fand alles gut und vorzüglich, den Kaffee, die Semmeln, Brot und Butter. Frau Vogel sorgte aber auch für ihn wie eine Mutter, das erkannte er aufs dankbarste an und schluckte lieber einmal seinen Kaffee hinunter, der nicht so besonders schmeckte, als daß er sie durch einen Tadel gekränkt hätte. Sie konnte ja gewiß nichts dafür.

Da seine Vermieterin seine bescheidenen Forderungen in zuvorkommendster Weise befriedigte, so war es ebenso gewiß, daß Friedrich Bornschein, solange er überhaupt in der Stadt studierte, nie ausziehen würde,

als es gewiß war, daß er fortfahren würde, im „Kaiser“ zu essen, und wenn sich sein Einkommen verdoppeln und verdreifachen sollte.

2.

Pünktlich am Ende der ersten Woche klopfte der Student Abends an Frau Vogels Thür, um ihr die für ihn ausgelegten Kleinigkeiten zu bezahlen. Zu seinem großen Erstaunen fand er die Wirtin nicht wie gewöhnlich allein, sondern in Gesellschaft eines jungen Mädchens, das ihm außerordentlich schön und vornehm erschien.

„Meine Tochter Gertrud,“ stellte Frau Vogel die junge Dame vor. „Sie war auf Besuch bei der Tante und ist erst heute nach Hause gekommen. — Gertrud, unser neuer Mieter, Herr Bornschein.“

Gertrud grüßte freundlich den sich höflich verbeugenden Studenten, der verlegen an der Thür stehen blieb.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz!“ rief sie aufspringend und rückte einen Stuhl für ihn zum Tisch.

„Danke sehr, gnädiges Fräulein — ich — ich wollte nur — Frau Vogel — meine Schuld —“

„Aber doch nicht im Stehen?“ warf die Wirtin vorwurfsvoll ein.

So setzte sich denn Friedrich, er wußte selber nicht, ob gern oder ungern, denn die Gesellschaft des jungen Mädchens tat ihm wohl und genierte ihn doch auch wieder. Es versteht sich, daß er kaum aufzuschauen wagte, er lehnte in seinem Stuhl mit etwas vorgebeugtem Kopfe, während ein verlegenes Lächeln um seine harmlosen Züge spielte.

Gertrud war das vollkommene Gegenteil. Sie war lebhaft und gewandt, gutmütig und hilfsbereit, bescheiden und doch auch stolz, eine liebevolle Sanftmut hielt einer energischen Lebensfreudigkeit und

einem stark ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl die Wage. Eben deshalb war sie die Freude und der Stolz ihrer Mutter, einer mit knapper Pension ausgestatteten Beamtenwitwe, zu deren Beruhigung die Eigenschaften der Tochter nicht wenig beitrugen. „Gertrud wird sich einmal im Leben zu behaupten wissen,“ versicherte sie ihren Bekannten, „sie ist tüchtig und energisch.“

Wenn auch nicht gerade eine Schönheit, besaß Gertrud Vogel doch recht angenehme, liebe Züge; auch erfreute sie sich einer recht stattlichen Figur, so daß sie sich wohl sehen lassen konnte. Und dabei das freundliche, edelgeschnittene Gesicht, die glänzenden Augen, die stete Bereitwilligkeit, jedermann gefällig zu sein. Auch zu unterhalten verstand sie sich gut, denn sie war sehr belesen und von der Natur mit rascher Auffassung und treffendem Urteil ausgestattet. Dem jungen Mann erschien es ordentlich als eine Auszeichnung, in Gesellschaft eines solchen Wesens weilen zu dürfen. O, was legte sein jugendlicher Enthusiasmus nicht alles in den Begriff „Dame“!

Natürlich fing Bornschein das Gespräch um keinen Preis der Welt zuerst an, er hätte ja gar nicht gewußt, was er sagen sollte. Verstand man ihn zu ermutigen und geriet auf ein ihn fesselndes Thema, so wußte er sich jedoch recht lebhaft zu unterhalten.

„Darf ich Ihnen ein Gläschen Bier einschenken?“ fragte Gertrud, sich erhebend.

„Bitte — danke, wollt' ich sagen, Fräulein —“ Sein Antlitz überzog sich mit purpurner Röte.

„Trinken Sie nicht gern Bier? Studenten trinken doch alle welches.“

„Ach ja, ich trinke schon ein Gläschen, wenn ich ausgehe — aber nicht oft. Ich ziehe Kaffee, Tee oder Milch vor.“

„Dann eine Tasse Kaffee?“

Wieder erglühten Stirn und Wangen, aber er sagte weiter nichts und nahm den Kaffee dankend entgegen.

„Dann rauchen Sie wohl auch nicht?“ erkundigte sich Frau Vogel lächelnd.

„Ach ja, dann und wann eine Zigarette. Viel mache ich mir aber nicht daraus.“

„Sie studieren Theologie?“ forschte Gertrud.

„Philologie — ich will Gymnasiallehrer werden.“

Die Damen brachten noch mancherlei aufs Tapet, aber die Unterhaltung blieb ziemlich einsilbig. Gertruds Gegenwart war noch zu neu für den jungen Mann; trotzdem schien er sich wohl zu fühlen, er blieb auch ziemlich lange da.

Als er am anderen Mittag, aus dem Kolleg kommend, sein Zimmer unerwartet betrat, erstaunte er nicht wenig, die ihm so schön und vornehm erscheinende Tochter seiner Wirtin vorzufinden, um aufzuräumen und abzustäuben.

Er grüßte höflich, sich bei sich selbst wundernd, sie so etwas tun zu sehen. Wie gestern zeigte er sich auch heute wieder schüchtern und linksich, er setzte sich an sein Pult und tat, als ob er arbeite. Sobald sie das bemerkte, entfernte sie sich rasch, indem sie erklärte, ihre Arbeit später beenden zu wollen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe der neue Mieter seine Schüchternheit so weit ablegte, daß er mit Gertrud wie mit einer gewöhnlichen Sterblichen zu sprechen vermochte. Innerlich aber schätzte und verehrte er sie hoch, ihr tatkräftiges Wesen imponierte ihm gewaltig. Und wie fleißig sie war, wie sie der Mutter alle Arbeit abnahm, alle Gänge besorgte! Nie traf er sie müßig; wenn es nichts in der Wirtschaft zu tun gab, häfelte und stückte sie für ein Geschäft. Wie anspruchslos lebten

dabei Mutter und Tochter! Höchstens gingen sie Abends eine Stunde an die Luft und unternahmen Sonntags einen gemeinschaftlichen Spaziergang. Kaum zwei- oder dreimal im Jahre fand sich Gelegenheit zu einem Ball.

Einmal, als Gertrud dem jungen Mann das Abendbrot brachte, warf sie einen Blick auf ein Buch, das aufgeschlagen auf dem Tische lag.

„Ach, die Frithjoffsage!“ rief sie entzückt. „Die wollte ich schon längst einmal lesen. Die könnten Sie mir einmal leihen, Herr Bornschein.“

„Von Herzen gern, Fräulein. Hier ist sie.“

„Sie lesen aber gerade selbst darin?“

„O, ich —“

„Nein, berauben will ich Sie nicht. Ich kann warten.“

„Das Buch gehört nicht mir — ich kann es nur einige Tage behalten. Wenn Sie gestatten, lese ich es Ihnen und Ihrer Frau Mutter vor.“

Das war ein kühner Vorschlag für den jungen Mann, und er staunte selbst über seine Berwegenheit. Doch ward derselbe dankbar angenommen, und Friedrich Bornschein übte so zum ersten Male und anfangs recht verlegen ein Amt aus, das in der Folge für ihn zu einer selbstverständlichen Tätigkeit wurde. Denn es ereignete sich — er wußte selbst kaum wie —, daß er allmählich alle seine freien Abende in der traulichen Wohnstube der Witwe zubrachte, mit den Damen plauderte oder ihnen vorlas, ja bald auch regelmäßig Sonntags sich ihnen angeschlossen, durch Wald und Flur nach irgend einem Dörfchen ging, wo man eine Tasse Kaffee trank, um sodann daheim gemeinsam das einfache Abendbrot einzunehmen. Es war dabei strenge Regel, daß jeder Teil für sich selber bezahlte; der erste schüchterne Versuch des Studenten, seine Ritterpflichten

gegen seine Begleiterinnen auf die Bezahlung der Beche auszu dehnen, wurde so bestimmt zurückgewiesen, daß Bornschein keine Wiederholung wagte. Er gewöhnte sich allgemach daran, die Witwe als eine Art Mutter und Gertrud als Schwester anzusehen, die er in allen kleinen und großen Fragen des Lebens zu Räte zog. Man hatte keinerlei Geheimnisse voreinander, besprach alle Dinge zusammen, und Gertruds Urteil vor allem galt unendlich viel bei dem jungen Musensohn. Sie teilte ihm sogar hin und wieder von ihrer Energie mit, stärkte seinen Mut und Ehrgeiz, und ihr angeborener Takt traf stets das Richtige, wenn er sich unentschlossen und zaghaft zeigte.

Die Freundschaft zwischen Bornschein und den Damen übertrug sich auch bald auf die Familie des jungen Mannes. Die Eltern und Schwestern des Studenten kamen zu Besuch und wohnten ganz selbstverständlich bei Bogels, Gertrud besuchte diese wieder, und der Mieter fand es seinerseits wieder ganz in der Ordnung, daß das Bett für den Sohn der Witwe Vogel, wenn er zu Besuch nach Hause kam, in seinem Schlafkabinett aufgeschlagen wurde. Es versteht sich, daß er und Gertruds Bruder sich vom ersten Augenblick an Freunde nannten.

3.

Auf einer der Landpartien, auf denen der Student Mutter und Tochter begleitete, gerieten die Spaziergänger mitten in eine Tanzgesellschaft hinein. Die jungen Leute wurden von der Lust ergriffen, mitzumachen, besonders Gertruds Augen erglühnten in fröhlichem Verlangen. Sie tanzte gern und fand doch so selten Gelegenheit dazu. Friedrich Bornschein konnte tanzen, wenn er auch kein Virtuose in dieser Kunst

genannt werden durfte, aber von selber würde er nie den Anfang gemacht haben, denn das kleine Intermezzo fiel noch in das erste Jahr der Bekanntschaft.

Harmlos und heiter, wie Gertrud war, ergriff sie daher die Initiative. „Wie wär's — wollen wir es einmal versuchen, Herr Bornschein?“ fragte sie lachend.

„Wenn Sie wünschen, Fräulein Gertrud.“

So walzten sie. Zaghaft schlang er seinen Arm um sie. Was war das? Die Berührung durchzuckte ihn förmlich, aber die Empfindung war eine angenehme.

Sie tanzten in der Folge noch manchmal zusammen, da er sie regelmäßig zu den wenigen Bällen einlud, die er mitzumachen nicht umhin konnte, und jedesmal wiederholte sich die Erscheinung. Aber er hatte die Empfindung auch, wenn er andere Mädchen zum Reigen führte. Liebe konnte das nicht sein.

Nein, gewiß nicht! Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er Gertrud lieben könne, so wert sie ihm auch war. Sie war eben eine Schwester für ihn, weiter nichts! Freilich dünkte ihm die Aussicht, sie könne sich verheiraten, nicht erfreulich, denn er war an sie gewöhnt, und ihr Umgang ihm so sehr Bedürfnis wie Essen und Trinken. Doch ward er sich dessen kaum recht bewußt und glaubte nur in ihrem Interesse zu reden, als er sich lebhaft gegen die Annahme eines Heiratsantrags aussprach, welchen das junge Mädchen eines Tages erhielt.

Wie sonderbar erschien es ihm, daß sie heiraten sollte! Der Bewerber konnte nicht viel bieten, er war ein Eisenbahnbeamter mit nicht bedeutendem Gehalt. Was aber die Hauptsache war: Gertrud empfand keinerlei Zuneigung für ihn, ja sie erschrak bei dem bloßen Gedanken an eine solche Verbindung.

Frau Vogel erschien geneigter und redete zu.

Bei diesem Anlaß zeigte sich Friedrich merkwürdig beredt. Er begeisterte sich wie ein Sachwalter. „Warum wollen Sie Fräulein Gertrud zu etwas zureden, was ihr widersteht?“ rief er lebhaft. „Die Ehe soll aus Liebe entspringen, sie ist ein Herzensbund.“

„Sie vergessen, daß meine Tochter schon zwanzig Jahre alt ist, Herr Bornschein. Ich bin alt, sie muß an ihre Zukunft denken. Es ist keine Kleinigkeit, allein und verlassen in der Welt zu stehen. Ich habe es an mir selbst erfahren, da mein Mann so früh starb. Aber ich hatte doch wenigstens zwei Kinder zur Gesellschaft und ein sicheres, wenn auch kleines Einkommen. Gertrud ist ganz arm.“

„Na, im Notfall hat sie Freunde,“ erklärte der Student mit einer an ihm ungewöhnlichen Entschiedenheit. „Unglücklich darf sie nicht werden. — Sie haben ganz recht, Fräulein Gertrud, den Antrag abzulehnen. Was kann Ihnen ein solcher Mann bieten? Sie mit Ihrer Bildung können andere Ansprüche erheben.“

Das Resultat der Beratung bestand darin, daß die junge Dame den Antrag abwies. Dasselbe Schicksal hatte einige Zeit danach ein anderer, der von einem Kaufmann, einem Freunde des Bruders, ausging. Auch hier ergriff Friedrich eifrig Gertruds Partei, die von dem Freier nichts wissen wollte.

Bald darauf hatte sie ihrerseits Gelegenheit, dem jungen Mann nützlich zu sein. Friedrich lag viel zu eifrig über den Büchern, er war überhaupt ein Stubenhocker. Seine blühende Wangenfärbung hatte mit der Zeit einer ungesunden Blässe Platz gemacht. Der Appetit schwand, er ward unlustig und schwermütig.

„Wenn ich nur nicht die Schwindsucht habe,“ äußerte er eines Abends in ängstlicher Besorgnis.

„Sie und Schwindsucht?“ entgegnete Gertrud

lächelnd. „Wo denken Sie hin, Herr Bornschein? Nein, das ist's nicht — Sie führen nur eine zu un- geeignete Lebensweise.“

„Ich bin doch solid wie selten einer, gehe wenig aus, trinke fast kein Bier —“

„Das ist's eben. Sie sind zu sehr Stubenhocker. Jugend will auch Freude haben. Sie verkümmern hier im fast ausschließlichen Verkehr mit ein paar Frauen- zimmern. Das ist nichts für einen jungen Mann, Herr Bornschein.“

„Was soll ich denn aber tun?“

„Ihresgleichen auffuchen. Wenn ich auch nicht für das Verbindungswesen bin, aber einem wissenschaft- lichen Verein sollten Sie beitreten, auch einmal ein Glas Bier trinken und eine Zigarre rauchen. Deshalb braucht man noch lange kein Trunkenbold zu werden. Aber nötig ist das, es frisch auf und entfacht den Lebensmut und die Tatkraft.“

Der junge Mann folgte dem Rat und fühlte sich bald von jeder krankhaften Angstlichkeit befreit.

Mehrere Jahre waren so vergangen. Friedrich pro- movierte, doch auch der „Doktor Bornschein“ behielt die ihm so lieb gewordene Wohnung bei. Er machte seine Examina, und auch der Kandidat wohnte noch in dem bescheidenen Hause der Vorstadt.

Nun wartete er auf eine Anstellung.

Seltam — er glaubte wahrzunehmen, daß Gertrud, seine treue Freundin, seine Schwester fast, seit einiger Zeit ihr Benehmen gegen ihn geändert habe. Nicht, daß sie nicht noch immer so liebenswürdig und ge- fällig wie stets gewesen wäre, aber sie schien nicht mehr so heiter und harmlos in seiner Gegenwart. Ein paar- mal kam es ihm sogar vor, als habe sie geweint.

Nachdem er einige Tage in Unruhe und Besorgnis verbracht, faßte er den Entschluß, sich bei Frau Vogel nach der Ursache zu erkundigen.

„Sagen Sie einmal, Frau Vogel, habe ich Fräulein Gertrud etwas zu leid getan?“

„Sie? Durchaus nicht, Herr Doktor. Warum fürchten Sie das?“

„Weil sie sich anders gegen mich zeigt als wie sonst.“

„Wie soll sie denn anders sein? Ist sie nicht mehr freundlich gegen Sie?“

„O ja, gewiß — aber — ich weiß selbst nicht, wie ich es ausdrücken soll — sie ist eben anders.“

„Sie müssen das nicht übelnehmen. Ein Mädchen hat manchmal Launen. Gertrud ist nun schon über zweiundzwanzig und —“

„Vielleicht hegt sie einen Kummer? Ich sah gestern die Spuren von Tränen in ihren Augen.“

Die Mutter seufzte und blickte den Kandidaten mit stillem, aber von ihm unbemerktem Vorwurf an. „Wohl möglich,“ sagte sie.

„Aber sie zürnt mir nicht, meinen Sie?“

„Warum soll sie Ihnen zürnen? Lieber Gott, sie ist immer so harmlos und naiv gewesen im Verkehr — vielleicht hat das Gerede der Leute ihre Unbefangenheit ein wenig beeinflusst.“

„Was für Gerede?“

„Ach, die Leute klatschen und verleumben gern. Sie scheinen zu finden, daß Gertrud mit Ihnen zu freundlich ist.“

„Was? Darüber reden sie? Solche Gemeinheit!“ entrüstete sich der Kandidat und stand erregt auf. „Wir sind doch wie Geschwister! Wer kann daran Argerniß nehmen? Die Leute sollen sich um sich kümmern.“

Frau Vogel nickte nur und blickte sinnend vor sich hin.—

Zwei Tage später erhielt Bornschein den Besuch eines Freundes, eines jungen Malers. Otto Sperber war erst vor einigen Tagen von einer Studienreise zurückgekehrt. Beide plauderten einige Zeit, plötzlich hub der Besucher unerwartet an: „Na, darf man dir noch immer nicht gratulieren?“

„Wozu denn?“ fragte verwundert der Kandidat.

„Zu deiner Verlobung.“

„Zu meiner Verlobung? Mit wem denn?“

„Dumme Frage — mit Fräulein Vogel.“

Der Kandidat lächelte, aber ein wenig gereizt. „Daß solche Scherze, Otto! Fräulein Vogel steht mir zu hoch, als daß ich sie zum Gegenstand des Witzes herabgezogen sehen möchte.“

Der Maler zog ärgerlich die Brauen hoch. „Aber ich mache doch keine Witze! Ich warte schon seit zwei Jahren auf die Verlobungsanzeige. Und ich nicht allein.“

Friedrich Bornschein ließ sich betroffen in einen Sessel fallen. „Wenn du wirklich im Ernst redest, Otto, so begreife ich nicht, wie man so törichte Erwartungen hegen kann. Weder Fräulein Vogel noch ich haben je im geringsten an etwas derartiges gedacht.“

Sperber starrte den Freund verblüfft an. „Fritz, das ist nicht wahr!“

„Habe ich dich je belogen?“

„Ihr hättet nie — Unsinn, seit Jahren erachten es deine Bekannten als selbstredend, daß ihr zusammengehört. Ihr lebt ja nur füreinander, und du hast nur für die Damen allein Interesse. Die ganze Nachbarschaft spricht davon und macht ihre Bemerkungen über die ‚ewige Braut‘, denn daß ihr im stillen verlobt seid, gilt als völlig ausgemacht. Ich glaube, sogar deine eigenen Eltern sind davon überzeugt.“

Friedrich Bornschein blickte wie betäubt vor sich

nieder. Ihm war, als sei er bisher in einem Traume befangen gewesen und käme erst jetzt langsam zur Besinnung.

„Und denkst du, daß — daß Frau Vogel und ihre Tochter auch dieser Ansicht sind?“ presste er nach längerem Grübeln langsam hervor.

„Aber ich begreife dich nicht, Fritz! Natürlich sind sie's. Wie könnten sie anders?“

„Ach, mein Gott, das wäre ja entsetzlich!“ stöhnte der Kandidat.

Sperber warf einen forschenden Blick auf ihn. „Wie, das wäre entsetzlich? Liebst du Fräulein Vogel denn nicht?“

Der Kandidat erhob sich und rieb sich die Stirn mit der Hand. „Ob ich sie liebe? O, ich verehere sie, achte sie hoch, höher als alle anderen Mädchen — aber lieben! Ja, wie eine Schwester —“

„Aber Mensch — und da bringst du ihr den Glauben bei —“

„Ich? Ich hätte das getan? Unser Verkehr war immer nur ein rein freundschaftlicher, Otto, das kann ich versichern.“

„So glaubst du. Aber wenn ein junger Mann sich beinahe fünf Jahre lang nur um dasselbe Mädchen bekümmert, nur mit ihr und ihrer Mutter ausgeht, andere Gesellschaft fast gar nicht aufsucht, so muß er doch notwendigerweise die Voraussetzung bei dem anderen Teil erwecken, daß er ernstere Gefühle hegt. Freundschaften mit jungen Mädchen gibt es nur in Romanen, bester Freund.“

„Ich glaube nicht, daß Fräulein Gertrud meine Absichten je verkannt hat.“

„So? Hat sie nicht schon ein paar Werbungen abgewiesen?“

Bornschein stuzte. „Allerdings. Aber — nein, nein, es ist nicht möglich!“

Unruhig ging er auf und ab.

„Was soll ich machen? Was rätst du mir?“ rief er plötzlich.

„Du hast also wirklich nicht die Absicht, sie zu heiraten?“

„Nein, nein — ich liebe sie nicht, wie man eine Braut lieben muß.“

„Armes Mädchen! Das ist hart für sie. Du hast sie ins Gerede gebracht. Man wird sie bedauern und dir nachsagen, du habest sie treulos im Stiche gelassen.“

„Ich fühle mich schuldblos. Noch einmal, was rätst du mir?“

„Wenn du dir klar über deine Empfindungen bist, so ist es deine heilige Pflicht, das arme Mädchen so schnell als möglich von ihrem Irrtum zu kurieren. Sprich offen mit der Mutter, sag ihr, du habest gehört —“

Erschrocken unterbrach ihn Friedrich. „Das bring' ich nicht fertig, Otto — eher noch mit Gertrud selbst.“

„Dann mit ihr — einerlei, nur verliere keine Zeit! Du bist das den wackeren Damen schuldig.“

„Und wenn ich sie beleidige — wenn sie eine solche Vermutung gar nicht gehegt hat?“

„Du brauchst auch nicht zu tun, als glaubtest du, sie setze so etwas voraus. Begreifst du denn nicht? Du sprichst nur von dem dummen Geschwätz der Leute und erklärst, du wolltest lieber ausziehen, als sie derlei Unannehmlichkeiten aussetzen.“

Der Kandidat überzeugte sich immer mehr, daß der Freund recht hatte. Ja, das war seine heilige Pflicht. Er hatte nie an eine Verbindung mit Gertrud auch nur im Traume gedacht, der bloße Gedanke erschreckte ihn, denn gerade wenige Tage vorher hatte er in seinem

Herzen zum ersten Male die Stimme der Liebe vernommen oder doch zu vernehmen geglaubt. Marga Doraner nannte sich die Schöne, von welcher jene magnetischen Strahlen ausgingen, deren Wirkung neue Reize in seinem Herzen auslösten. In einer Gesellschaft, zu der er von einem seiner Professoren eingeladen war, hatte er sie kennen gelernt; sie hatte ihn mit Interesse angeblickt, und er sich in seinem Innern in seiner eigentümlich zaghaften Weise mit ihr beschäftigt. Er war ja nun bald in Amt und Würden und begann ernsthaft an die Gründung eines Heims zu denken. Sollten Gertrud Vogel und ihre Mutter sein Verhalten wirklich falsch gedeutet haben? Er konnte es sich nicht denken, sie waren ja so klug und verständig, so stolz und zurückhaltend. Und doch — hatte Gertrud nicht in der That zwei Heiratsanträge zurückgewiesen, und hatte er ihr nicht dazu geraten? Wenn das arme Mädchen wirklich eine Neigung für ihn hatte und eine feste Hoffnung in der Seele trug, wie tief mußte ihr Schmerz, wie gräßlich ihre Enttäuschung sein! Dann hatte sie ihm die schönsten Jahre ihres Lebens geopfert.

Friedrich Bornschein konnte fast die ganze Nacht kein Auge zutun. In was für eine Lage war er geraten! Er war wahrlich nicht der Mann, einen gordischen Knoten mit festem Schwertthieb zu zerhauen, und doch — Schweigen in diesem Falle hieß sündigen. Bisher wußte er von nichts, ihn konnte kein Vorwurf treffen, wenn er aber jetzt nicht offen sprach, so beging er ein schweres Verbrechen an dem edlen Mädchen. Denn heiraten konnte er sie nicht ohne Liebe, das konnte man doch nicht von ihm erwarten!

Nein, er wollte sich zusammenraffen, wollte morgen früh mit ihr reden. Zu diesem Entschlusse gelangt, schlief er endlich ein.

4.

Die Gelegenheit war ihm günstig. Als er am nächsten Vormittag in das Wohnzimmer der Witwe trat, fand er Gertrud allein. Sie zeigte sich lieb und freundlich, aber doch lag ein Zug stiller Wehmut auf ihrem Gesicht. Immer wieder setzte er an — nein, es ging nicht. Er brachte es nicht übers Herz. Es erschien ihm undankbar, ja frevelhaft.

„Ich will doch lieber mit der Mutter reden,“ nahm er sich vor.

Die Mutter kehrte von einem Ausgang zurück, Gertrud verschwand in der Küche. Wieder eine günstige Gelegenheit. Das Schicksal bewies ihm ein bei ihm sonst so seltenes Entgegenkommen. Eine ganze Stunde fast stand er Frau Vogel unter vier Augen gegenüber — das erlösende Wort blieb ungesprochen.

„Ich will lieber schreiben,“ sagte er zu sich.

Er ging in sein Zimmer und schrieb einen langen, von Dankbarkeit und Freundschaft erfüllten Brief, worin er in zartester Form den heiklen Punkt berührte, und bat, ihn im beiderseitigen Interesse zu entschuldigen, wenn er die ihm so traute Wohnung lieber verlasse.

Sie würden ihn gewiß nicht zu halten suchen, das wußte er. Sie würden ihm auch nicht zürnen, sie verstanden ihn. Aber Gertrud würde, wenn sie wirklich innigere Gefühle für ihn hegte, trotz alledem unendlich unglücklich werden.

Wie sollte er den Brief befördern? Durch die Post? Oder sollte er ihn unten auf den Tisch legen?

Beide Damen waren ausgegangen, es erschien ihm also der kürzeste Weg. Nach einigem Baudern schlich er hinunter und tat, was er sich vorgenommen. Wie ein Verbrecher kam er sich vor, der einen Diebstahl

begehen will. Fortgehen wollte er, erst spät Abends wiederkommen, um nicht Zeuge der Wirkung zu sein. Wie undankbar und erbärmlich mußte er ihnen erscheinen!

Schon hatte er den Hut aufgesetzt und seinen Mantel umgenommen, da erfüllte ihn ein neuer Gedanke.

Wie sollte er nach diesem Vorgang den Damen wieder unter die Augen treten? Er hätte es nicht gewagt. Nein, er wollte erst ausziehen und dann schreiben. Gewiß, es war besser so.

In fiebernder Hast ging er zum zweiten Male in das Wohnzimmer der Damen, den Brief zurückzuholen. Er atmete ordentlich auf, als er ihn glücklich in seiner Tasche geborgen trug und sich wieder im eigenen Zimmer befand.

Zum Ausziehen würde sich wohl ein Vorwand finden.

Doch er grübelte und grübelte — es war mit dem Kündigung wie mit dem Brief. Er besaß nicht den Mut dazu. Wahrhaft mütterlich hatte ihn Frau Vogel gepflegt, Gertrud war ihm eine sorgsame Schwester gewesen. Die Tränen traten ihm in die Augen, wenn er sein Stübchen betrachtete mit so vielen Liebesbeweisen von ihrer Hand. Ach, warum mußte er, der weiche, zartfühlende Mensch, in eine solche Lage geraten? Warum hob das Schicksal seine Prüfungen nicht für stärkere Charaktere auf? Freilich, auch rücksichtslosere Naturen hätten hier vergeblich nach einem Ausweg geforscht.

Die Folge war, daß er seinen Entschluß von Tag zu Tag verschob — das gewöhnliche Auskunftsmittel schwacher Naturen.

So kam der Silvester heran. Am Nachmittag vorher traf er Marga Doraner auf einem Spaziergange. □

wie schön und vornehm erschien sie ihm! Doch tief verwundet ließ ihn die kurze Begegnung zurück. Sie benahm sich so kalt und ablehnend gegen ihn. Er dachte nicht daran, daß sie, falls sie sich für ihn interessiert hatte und an ein tieferes Interesse seinerseits glaubte, berechtigt gewesen wäre, weitere Schritte zu erwarten, und daß der Mangel solcher bei ihr Kälte und Zurückhaltung erzeugen mußte, er fühlte sich nur verletzt und gedemütigt und schrieb alles auf Rechnung seiner eigenen Anziehungslosigkeit. Ihn konnte niemand lieben — niemand! Er war weder reizvoll noch geistreich, noch besaß er irgend eine Tugend. O, er ging streng mit sich ins Gericht auf dem Heimwege.

Niedergeschlagen trat er in sein Zimmer, in schweremütigen Gedanken lehnte er sich in seinen Sessel am Fenster zurück, träumte er während der Dämmerung bis in den Abend hinein.

Da klopfte es leise. Frau Vogel steckte den Kopf herein.

„Gehen Sie heute aus, Herr Bornschein?“

„Ich — nein. Warum?“

„Soll ich Ihnen ein Glas Punsch heraufbringen?“

Heute war ja Silvester! Bisher hatte er jeden Silvesterabend mit den Damen verlebt, ach, so gemütlich und harmonisch verlebt! Was mußten sie denken, empfinden, wenn er zum ersten Male eine Ausnahme eintreten ließ?

„Ich komme herunter,“ entgegnete er hastig. „Wenn Sie es erlauben,“ setzte er rasch hinzu.

Frau Vogel lächelte nur. Es war ja so selbstverständlich.

Er kam. Er war heute so weich, so empfänglich gestimmt. Der Punsch, an den er nur im bescheidensten Maße gewöhnt war, erhöhte bald noch seine

Sensibilität. Hier verachtete, hier verletzte ihn niemand! Hier achtete und schätzte man ihn, kannte man seine Gewohnheiten, verstand man die Eigenart seines Wesens!

Und wie hübsch Gertrud heute aussah! Warum konnte er sie denn nicht lieben? Was war überhaupt Liebe?

Er lächelte bitter vor sich hin.

Das eigentliche Abendbrot war bald vorüber; gegen zehn Uhr trug Gertrud noch einen Extraimbiß auf.

„Kaviar,“ bemerkte sie freundlich. „Da werden Sie wohl nicht mitessen wollen, Herr Doktor.“

O die Gute! Seine Liebesspeise hatte sie ihm gebracht! Um so schwerer fühlte er in diesem Augenblicke seine Undankbarkeit. Unwillkürlich fast ergriff er ihre Hand und drückte sie heftig.

„Wie gut, wie gut Sie sind, Fräulein Gertrud!“

Sie blickte ihn erstaunt an, nicht begreifend, warum er von der Kleinigkeit so viel Aufhebens mache. Im nächsten Augenblicke jedoch überzog brennender Purpur ihr Antlitz, ihre Brust hob sich in einem raschen Atemzuge. Aber sie zog ihre Hand nicht zurück, und der Kandidat hielt das weiche, weiße, zarte Gebild fast unbewußt eine Zeitlang in seiner Hand. Wie ein Schwindel überfiel es ihn, er fühlte heute eine so glühende Sehnsucht nach Liebe, nach Zärtlichkeit — immer heißer brannte ihre Hand in der seinen, immer mehr Kraft gewann sein Druck, und auf einmal preßten sich seine Lippen auf die weiße Samthaut.

„Ja, Sie sind gut, o so viel besser als ich!“ stammelte er.

Dann besann er sich und ließ die Hand jäh niederfallen. Was hatte er getan? Er liebte sie ja nicht, er fühlte es doppelt in diesem Augenblicke. Wie aus

einem Rausch erwachte er und war den Rest des Abends wie verwandelt, sprach nur wenig und mußte sich zwingen, heiter und unbefangen zu erscheinen.

Gleich, nachdem man die Glückwünsche zum Jahreswechsel ausgetauscht, verabschiedete er sich, äußerst unzufrieden mit sich selber.

Gertrud und ihre Mutter blieben erregt zurück; des jungen Mädchens blaue Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, die Mutter stand neben ihr, die Hand liebevoll auf ihr Haar gelegt.

„Hast du nun gesehen, Mutter, wie er plötzlich so ganz anders war?“ schluchzte Gertrud leise.

„Aber Herzchen, du kennst ihn doch, weißt, wie schüchtern und zurückhaltend er ist!“ beschwichtigte Frau Vogel. „Ich versichere dir, die Huldigung, die er dir darbrachte, und die man in Anbetracht seines gewöhnlichen Wesens stürmisch nennen konnte, ist bei ihm eine regelrechte Erklärung.“

„Ich kann es nicht glauben, denn sein Verhalten hinterher —“

„War bei ihm natürlich. Er fürchtete, dich verletzt zu haben.“

„Nein, nein, Mutter, er liebt mich nicht, gewiß nicht, gewiß nicht!“ Gertrud weinte still, ihr Gesicht mit der Hand beschattend. Nach einer Weile erhob sie sich, küßte die Mutter und ging zu Bett.

Frau Vogel blickte ihr mitleidig nach. „Armes Kind! Das kann so nicht weitergehen. Er wird nie den richtigen Mut fassen. Ich werde morgen ernstlich mit ihm sprechen.“

5.

Frau Vogel zögerte nicht, ihren Entschluß auszuführen. Der Kummer ihres Kindes ging ihr zu Herzen. Gertrud liebte den Kandidaten, ihre Liebe war ganz

allmählich aus der gegenseitigen Freundschaft, aus der Gewohnheit des täglichen Umgangs herausgewachsen.

Vor dem Mittagessen schickte sie Gertrud unter einem Vorwand in die Stadt, dann begab sie sich zu ihrem Mieter hinauf.

„Herr Doktor,“ begann sie ruhig, „ich muß etwas Wichtiges mit Ihnen besprechen.“

„Bitte, Frau Vogel,“ sagte er, von seinem Sitz aufstehend, durch ihren feierlichen Ton beunruhigt. Er ahnte etwas, und sein Herz begann zu klopfen. Er war sich ja keines Fehls bewußt, aber doch regte sich das Gewissen in ihm. So wandte er sich zwar nach ihr herum, hielt jedoch die Augen zu Boden gesenkt.

„Sie wissen,“ fuhr Frau Vogel nach einigem Nachdenken fort, „was für Leute wir sind. Ohne Vermögen, Herr Doktor, aber anständig — wir drängen uns gewiß niemand auf.“

„Ja, ja,“ bestätigte er eifrig, indem er wieder zu hoffen begann, die Einleitung deute auf ein neutrales Thema.

„Niemand,“ wiederholte sie bekräftigend, „niemand! Weder ich noch Gertrud! Wir haben auch unseren Stolz!“

Er nickte zustimmend.

„Aber ich bin Mutter,“ sprach sie mit erhobener Stimme weiter. „Ich sehe, wie mein Kind die schönsten Jahre verliert — ich höre, wie die Leute reden und sich wundern, warum der längst erwartete Schritt nicht endlich erfolgt. Nun wohl, ich hätte sicherlich nie den Entschluß gefaßt, das Thema zuerst anzuschlagen, wenn mich der gestrige Abend nicht mit Bestimmtheit überzeugt hätte, daß es so ist, wie alle Welt meint. Gertrud zweifelt zwar noch daran, sie will mir nicht glauben,

aber ich bin meiner Sache sicher. Und nicht wahr, Herr Doktor, ich täusche mich nicht?"

Sie war um den Gegenstand herumgegangen, aber der Kandidat hatte sie nur zu gut verstanden. Jetzt war es also notwendig, sich zu erklären. Die Taste, die er selbst nicht zu berühren gewagt, wurde jetzt von der anderen Seite angeschlagen. Er durfte jetzt nicht nur — nein, er mußte reden!

Und doch sprach er auch jetzt nicht — wenigstens nicht die Wahrheit.

Schweratmend, blutrot erglühend, brachte er nur ein mühsames „Nein — nein“ über die Lippen. Das genügte aber in diesem Falle vollkommen; denn man weiß doch, daß auch junge Männer in solchen Situationen verlegen sind und das entscheidende Wort oft nur zu stammeln vermögen.

Triumphierend und von einer schweren Last befreit, richtete die Witwe den Kopf höher auf.

„Ich wußte, daß ich recht hatte,“ rief sie. „Die arme Gertrud — wie glücklich sie sein wird! Denn ich darf Ihnen nun wohl verraten, daß sie Sie innig liebt, schon lange, lange — schon seit Jahren! Daß sie um Ihre Willen von keinem anderen Mann etwas wissen wollte.“

Der Kandidat unterdrückte gewaltsam ein Stöhnen. Der Unglückliche hatte sich eben aufgerafft, um der Mutter zu erklären, daß sie ihn mißverstanden habe, da vernahm er ihre Worte, die ihn wie Keulenschläge aufs Haupt trafen. Also Gertrud liebte ihn so sehr! Um feinetwillen hatte sie alle Bewerber abgewiesen, um feinetwillen Jahr um Jahr vergehen lassen in der sicheren Erwartung, daß er — o Gott, o Gott, welch eine Enthüllung! Sie schloß ihm auf immer den Mund. Lieber sich opfern, als das edle Geschöpf unglücklich

machen zeitlebens, sie so bitter zu kränken! „Sie ist ja auch so gut, so lieb,“ sagte er sich zum Troste. „Und wer weiß, was sich ereignen kann — gegenwärtig —“

Er kam nicht weiter in seinen Erwägungen, die unerbittliche Mutter zerstörte auch die letzte Hoffnung.

„Wenn es so ist,“ fuhr sie fort, „so ist es besser, der peinigenden Ungewißheit nunmehr ein Ende zu machen. Sie sind bald in der Lage, eine Frau erhalten zu können, und warum soll Gertrud ihre schönsten Jahre ohne Not verlieren? Sie sind ja beide nicht mehr zu jung. Ich denke, Ihre Eltern werden mit uns einer Meinung sein.“

„Ja — gewiß,“ stammelte Friedrich Bornschein.

„Na also, dann kann wenigstens den Klatschmäulern der Mund durch eine offizielle Verlobung gestopft werden. Sind Sie nicht auch der Ansicht?“

„Ganz gewiß.“

„Wann soll es geschehen?“

„Wann? Ja — nun —“

„Sonntag abend. Bis dahin haben Sie Zeit, die Ringe anfertigen zu lassen.“

„Wenn Sie meinen — ich — wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen —“

Sie drückte lächelnd seine Hand. „Ich möchte Gertrud lieber allein stehen sehen, als sie an der Seite eines Mannes wissen, der ihrer nicht würdig ist. Ihnen aber vertraue ich sie gerne an; von heute ab bin ich über ihre Zukunft beruhigt. Sie sind ein Ehrenmann durch und durch, lieber Herr Doktor — und was Sie an Gertrud erhalten, wissen Sie auch. Es ist beiderseits kein Sprung ins Dunkle. Sie besitzt gerade das, was Ihnen fehlt, äußerliche Gewandtheit und Energie. Sie sind doch einverstanden, daß wir die Verlobung nur ganz im stillen feiern?“

„Das — wäre mir lieb.“

„Bezwingen Sie sich aber noch bis Sonntag abend — lassen Sie das Mädchen nichts merken, wir wollen Sie überraschen. Sie sollen einmal sehen, wie außer sich sie ist — wie übergücklich!“

Die tapfere Mutter entfernte sich, sorglos und froh wie seit langem nicht. Es ist ein so beruhigender Gedanke für eine alternde Mutter, eine geliebte Tochter versorgt zu wissen, und gut versorgt.

Friedrich Bornschein aber starrte vor sich hin wie einer, der seines Geistes und Urteils nicht mehr ganz mächtig ist. Er war nun einmal nicht der Mann, sich sein Schicksal zu schmieden. Das Schicksal entschied selbst über ihn.

Ergeben setzte er sich endlich hin, um seinen Angehörigen die bevorstehende Tatsache mitzuteilen und Eltern und Schwestern dazu einzuladen, dann machte er sich auf den Weg, die Verlobungsringe zu bestellen.

6.

Ein wichtiger Schritt, vor dem ein Mensch steht, verleiht dem, der ihn zu tun beabsichtigt, ein Gefühl der Wichtigkeit, das ihn erhebt und beseligt. Er wird zum Helden eines bedeutungsvollen Ereignisses, wie es die Eintönigkeit eines behäbig-bürgerlichen Daseins nur selten unterbricht. Dieses Gefühl hob auch Friedrich Bornschein etwas über das Gezwungene und Eigentümliche der Lage hinweg — ja, als die Feierlichkeit des Verlobungsaktes auf ihn wirkte, als Frau Vogel und seine Eltern den neuen Bund segneten, und als nun zum ersten Male Gertrud ganz von selbst an seine Brust sank, ihn innig umschloß, und ihre frischen Lippen sich auf die seinen preßten, da durchdrang ihn sogar für den Augenblick die Empfindung nie gekannter Wonne,

ein neuer Reiz trat in sein Leben, noch gesteigert von dem Stolz, zum ersten Male ein Weib an sein Herz drücken zu dürfen.

In den nächsten Tagen hielt diese Stimmung unverändert an, da der Reiz eines neuen, eigenartigen Besizes sich zu den übrigen Anziehungsmitteln hinzugesellte. Es war etwas so Neues, Interessantes und Beglückendes, in dieser Weise mit einem jungen Mädchen zu verkehren, vor allem für ihn, der zu den jungen Damen bisher emporgeschaut wie zu unerreichbaren Sonnen, zu Gebilden einer höheren Welt. Nun war es auf einmal selbstverständlich, daß er und Gertrud, die Jahre hindurch trotz innigster Freundschaft durch konventionelle Schranken wie durch eiserne Mauern getrennt blieben, einander bei jedem Wiedersehen umfingen, sich liebkosten und küßten. Sonderbare Welt, dachte er manchmal, warum das nur plötzlich so einen Unterschied macht!

Natürlich war er nach der Verlobung ausgezogen, da sich sein längeres Verbleiben im Hause, wie Frau Vogel ihm auseinandersetzte, jetzt nicht mehr für beide schickte.

Der Kandidat folgte ohne Widerrede, obgleich er nicht recht begriff, warum er, der so viele Jahre mit Gertrud im selben Hause gewohnt, ohne daß daran jemand Argernis genommen, nun plötzlich nicht mehr dessen würdig sei, obgleich ihm die junge Dame als seine Braut doch jetzt viel näher stand.

Etwa drei Wochen nach seiner Verlobung erblickte er Marga Doraner im Theater. So schön wie an diesem Abend war sie ihm noch nie erschienen; er wandelte, nur an sie denkend, nach Hause und verbrachte einen Teil der Nacht in völliger Verzweiflung.

Er hatte bereits gemeint, mit seinem Schicksal ausgeöhnt zu sein; nun erkannte er, daß ihn nur die Aufregung der Ereignisse, die Neuheit seines Zustandes über seine wirklichen Gefühle hinweggetäuscht hatte.

Das Bild Margas vor seinem geistigen Auge, blieb er mit Schuldbewußtsein im Herzen die nächsten zwei Tage seiner Braut fern, sich mit dringenden Arbeiten entschuldigend.

Eine Mitteilung, die er erhielt, vermehrte noch seinen Schmerz. Auf der Bibliothek traf er einen Studiengenossen, mit dem er früher ziemlich intim verkehrt hatte.

„Weißt du, Bornschein, wer sich verlobt hat?“ warf dieser im Laufe des Gesprächs hin.

„Wer denn?“

„Fräulein Doraner.“

Das Blut wich für einen Moment aus seinem Gesicht. „So?“ fragte er. Er suchte seiner Stimme einen gleichgültigen Ausdruck zu verleihen. „Mit wem denn?“

„Mit einem Kaufmann Hante — er soll sehr wohlhabend sein.“

„Um so besser für sie.“

„Ein Mann in festem Brot wäre allerdings ihren Eltern lieber gewesen. Ich verkehre mit ihrem Bruder. Weißt du auch, Bornschein, daß Marga ein Auge auf dich gehabt hat?“

„Auf mich?“

„Jawohl. Sie hat auch die Bewerbung Hantes erst dann günstig aufgenommen, als du vergeben warst. Na, tut nichts, deine Braut kann sich allemal neben ihr sehen lassen.“

Der Freund ahnte nicht, welchen Sturm von Empfindungen er in der Brust des jungen Mannes entfachte.

Die Flut, die er bereits gedämmt glaubte, brach mit neuer Gewalt hervor. Marga hatte sich für ihn interessiert — er hätte sie besitzen, hätte glücklich werden können! Mehr und mehr erschien ihm seine Verbindung als verhafter Zwang, als eine Kette, die er hätte sprengen müssen. Sie drückte ihn um so mehr, weil es nun keinen Ausweg für ihn mehr gab.

Ober gab es noch einen? Wie kam denn gerade er dazu, sich widerstandslos dem Druck der Verhältnisse zu fügen? Ihn traf doch keine Schuld? Und doch, wenn er jetzt noch Schritte tat, die verhassten Bande zu zerreißen, so konnte man mit Recht schwere Vorwürfe gegen ihn erheben. Wer hatte ihn denn gezwungen, ja zu sagen? Niemand! Ein einziges Wort von ihm, und er wäre frei gewesen! Seine eigene Schwachheit und Feigheit hatten ihn ins Verderben gestürzt! Auch Duldung ist Zustimmung! Diese Wahrheit stellte sich ihm in ihrer ganzen unerbittlichen Schroffheit vor die Seele.

Tagelang brütete er über seinem Verhängnis, wie er es nannte, und brütete sich immer mehr in die Überzeugung hinein, daß er unglücklich, tief unglücklich, daß sein Leben verloren, ein Opfer sei. Er konnte Gertrud nicht lieben. Niemals!

Aber war es nicht immer noch Zeit? Viele Verlobungen wurden wieder aufgehoben. Konnte man ihm zumuten, sich willenlos zu opfern? War es nicht sogar seine Pflicht, zu verhindern, daß er und Gertrud beide unglücklich wurden?

Entschlossen setzte er sich eines Morgens hin, seiner Braut in einem beweglichen Schreiben alles auseinanderzusetzen, ihr offen seine Schwäche zu gestehen und sie um Verzeihung zu bitten.

Da, gerade als er begonnen, klopfte es an seine

Tür. Hastig versteckte er den Brief, denn er erkannte das Klopfen seiner Braut. Sie kam mit ihrer Mutter, ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Mit schwerer Bekümmerniß nahm er wahr, wie heiter und glücklich das junge Mädchen gerade heute war. Sie wollte mit ihm auch einige Läden besuchen, um Einkäufe für ihre Ausstattungs zu machen.

Konnte er ihr das Herz brechen? Er ging mit, und der Brief wurde vernichtet.

Wenige Tage später leistete sie ihm wieder einen dankenswerten Dienst. Schüchtern, wie er war, wußte er seine Anwartschaft auf Anstellung an der gehörigen Stelle nicht genügend in den Vordergrund zu drängen. So kam es, daß man ihn zweimal zu Gunsten von nachdrucksvolleren Anwärtern überging. Der stille Mann empfand wohl aufs tiefste das ihm hierdurch zugefügte Unrecht, doch war zu wenig Energie in ihm, als daß er sich gegen dasselbe aufzulehnen gewagt und seine Rechte mit Entschiedenheit geltend gemacht hätte.

Dies tat aber Gertrud für ihn, als er mit ihr dem Oberschulrat einen Besuch machte und sie vorstellte. Der ängstliche Kandidat hätte sich lieber weit weg gewünscht, als er das junge Mädchen so freimütig ihre Meinung gegen den Vorgesetzten aussprechen hörte; er fürchtete schon, man würde ihn dies entgelten lassen, und mit den Aussichten auf Amt und Brot sei es nun womöglich für immer vorbei. Doch gerade das Gegenteil war der Fall. Der Oberschulrat, von dessen Empfehlung hauptsächlich seine Anstellung abhing, schlug einen immer achtungsvolleren Ton gegen Gertrud an und gratulierte beim Abschied dem jungen Manne ganz besonders zu einer solchen Braut.

„Das Fräulein wird schon sorgen, daß Sie nicht

unter den Tisch kommen, lieber Doktor," meinte er lächelnd.

Bald darauf erhielt der Kandidat seine Berufung an das städtische Gymnasium, und nun sollte auch die Hochzeit nicht länger aufgeschoben werden.

Gott allein weiß, welche Gewissens- und Seelenqualen der junge Oberlehrer erduldet. Sein Freund Sperber, der ihn zwei Tage vor der Hochzeit unerwartet besuchte, traf ihn in einem Zustand völligen Kleinmuts.

„Du hast dich also doch noch für Fräulein Vogel entschieden?“ fragte der junge Maler lächelnd. „Ich glaube, das hast du recht gemacht, Fritz. Leider kann ich deine Einladung zur Hochzeit nicht annehmen, ich komme nur von Berlin, um meine Sachen hier einzupacken, denn ich habe ein Stipendium für Italien und reise morgen früh ab. — Aber zum Ruduck,“ unterbrach er plötzlich seinen Redefluß, „wie siehst du denn aus? So schaut doch kein glücklicher Bräutigam und Hochzeiter aus. Bist du krank?“

Bornschein schüttelte trübselig den Kopf. „Gemütskrank vielleicht.“

„Aber warum denn?“

„Dir kann ich mich ja anvertrauen,“ erwiderte der Oberlehrer und fügte leise hinzu: „Otto, ich fürchte, die Hochzeit wird niemals stattfinden.“

„Fritz — Mensch — du erschreckst mich! Warum denn nicht?“

„Ich — ich kann nicht!“ stöhnte Bornschein und sank schwer auf das Sofa nieder.

„Du kannst nicht! Und das — das fällt dir erst jetzt ein?“

„Jetzt? Ach Gott, meine Verlobung schon war eine Lüge! Ich sprach mich ja seinerzeit schon gegen dich aus — so wie damals fühle ich noch heute!“

„Unglücks Mensch! Und warum hast du dann meinen Rat nicht befolgt?“

„Du kennst ja meinen unglückseligen Charakter. Vielleicht war es Feigheit, vielleicht Mitleid — ach Gott im Himmel, ich ehre ja Gertrud über alles, sie tut mir so leid, so unendlich leid! Aber je näher der Termin kommt, je mehr steigt meine Aufregung. Die Unmöglichkeit, noch zu entinnen, läßt mich die Fessel, die mir winkt, immer unerträglicher erscheinen. Ich — ich kann nicht, Otto — ich muß noch am Altar nein sagen — oder ich — ich komme überhaupt nicht bis dorthin!“

„Fritz — um Gottes willen, du hast doch keine Dummheiten vor?“ rief der Freund erblässhend.

„Ich weiß nicht, was du so nennst.“

„Leider kann ich unter keinen Umständen bleiben. Ich dachte dich als glücklichen Hochzeiter zu finden und wollte dir nur meine Entschuldigung bringen. Ich muß dringend noch vor meiner Abreise nach München. O du Unglücksvogel — und die arme, arme Gertrud! Was müßte sie fühlen, wenn sie wüßte! Merkt sie denn gar nichts, macht sie dein Benehmen nicht stutzig?“

„Sie schreibt es der Wirkung der bevorstehenden Feier zu, da sie meine große Schüchternheit und Empfindlichkeit kennt.“

„Gott sei Dank! Wie entsetzt müßte sie sonst sein! Du hast unverantwortlich gehandelt, Mensch! Nun ist beides fast gleich schlimm: auszuharren oder noch im letzten Augenblick zu handeln. Beides löst namenloses Unglück aus.“

„So weißt du keinen Ausweg?“

„Keinen, armer Freund, als mutvoll auf dich zu nehmen, was du dir aufgebürdet hast.“

„Ich kann nicht!“ murmelte Bornschein mit

einem scheuen Blick nach den Schubladen seines Schreibtischs, wo er seit einigen Tagen einen Revolver verwahrte. „Es geht über meine Kräfte!“

7.

Beinahe zwei Jahre waren seit diesem Zusammentreffen der Freunde verflossen. Es war ein sonniger, prachtvoller Septembertag. Unter den Linden in Berlin herrschte reges Leben.

Raschen Schrittes drängte sich ein schlanker Herr in elegantem Sommeranzuge durch die Schar der Spaziergänger. Plötzlich blieb er stehen, sein Blick war auf einen Herrn in schwarzer Kleidung gefallen, der wenige Schritte seitab an einem Schaufenster stand und den Inhalt aufmerksam zu studieren schien. Der schlanke Herr ging einige Schritte weiter, stand dann nochmals still, guckte noch einmal hin — nun wandte er sich eilig der Richtung zu, war mit fünf Schritten hinter dem Schwarzgekleideten und klopfte ihm kräftig auf die Schulter.

„Fritz — alle Wetter, bist du's oder ist's dein Geist?“

Der Schwarzgekleidete fuhr erstaunt herum, als er aber den Sprecher erkannte, glitt ein freundliches Lächeln über seine gutmütigen Züge; er drückte ihm warm die Hand und rief freudig: „Otto — du? Das nenne ich eine frohe Überraschung. Ich habe dich nicht wiedergesehen, seit du mich an jenem traurigen Tage verließest. Wo in aller Welt hast du dich denn herumgetrieben? Du sollst ja sogar in Afrika gewesen sein —“

„In Italien, Griechenland, Aegypten, Tunis, Algerien — jawohl, wie ein Forscher ging es von Ort zu Ort. Ich machte Studien für ein großes geographisches Werk, zu dem ich die Illustrationen zu liefern

habe. Doch davon später — ich bin entzückt, dich hier so wohl und munter zu finden. Damals war mir wirklich bange um dich. Ich bin gestern erst zurückgekommen, in den nächsten Tagen hättest du von mir gehört. Sag mir nur in aller Welt, Mensch, wie alles geworden ist. Hast du deine Verlobung gelöst oder was sonst getan?“

Friedrich Bornschein senkte verlegen den Blick. „Ja siehst du, was sollte ich denn tun? Ich dachte allerdings ernstlich an den Revolver, aber erstens hatte ich doch nicht den rechten Mut und zweitens hegte ich auch zu viel Mitleid mit Gertrud. So verging Stunde auf Stunde, bis sie mich nach dem Standesamt und der Kirche abholten. Nun mußte ich wohl oder übel, denn welchen Skandal hätte es sonst gegeben! Und es war gut, daß alles so kam, Otto, denn ich kann dir sagen, ich bin der glücklichste Ehemann von der Welt. Meine Gertrud ist ein wahrer Schatz von einem Weibe; ich gewann sie mit jedem Tage lieber, und nach einem halben Jahre schon konnte ich mir mein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen. Du machst dir gar keinen Begriff, wie tatkräftig und gut dabei sie ist. Alle Menschen verehren sie, meine Schüler schwärmen für sie — und mich liebt sie, o Himmel, tausendmal mehr wie ich es verdiene! Sie darf niemals erfahren, was ich für ein Narr gewesen bin. Du versprichst mir doch, Otto —“

„Versteht sich — über meine Lippen kommt kein Wort. Aber sag, Friß, was tust du hier in Berlin?“

„Ich war mit meiner Frau drei Wochen in Ahlbeck, nun sehen wir uns noch ein bißchen die Hauptstadt an. — Aber da kommt sie, Otto — sie war in dem Laden — also, ich bitte dich —“

Sperber wandte sich, um Gertrud zu begrüßen, die eben zu den beiden trat. Mehrere Stunden blieben

die drei zusammen, dann begleitete der Maler die jungen Eheleute nach ihrem Hotel.

Unterwegs aber, als die junge Frau einmal eine kurze Strecke voraus war, fragte er den Freund, was denn aus seiner alten Flamme geworden sei.

„Du meinst, aus Marga?“

„So hieß sie ja wohl.“

„O, die hat ihren Kaufmann geheiratet. Sie soll sehr anmaßend und anspruchsvoll sein, weit über ihre Verhältnisse hinaus. Man vermutet, es nimmt kein gutes Ende. Wie glücklich bin ich, Otto, daß die nicht meine Frau geworden ist — ich mit meinem nachgiebigen Charakter wäre da verloren gewesen. Ich danke allemal,“ schloß der junge Ehemann lächelnd, „wenn ich mir die Sache überlege, von ganzem Herzen dem Himmel, daß ich nicht geheiratet habe, sondern geheiratet worden bin!“





Eine Automobilfahrt in die Sahara.

Von W. R. Geinborg.

Mit 11 Illustrationen.

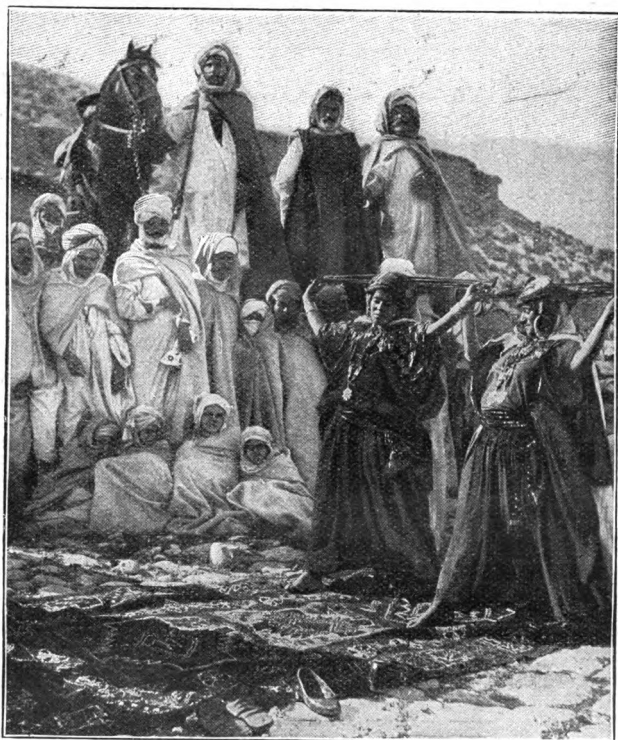


(Nachdruck verboten.)

Fast die ganze Nordküste Afrikas gehört den Franzosen, von Tunis bis zu den Grenzen Marokkos verstanden sie, das Land ihrem Einfluß zu unterwerfen, und auch auf dieses letzte noch selbständige Reich haben sie ihr Augenmerk gerichtet. Ihre älteste Besitzung, Algier, ist aber immer noch die blühendste ihrer Kolonien.

Die Stadt Algier selbst bietet übrigens, abgesehen von der landschaftlichen Schönheit ihrer Lage, dem Touristen wenig Interessantes. Der Einfluß der französischen und englischen Fremdenkolonien hat den ursprünglichen Charakter der Stadt und ihrer Bevölkerung bereits sehr stark verwischt. Auch die kleinen Ortschaften der näheren Umgebung haben vielfach einen fast europäischen Anstrich. Überall tritt die Wirkung der von den französischen Eroberern in das Land gebrachten Kultur zu Tage. Beinahe jede Ortschaft hat ihr Stadthaus und ihren Marktplatz, auf dem es sogar hie und da nicht an dem Standbilde irgend eines französischen Nationalhelden fehlt. Das Land selbst macht mit seinen Weinbergen und seinen ausgedehnten Getreidefeldern den Eindruck großer Fruchtbarkeit. Und in der Tat ist die unmittelbare Umgebung von Algier das ertragreichste Gebiet der ganzen Kolonie.

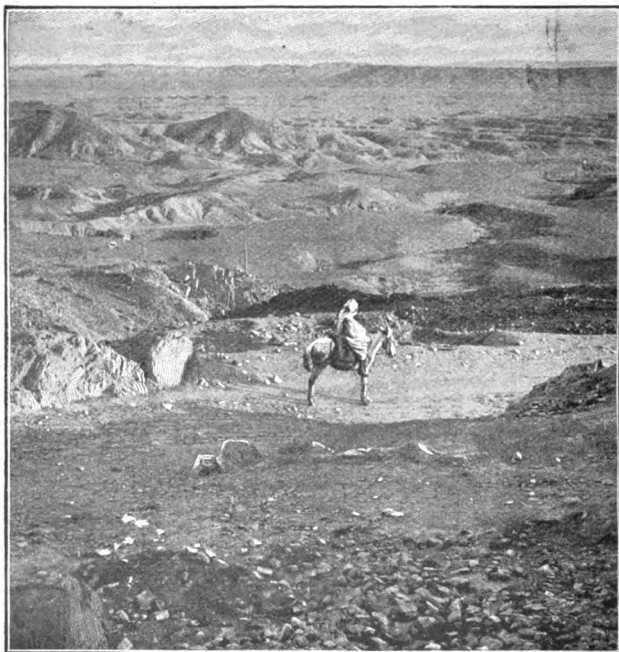
Große Sorgfalt verwendet die französische Regierung schon im militärischen Interesse auf die Schaffung und Instandhaltung guter Verkehrswege. Die kleine ame-



Eine Vorstellung von Kabylentänzerinnen.

rikanische Gesellschaft, die vor kurzem den Mut hatte, von Algier aus eine Reise in die Sahara per Automobil zu unternehmen, weiß nicht Rühmens genug von der Beschaffenheit der Straßen zu machen. Allerdings ist ihr Bericht zugleich voll beweglicher Klagen über die

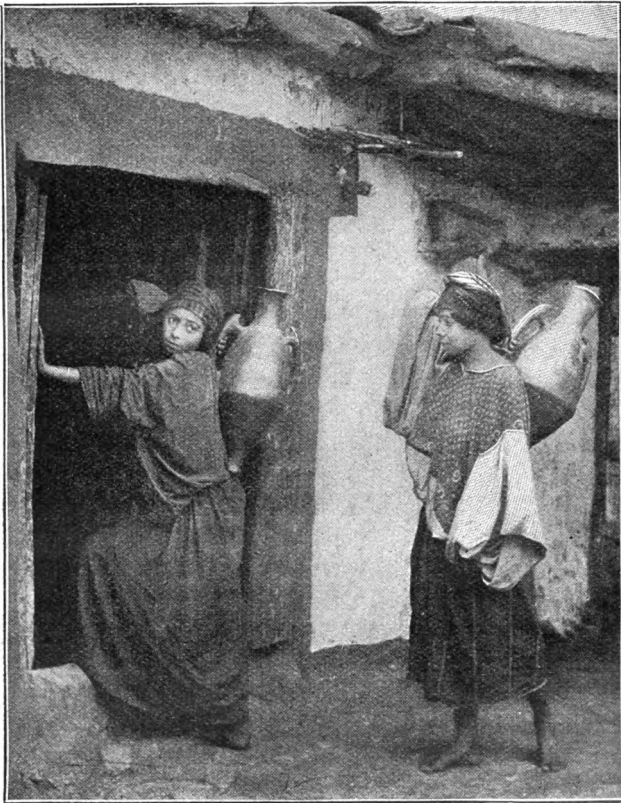
Unfreundlichkeit und mürrische Verschlossenheit der Bevölkerung, mit der sie auf ihrer Fahrt in Berührung kam. Aber man darf dieses Urteil nicht für unbedingt zuverlässig und ausschlaggebend ansehen. Auch eine



Dünen am Wüstenrande.

europäische Landbevölkerung dürfte schwerlich nach der Haltung beurteilt werden, die sie rücksichtslos dahinfliehenden Automobilfahrern gegenüber annimmt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß den braunen Kindern der Wüste der Anblick des neuen, übel duftenden und für den Fußgänger einigermaßen gefährlichen Verkehrs-

mittels sympathischer gewesen sei als einem deutschen oder französischen Landbewohner.



Wasserträgerinnen in einem Kabylendorf.

Unsere Automobilisten, denen wir uns in nachstehender Skizze anschließen wollen, hatten gerade zur ungünstigsten Jahreszeit ihre Fahrt angetreten. Sie

mußten viel unter Regengüssen leiden, aber es gelang ihnen nichtsdestoweniger, wohlbehalten ihr Ziel, die Oase Bisra in der Wüste Sahara, zu erreichen.

Ihre erste Rast hielten sie in Tiziuzu, dem Haupt- handelsplatz des Kabylenlandes. Die Einwohnerchaft besteht aus Abkömmlingen der alten Schowiah- oder Berberrasse, die man als die Urbevölkerung des Landes anzusprechen hat. Allerdings hat sie sich in dieser Gegend nicht rein erhalten, sondern im Lauf der Jahrhunderte mit den verschiedensten Elementen, Phöniziern, Griechen, Römern, Vandalen und Arabern, gemischt. Man findet unter den Kabylen nicht selten blauäugige und blondhaarige Individuen, in deren Typus das Vandalenblut deutlich erkennbar zu Tage tritt.

Die Kabylen sind Mohammedaner, aber sie leben nicht in Vielweiberei. Vor allen anderen afrikanischen Völkerschaften genießen sie den Ruf, fleißig, sparsam und freiheitliebend zu sein. Bis zur Eroberung des Landes durch die Franzosen hatten sie sich in der Tat alle die Jahrhunderte hindurch ihre Unabhängigkeit bewahrt, wenn sie auch gelegentlich von Angriffen und Raubzügen feindlicher Nachbarn viel zu leiden hatten. In den Berichten älterer Reisenden werden sie als wahre Vorbilder einfacher, patriarchalischer Lebensführung gepriesen, und alle erdenklichen Tugenden werden ihnen nachgesagt. Aber bei näherer Bekanntschaft wird man kaum geneigt sein, dies günstige Urteil in allen Punkten aufrecht zu erhalten. Besonders abstoßend ist die jeder Beschreibung spottende Unsauberkeit der Kabylen. Sie hausen in Hütten, die kaum besser sind als unsere Schweineställe, und in der Tat teilen sie diese primitiven Wohnstätten oft mit ihren Schafen, Ziegen und Kühen. Außerdem sind sie unwissend, abergläubisch, mißtrauisch und von wenig liebenswürdigen Umgangs-

formen. Sie leben, wie schon erwähnt, in Einehe, aber ihre Frauen genießen nicht eben des besten Rufes. Ihre erwachsenen Töchter pflegen nach Algier oder Konstantine zu gehen, um sich vor Kameltreibern, jüdischen Handelsleuten und französischen Soldaten als



Eiskra.

Tänzerinnen zu produzieren. Erst wenn ihre bescheidene Schönheit zu welken beginnt, kehren sie in die Heimat zurück, um sich mit Hilfe der gemachten Ersparnisse zu verheiraten und den Rest ihres Lebens am Webstuhl oder bei der Feldarbeit zu verbringen.

Jedes Kabyldorf ist eine Art von selbständiger Republik, an deren Spitze ein frei gewähltes Oberhaupt steht. Die französische Regierung ist klug genug, dieser Art von Selbstverwaltung weitesten Spielraum zu

lassen, und sie wagt dabei um so weniger, als schon das stark ausgeprägte Freiheitsgefühl des Kabylen dafür sorgt, daß die Macht der einzelnen Dorf- oder Stammeshäupter keine zu große werde.

Tiziuzu ist ein beständiger Markt. Rühе, Esel, Schafe und alle erdenklichen Gebrauchsgegenstände werden unter den aus der näheren und weiteren Umgebung zusammenströmenden Kabylen gehandelt. Gegen den



Ein Tuareg.

Fremdling aber verhält man sich, selbst wenn er als Käufer auftritt, ziemlich abweisend. Der Kabyle weiß, daß weder Allah noch Mohammed dem Ungläubigen sonderlich gewogen sind, und er vergißt nicht, daß der Kaffee teurer geworden ist, seitdem die Franzosen in das Land gekommen sind.

Unsere Abbildung auf Seite 131, die zwei jugendliche Wasserträgerinnen in einem kleinen Kabylendorfe darstellt,

zeigt in recht charakteristischer Weise, wie wenig sich Kleidung und Lebensgewohnheiten bei diesem Volkstamm seit Jahrhunderten geändert haben. Man könnte glauben, eine bildliche Darstellung zum Alten Testament vor sich zu haben. Auch die Form der Wasserkrüge ist seit anderthalb Jahrtausenden dieselbe geblieben.

Über die malerische und interessante Stadt Konstantine führte unsere Automobilisten ihr Weg nach Batna. Dann durch eine landschaftlich sehr interessante Hochebene nach El-Kantara, dem Eingangstor der Wüste, hinab. Von hier bis nach Bizkra fanden die Auto-

mobilisten den Weg für Kraftfahrzeuge allerdings noch recht wenig geeignet. Der scharfe Kiesel sand zerrieb in kürzester Zeit die Kautschukhülle ihrer Luftreifen, und



Eine Gruppe eingeborener Tänzerinnen in Biskra.

es war beinahe ein Wunder zu nennen, daß ihr stark mitgenommenes Gefährt die Oase noch glücklich erreichte.

Obwohl Biskra den stolzen Namen einer „Perle der Wüste“ führt, sind unsere Reisenden nicht sonderlich gut auf diese vielgepriesene Oase zu sprechen. Die Be-



Das erste Automobi



in der Oase Biskra.

völkerung besteht aus den verschiedenartigsten Elementen, die sich indessen streng voneinander absondern. Es gibt ein Negerviertel, ein Araberviertel und ein Viertel, das ausschließlich für die Tanzhäuser bestimmt ist. Außerhalb der Stadt schlagen häufig wandernde Beduinen ihre Zelte auf, und man hat Gelegenheit, ihr häusliches Leben, das sich vor jedermanns Augen unter freiem Himmel abspielt, bis in seine intimsten Einzelheiten zu beobachten. Da die Eisenbahn Biskra heute bereits erreicht, ist es zu einem recht bedeutenden Handelsplatz geworden, und es ist der Ausgangspunkt für alle Karawanen nach den südlich der Sahara gelegenen Ländern. Häufig begegnet man in den Straßen von Biskra auch den wilden Gestalten der Tuaregs, jener gefürchteten Wüstenräuber, denen schon manche Karawane zum Opfer gefallen ist. Sie lieben es, ihre Beute in den arabischen Cafés und Tanzhäusern von Biskra zu verjubeln.

Eine ganze Straße von Biskra ist ausschließlich den Uad Nail eingeräumt, weiblichen Angehörigen eines wandernden Beduinenstammes, dessen Töchter durchweg für den Beruf von Tänzerinnen erzogen werden. Sie sind durch äußere Schönheit nur selten ausgezeichnet, und ihre abergläubische Beschränktheit wie ihre Habsucht machen sie auch sonst zu einem wenig erfreulichen Umgang. Doch tanzen sie gut und mit einer gewissen Grazie. Wenn die mit dem frühzeitig eintretenden körperlichen Verfall gar zu abschreckend werdende Häßlichkeit sie nötigt, ihr Gewerbe aufzugeben, gesellen sie sich wieder ihrem lediglich aus Schaffhirten und Kameltreibern bestehenden Stamme zu und gründen eine eigene Familie, deren Töchter unfehlbar dem Beispiel der Mutter folgen.

Die Biskra zunächst gelegene Oase ist Sidi Oba,

eine ziemlich ausgedehnte und sehr unsaubere Stadt. Sie verdankt ihren Namen dem mit einer Moschee überbauten Grabmal jenes Oiba, der die Lehre Mohammeds zuerst in diese Regionen gebracht und mit Wort und Schwert verbreitet haben soll. Sein Grab ist ein Wallfahrtsziel für alle Bekenner des Islams in der Wüste Sahara.

Interessante Ausflugsziele von Biskra aus sind auch



Ein Beduinenlager.

die Ruinenstädte Lambessa und Timgad, welcher letzteren vergleichswütige Reisende den Namen des „algerischen Pompeji“ gegeben haben.

In der Weltgeschichte wird der Name dieses Ortes allerdings kaum jemals erwähnt, aber sein hohes Alter ist außer allem Zweifel. Wahrscheinlich haben diejenigen recht, die seine Gründung in die Zeit des Kaisers Trajan verlegen. Aufgefundene Inschriften lassen darauf schließen, daß es das Lager der dreißigsten Legion

Ulpia gewesen sei, der die gewiß keineswegs leichte Aufgabe zufiel, die unruhigen Stämme der Umgebung im Zaume zu halten. Im Beginn des sechsten Jahrhunderts überfielen die in den Bergen hausenden wilden Schowiah die Stadt und machten sie zu dem Haufen von Ruinen, als der sie sich noch heute dem Besucher darstellt.



Bild aus dem Judenviertel von Sidi Okba.

Niemand, den sein Weg bis hierher geführt hat, sollte versäumen, jenem Schowiahstamme in seinen Gebirgsnestern einen Besuch abzustatten. Denn sie sind die reinblütigen Nachkommen der Berber, die das Land beherrschten, lange bevor die ersten Phönizier als dreiste Eindringlinge ihren Fuß auf die Küste setzten und die Ureinwohner bis in die Berge zurückdrängten. Sie sind von dunklerer Hautfarbe als die mit vielen anderen Rasseelementen vermischten Kabylen, finsterner und mürrischer als die Araber, kühner und kriegerischer als

irgend einer der nordafrikanischen Stämme. Unter ihren Frauen finden sich vereinzelt sehr schöne und stolze Erscheinungen, die freilich gleich allen Orien-



Frau aus dem Schowiahstamme.

talinnen dem Schicksal des frühzeitigen Alters verfallen.

Über Batna fuhren unsere Reisenden dann nach Tunis, auf einem Wege, den vor ihnen noch niemand

im Automobil zurückgelegt hatte, und durch Gegenden, deren Beschaffenheit eine Fahrt im Kraftwagen zu einem um so größeren Wagnis machte, als sich ihnen für den Fall eines Mißgeschicks nirgends irgendwelche Hilfsmittel dargeboten hätten.

Von allen Eindrücken, die sie auf der interessanten



Landstraße auf der algerischen Hochebene,

Reise empfangen hatten, war aber auch nach ihrer Versicherung der, den ihnen die Reste der vorhistorischen Stadt Tunis gewährten, der nachhaltigste und tiefste. Und das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß Tunis schon eine uralte Stadt war, als Dido erschien, um für sich und ihre Phönizier Land zu verlangen, daß es in hoher Blüte stand, lange bevor Gallien und Britannien zum ersten Male erwähnt werden, daß es Karthago hat zu Grunde gehen sehen, und daß von all den anderen großen Städten, die mit ihm rivalisierten, heute nichts mehr als schattenhafte Erinnerungen geblieben sind.

Aber der allgemeine Zustand der Bevölkerung entspricht leider durchaus nicht dem Alter ihrer Kultur. Seit vielen Jahrhunderten kann von einer Weiterentwicklung nicht mehr die Rede sein, und alle im Lauf der Zeiten erfolgten Blutmischungen haben der Rasse in Bezug auf den Fortschritt ihrer Zivilisation keinen merklichen Nutzen gebracht. Vielleicht erklärt sich das in der Hauptsache daraus, daß es niemals die besten Elemente fremder Völkerschaften gewesen sind, die sich auf dem nordafrikanischen Boden sesshaft machten. Auch heute noch läßt sich Ähnliches beobachten. Algerien und Tunisien vermögen dem Europäer, der an ganz andere Lebensbedingungen gewöhnt ist, so wenig zu bieten, daß die Mehrzahl der heutigen Kolonisten nur von dem Wunsche erfüllt ist, so rasch als möglich genügende Reichtümer zu sammeln, um in die glücklicheren heimatlichen Gefilde zurückkehren zu können.

Die einheimische Bevölkerung hat so wenig eine Kunst als eine nennenswerte Industrie; von wirklicher Bildung kann selbst bei den wohlhabenderen Eingeborenen nicht die Rede sein. Ein dumpfer Aberglaube ist bestimmend für das ganze geistige Leben der Bevölkerung.

Es ist leider vollkommen richtig, wenn der Amerikaner den Bericht über seine interessante Automobilmfahrt durch Algerien und Tunisien mit folgendem harten Urteil über die heimische Bevölkerung der höheren Stände schließt: „Ein Leben des stumpfsinnigsten Müßigganges zu führen, einen möglichst stark bevölkerten Harem zu besitzen, den Liedern ihrer Sänger zu lauschen und den immer gleichen Tänzen ihrer unbeschreiblich unwissenden Weiber zuzusehen, ist der Anfang und das Ende aller ihrer irdischen Wünsche.“





Die Geheimnisse der Hand.

Von Gustav Valenti.

Mit 4 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Es gibt wohl keinen Menschen, der die Gelegenheit, einen Blick in die Zukunft zu tun, versäumen würde, wenn man ihm eine solche Gelegenheit bieten könnte. Die Begierde, einen Blick hinter den Vorhang zu werfen, hinter dem sich das geheimnißvolle Etwas vorbereitet, das wir unsere Zukunft nennen, ist schon so alt wie das Menschengeschlecht selbst. Die Orakel und Seher der Sagenzeit und der ältesten Geschichte, wie nicht minder die Astrologen des Mittelalters und die mancherlei Wahrsager und Hellseher, die ihre anrühige Kunst noch heutzutage ausüben, sind ein Beweis für das Gesagte.

Auf die Begierde der Menschen, die Zukunft enthüllt zu sehen, spekulierten seit jeher ebenso schlaue als gewissenlose Personen, um sich den Ruf von Propheten und, was die Hauptsache für sie war, die Mittel zu einem sorgenlosen Dasein zu erwerben. Um kein Haar besser sind die verschiedenartigen Wahrsager der Neuzeit. Auch der Zweck ihrer Tätigkeit ist nicht der, den bedauernswerten Leuten, die ihnen ins Garn laufen, die Zukunft zu enthüllen, wozu kein Sterblicher befähigt ist, sondern der, sich durch Ausbeutung einer weitverbreiteten menschlichen Schwäche eine möglichst angenehme Gegenwart und eine sorgenfreie Zu-

kunst zu sichern. Nicht bloß in den Kreisen der Ungebildeten haben die modernen Wahrsager ihre Kunden, auch viele Gebildete und Hochstehende nehmen ihre Dienste in Anspruch, und die Welt würde staunen, wenn sie alle die klingenden Namen hören würde, deren Träger und Trägerinnen von den Wahrsagern zu ihrer Kundschaft gezählt werden.

Zwei Arten des Wahrsagens werden in unserer Zeit vornehmlich gepflegt: das Kartenlegen aus den Karten und das aus den Linien der Hände. Das Kartenlegen, über dessen Wert oder vielmehr Wertlosigkeit kein Klar denkender im Zweifel sein kann, interessiert uns hier nicht, und wir wollen darüber kein Wort verlieren. Womit wir uns in den folgenden Zeilen beschäftigen wollen, ist vielmehr die Kunst oder — um mit den zünftigen Chiromanten zu reden — die Wissenschaft, die Formen und Linien der Hand zu deuten. Die modernen Handliniendeuter geben ihrer Kunst eine wissenschaftliche Grundlage, sie verfügen über eine beachtenswerte Literatur, deren Schöpfer weit entfernt davon waren und sind, zu den Schwindlern oder Dummköpfen gezählt zu werden, und müssen, soweit sie Theoretiker sind, als überzeugte Anhänger ihrer Lehren betrachtet werden.

Nicht so überzeugt von ihrer Weisheit dürften jedoch jene Chiromanten sein, die aus dem Deuten der Handlinien ein Gewerbe machen. Wenn es uns gelingt, die Aufmerksamkeit der geneigten Leser und Leserinnen auf die Bestrebungen der Theoretiker zu lenken und den oben gekennzeichneten Praktikern mit diesen Zeilen einige Gutgläubige abspenstig zu machen, so ist unser Ziel erreicht.

Es ist nur zum Teil bekannt, was die Wissenden alles aus der Hand eines Menschen herauszulesen ver-

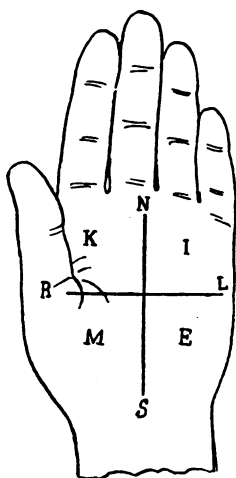
mögen. Wenn man ihnen glauben darf, ruht nicht nur unsere Zukunft in unserer Hand, sondern auch unsere Vergangenheit hat dort Spuren zurückgelassen, die dem Kundigen Aufschluß über manches wichtige Ereignis in unserem Leben geben. Das ist aber noch nicht alles. Zukunft und Vergangenheit mögen ganz interessante Dinge für einen Menschen sein, für seine Mitmenschen gibt es jedoch etwas an ihm, das sie mehr interessiert, weil es für die Gegenwart bedeutend wichtiger ist, das ist sein Charakter, den der gewiegte Handliniendeuter ebenfalls aus den Formen und Linien der Hand errät.

Wie das möglich ist, soll hier mit Zuhilfenahme einiger Handbilder veranschaulicht werden. Gleich-

zeitig wollen wir die Geheimnisse der Handliniendeuter rücksichtslos ausplaudern, indem wir die Bedeutung der Handlinien und der sogenannten Handberge, soweit es der verfügbare Raum gestattet, erklären. Eine Bürgschaft für die Richtigkeit der Bedeutung der Handlinien und Handberge zu übernehmen, sind wir natürlich nicht in der Lage, was wir ausdrücklich bemerken wollen.

Und nun zu unseren Bildern.

Unser erstes Bild zeigt eine Hand, die durch einen senkrechten und einen wagrechten Strich in vier Felder geteilt wird. Der Teil unseres Bildes, auf dem sich der Daumen befindet, gilt



R = Rechts. L = Links. N = Handnorden. S = Hand Süden.
K = Sitz der Kraft. I = Sitz des Idealismus. M = Sitz des Realismus. E = Sitz der Einbildungskraft.

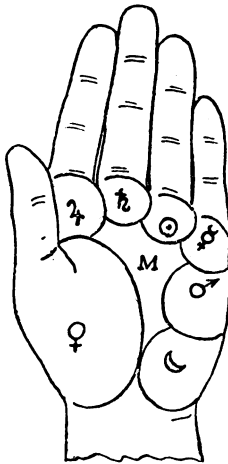
als die rechte Seite der Hand, woraus sich von selbst ergibt, daß der entgegengesetzte Teil als linke Seite zu betrachten ist. Jener Teil der Hand, da die Finger beginnen, heißt der Handorden, während der Teil des Handtellers, der in das Handgelenk übergeht, der Handsüden genannt wird. Deshalb es anstatt rechte und linke Seite der Hand nicht folgerichtiger Handwesten und Handosten heißt, ist nicht zu ergründen.

Die Einteilung der Handfläche in vier Felder hat den Zweck, eine klare Übersicht der Handteile zu ermöglichen, in denen sich gewisse hervorragende Eigenschaften des Menschen ausdrücken sollen. Die rechte Hälfte des Handnordens zeigt Größe und Art der Kraft, während sich in der linken Hälfte der Idealismus ausdrückt. Die rechte Hälfte des Handsüdens entschleiern uns die realistische Veranlagung des Menschen und die linke Hälfte die der Einbildungskraft. Je nachdem die vier Teile der Hand entwickelt sind und besonders hervortreten, sollen auch die ihnen innewohnenden Eigenschaften in der Natur des Menschen entwickelt sein und in dessen Charakter vorherrschen.

Die meisten unserer verehrten Leser und Leserinnen werden keine Ahnung davon haben, daß sie geborene Großgrundbesitzer sind, und doch ist es so. Sie besitzen außer einer ausgedehnten Ebene eine stattliche Gebirgskette, bestehend aus sieben Bergen. Wer daran zweifelt, der betrachte sich unser zweites Bild, das ihm seinen Grundbesitz vor Augen führt. Dieses Bild zeigt uns die Lage der sogenannten Handberge, die bei der Beurteilung des Charakters und der Zukunft eines Menschen eine große Rolle spielen. Sie sind mit den ihnen zukommenden astrologischen Zeichen versehen, denn ihre Namen sind der Sternenvwelt entlehnt, und

die von ihnen angezeigten Eigenschaften machen diesen Namen alle Ehre. Wir wollen auf unserer eigenen Hand ein bißchen Touristik treiben und jeden der Handberge einzeln besteigen, um ihn näher kennen zu lernen.

Der größte der Handberge ist der **Venusberg**. Ein gut und gleichmäßig entwickelter Venusberg läßt an einem Menschen die liebenswürdigsten Eigenschaften erkennen, denn ihm wohnen Liebe und Schönheit, An-



J = Jupiterberg. S = Saturnberg. ☉ = Sonnenberg. ☿ = Merkurberg. ♂ = Marsberg. ☾ = Mondberg. ♀ = Venusberg. M = Marsebene.

mut und Formensinn inne. Diese schönen Eigenschaften betätigt der Besitzer oder die Besitzerin eines gut entwickelten Venusberges sowohl bezüglich der schönen Künste als auch im gewöhnlichen Leben. Es ist jedoch nichts auf Erden vollkommen, und es darf uns deshalb nicht wundern, wenn auch der schönste Venusberg weniger lobenswerten Eigenschaften zum Sitze dient. Diese Eigenschaften sind Gefallsucht und ungebührlich starke Leidenschaftlichkeit. Ist der Besitzer eines solchen wohlgeformten Venusberges männlichen Geschlechts, so verdient er einfach unsere Geringschätzung, denn sein Venusberg verrät uns,

daß er mehr weibische als männliche Tugenden besitzt. Noch schlimmer wäre es jedoch, wenn er, anstatt eines wohlentwickelten, gar keinen Venusberg in seiner Hand hätte, wenn sich an der Stelle des Venusberges also eine Fläche oder gar eine Vertiefung befände. Dann müßte

man dem betreffenden Menschen Energielosigkeit, Mangel an Seelengröße, Selbstsucht, Gemütskälte und dergleichen angenehme Dinge vorwerfen, wenn er sich das gefallen ließe. Vor Männern mit mittelgroßen und glatten Venusbergen seien alle derzeit noch unverlobten jungen Damen eindringlichst gewarnt, weil sie in Liebesfachen von großer Kälte sind. Mehr können sich die Besitzer mittelgroßer und gefurchter Venusberge erwärmen, aber auch mit ihnen hapert es einigermaßen, denn ihre Wärme ist immer größer als ihre Macht. Ganz besonders mögen sich junge Damen vor jenen hüten, die übermäßig entwickelte Venusberge besitzen. Sie sollen träge, treulos, kokett, leichtsinnig, zügellos und noch verschiedenes andere sein, das wir mit Rücksicht auf den Ehrenbeleidigungsparagraphen gar nicht auszusprechen wagen. Rückhaltloses Vertrauen gebührt nur jenen Männern, deren Venusberg in der Mitte ein aus zwei kleinen Falten gebildetes Kreuz aufweist. Dieses Kreuz zeigt an, daß der Mensch einer einzigen Liebesneigung lebt oder gelebt hat, und bedauerlich ist nur, daß dieses Kreuz sehr selten vorkommt.

Oberhalb des Venusberges, am Beginne des Zeigefingers, liegt der Jupiterberg. Ihm wohnen Religiosität, Liebe zur Natur, Ehrgefühl und Ehrgeiz inne, wenn er normal entwickelt ist. Sein Vorhandensein läßt auf gute Eigenschaften schließen und kennzeichnet den Besitzer als einen Menschen, der schon glücklich ist oder es unfehlbar werden muß. Ein Mensch mit normalem Jupiterberg kann getrost allen heiratslustigen Damen empfohlen werden, denn seine Bestimmung ist es, eine Heirat aus Liebe einzugehen und dadurch glücklich zu werden, was es ihm erleichtern würde, auch andere glücklich zu machen. Ein stärker

als nötig entwickelter Jupiterberg sollte für seinen Eigentümer eine Mahnung sein, sich die sorgfältigste Pflege seines Kopshaares angelegen sein zu lassen, denn er besitzt alle Anlagen zur Kahlköpfigkeit. Auch mag er bei seiner Verheiratung darauf achten, daß er eine vermögende Frau heimführt, die gut kochen kann, da er ein starker Esser und Trinker ist und die Passionen eines Lebemanns besitzt. Eine übermäßig starke Entwicklung des Jupiterberges soll einen hochmütigen, stolzen und abergläubischen Menschen verraten, während ein Fehlen dieses Berges einen selbstfüchtigen, faulen und gemütsarmen Menschen anzeigt — sofern unsere Erfahrungen mit einem Menschen ohne Jupiterberg nicht das Gegenteil beweisen.

Neben dem Jupiterberg, an der Wurzel des Mittelfingers, erhebt sich der Saturnberg, der uns verrät, bis zu welchem Grade Klugheit und Besonnenheit das Tun und Lassen eines Menschen beherrschen. Er ist der Sitz des Scharffinns und des Erfolges, er zeigt aber auch außergewöhnliches Glück oder Unglück an, je nach der Beschaffenheit einiger Linien der Hand, von denen wir später reden wollen. Der Saturnberg kündigt uns einen kühnen Menschen mit vielem Unabhängigkeitsfönn und Liebe zur Einsamkeit an. Es kostet schwere Mühe, einen solchen Menschen zu einer Heirat zu bewegen, hat man ihn aber einmal so weit gebracht, daß er jemand mit seiner Neigung beglückt, dann ist er treu wie Gold, denn der Saturnberg ist auch das Zeichen der Beständigkeit. Außerdem muß man Personen mit normalen Saturnbergen Geduld und Ausdauer nachrühmen, Eigenschaften, die jedoch dadurch an Wert verlieren, daß sie häufig am Spielische betätigt werden, weil Leute mit dem normalen Saturnberge nicht selten leidenschaftliche Spieler sein

sollen. Übermäßig entwickelte Saturnberge deuten auf unruhiges Gewissen, Selbstquälerei, Verschlossenheit und Neigung zum Selbstmord hin. Ist der Saturnberg aber schwach entwickelt oder gar nicht vorhanden, dann soll man der betreffenden Person sein Mitleid nicht versagen, denn es steht ihr ein ödes, freudenloses und unglückliches Dasein in Aussicht.

Der Berg an der Wurzel des Ringfingers ist dem Sonnengotte Apollo geweiht und heißt deshalb *Apollo-* oder *Sonnenberg*. Intelligenz, Genialität und Sinn für Kunst und Literatur sind die Eigenschaften, die man dem Besitzer eines wohlentwickelten Sonnenberges ohne weiteres nachrühmen darf. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch ein gewinnendes Äußeres und die Anwartschaft auf große Reichtümer. Einem Menschen mit normalem Sonnenberg kann man getrost Vorschüsse auf eine Erbschaft geben, sie bleibt ihm sicher nicht aus. Sollte dies aber unerwarteterweise der Fall sein, so braucht man das ihm vorgestreckte Geld nicht für verloren zu halten, denn sein Sonnenberg verrät uns, daß er tolerant in religiösen Dingen ist und sich gegebenenfalls auch mit der Tochter eines andersgläubigen Geldgebers verheiraten würde. Geldgier und zugleich Verschwendungssucht, Großsprecherei und Ruhmsucht sollen dagegen die traurigen Folgen eines allzu stark entwickelten, Mangel an Idealismus und Kunstsinne und krafftester Materialismus die eines schwach entwickelten oder fehlenden Sonnenberges sein.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle sieben Handberge mit der bisherigen Ausführlichkeit behandeln. Wir müssen uns darauf beschränken, die Eigenschaften, die durch die letzten drei Berge angezeigt werden, hier kurz anzuführen. So zeigt der unter dem

Keinen Finger sich erhebende Merkurberg bei guter Entwicklung Liebe zu den Wissenschaften, Beredsamkeit und Neigung für geistige Arbeit an. Ferner verkündet er Talent für den Handel, Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und Hinneigung zum Übersinnlichen. List, Verschlagenheit, Hang zum Lügen und Stehlen sollen die verabscheuungswürdigen Eigenschaften eines übermäßig entwickelten Merkurberges sein, und der Mensch, dem dieser Berg in der Hand fehlt, muß förmlich mit Hochachtung begrüßt werden, denn ihm fehlen auch die erwähnten schlechten Eigenschaften.

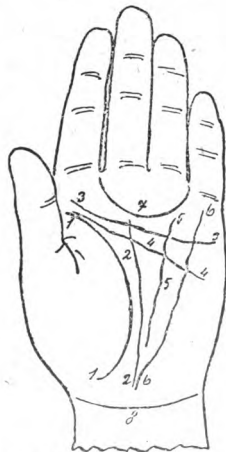
Der nächste Berg ist der Marsberg, Sitz aller Soldatentugenden, wie Kaltblütigkeit in Gefahren, Ausdauer, Entschlossenheit und Selbstbeherrschung, Edelmut und Charakterfestigkeit. Übermäßige Entwicklung des Marsberges zeigt Born, Heftigkeit, Händelsucht und Ungerechtigkeit an. Ein Fehlen des Marsberges verrät kindliches Wesen, Feigheit, Mangel an Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit.

Der letzte Berg ist der Mondberg. In normaler Gestalt ist er der Sitz aller jener Eigenschaften, die wir am Weibe schätzen. Es sind dies Reinheit des Herzens, Keuschheit, Sanftmut und Ergebenheit, denen sich Sentimentalität, Schwärmerei und starke Einbildungskraft beigesellen. Ist der Mondberg glatt, so zeigt dies ein ruhiges Gemüt an, ist er gerunzelt, so bedeutet er das Gegenteil, verschärft durch Eigensinn und Launenhaftigkeit. Übermäßige Größe des Mondberges zeugt von Schwermut, Traurigkeit, Unzufriedenheit, Sehnsüchtelei, unbegründeter Verzweiflung, Aberglauben und Fanatismus. Leute mit solchen Mondbergen leiden an Migräne und Verdauungsbeschwerden. Fehlt in einer Hand der Mondberg, so fehlen dem

betreffenden Individuum auch der Sinn für Poesie, die Einbildungskraft und die Zuversicht.

Können die erhabenen Stellen der inneren Handfläche als Berge betrachtet werden, so könnte man die Linien der Hand mit Flüssen vergleichen, die an diesen Bergen entspringen, sich neben ihnen hinziehen oder die zwischen den Bergen liegende Ebene, die sogenannte *Marseebene*, durchqueren. Der Vergleich würde jedoch bedenklich hinken, weil sich die Linien der Hand an vielen Stellen kreuzen, was bei Flüssen nicht vorkommt. Außerdem sind die Handlinien an manchen Händen unterbrochen, was ihre Vergleichung mit Flüssen unstatthaft erscheinen läßt. Dagegen findet man an den Handlinien Inselbildungen wie bei den Flüssen, und diese werden auch in der Chiromantie nicht anders bezeichnet. Wir wollen den nahe liegenden Vergleich der Handlinien mit Flüssen unterlassen und, dem Gebrauche gewiegter Fachmänner folgend, bei der Bezeichnung *Handlinien* bleiben.

Unser drittes Bild zeigt uns die wichtigsten Linien der Hand. Die erste Linie ist die *Lebenslinie*, die den Chiromanten zufolge für die Lebenslänge des Menschen und für dessen Gesundheit maßgebend sein soll. Sie schließt den Venusberg, einen großen Bogen beschreibend, vom Jupiterberg im Norden, vom Mondberg im Süden, von der Marseebene in der Mitte



1 Lebenslinie. 2 Schicksalslinie. 3 Herzenslinie. 4 Kopflinie. 5 Sonnenlinie. 6 Gesundheitslinie. 7 Venusgürtel. 8 Handgelenkslinie.

der Hand ab. Der Besitzer einer langen, gut geformten und gefärbten Lebenslinie kann sich gratulieren. Er wird ein langes, ungetrübtcs Leben genießen, und seine Mitmenschen werden alle Ursache haben, seinen Charakter zu loben.

Sehr viel herumzuboktern wird aber an einem Menschen mit breiter und blasser Lebenslinie sein, und wir wollen es einem solchen Unglückskinde gar nicht nachtragen, wenn ihm der Chiromant zu allem Überflus auch noch einen wenig lobenswerten Charakter vorwirft. Wenn die Lebenslinie kurz ist, so lasse man sich bei der nächsten Versicherungsagentur schleunigst auf eine hohe Summe versichern, denn man hat in diesem Falle alle Aussicht, durch einen frühen Tod der Versicherungsgesellschaft ein nettes Sümmdchen abzuknöpfen, wenn nicht etwa die Lebenslinie in der anderen Hand das Gegentheil anzeigt. Wenn die Lebenslinie in einer Hand unterbrochen ist und in der anderen nicht, so steht uns eine gefährliche Krankheit bevor, die wir aber gut überstehen werden. Eine Unterbrechung der Lebenslinie an der gleichen Stelle in beiden Händen soll eine lebensgefährliche Krankheit bedeuten, es soll indes sehr oft vorkommen, daß die beiden Teile der unterbrochenen Linie sich noch vor dem Auftreten der Krankheit vereinigen und so anzeigen, daß das Ubel gnädig abgewendet wird. Überstandene schwere Krankheiten zeigt die Lebenslinie durch kurze Unterbrechungen bei Beibehaltung ihrer ursprünglichen Richtung an, eine kränkliche und schwächliche Natur drückt sie durch eine fettenartige, statt glatte und gerade Form aus. Wenn die Lebenslinie am Jupiterberg entspringt, anstatt zwischen diesem und dem Venusberge, so hat man in dem Besitzer der betreffenden Hand einen erfolgreichen, gelehrten und berühmten Menschen vor sich. Beneidenswert sind jene seltenen

Exemplare unter uns, die sich einer doppelten Lebenslinie erfreuen: ihnen ist ein luxuriöses Dasein sicher. Punkte oder kleine Kreise auf der Lebenslinie weisen Berwundungen. Ein weißer Punkt in dieser Linie oder Inselbildungen zeigen ungünstige Ereignisse an. Sendet sie kleine Zweige in der Richtung gegen die Kopflinie aus, von der wir später reden wollen, so darf man auf Reichtum und Ehren schließen. Wenn diese Zweiglinien nach der Marssebene gerichtet sind, so kann man sich auf langwierige Prüfungen gefaßt machen, ehe man Reichtum und Ehren erlangt. Gehen die Zweiglinien aber gar nach abwärts, dann sei man auf der Hut vor Krankheiten und Vermögensverlusten.

Wir kommen nun zu der *Schicksalslinie*. Sie bietet uns den Vorteil, daß das Unheil, das sie uns eventuell anzeigt, nicht unter allen Umständen eintreffen muß, weil sie die Eigenheit besitzt, sich über kurz oder lang ganz anders gestalten zu können. Wichtig ist der Ort ihres Ursprungs. Sehr günstig ist das Schicksal jener Personen, deren Schicksalslinie in der Handgelenkslinie, der sogenannten „Rascette“, entspringt, um direkt gegen den Saturnberg aufzusteigen. Auch wenn sie am Mondberge entspringt und sich gerade zum Saturnberg hinzieht, ist es ein gutes Zeichen. Es zeigt uns ein Glück an, das auf eine Laune zurückzuführen ist, und es wäre nur zu wünschen, daß alle launenhaften Menschen zu solchen Glücksfällen Anlaß geben mögen. Wer eine doppelte Schicksalslinie besitzt, dem diene zur Kenntnis, daß ihm Unannehmlichkeiten, verursacht durch übermäßigen Lebensgenuß, drohen, die er vielleicht vermeiden kann, wenn er die Freuden des Lebens nur in mäßigen Zügen genießt. Unterbrechungen der Schicksalslinie in der Nähe der Herzenslinie sind

ein Symptom von trüben Erfahrungen in Herzensangelegenheiten, in der Nähe der Kopflinie zeigen sie an, daß wir uns in Sachen des Kopfes den Kopf zerbrechen müssen. Wessen Schicksalslinie gegen den Merkurberg ansteigt, der möge sich schleunigst auf kaufmännische Geschäfte oder auf die Politik verlegen, denn seine Schicksalslinie verspricht ihm Erfolg in Geschäften oder durch Beredsamkeit. Steigt diese Linie jedoch gegen den Sonnenberg an, dann können Erfolge in den Künsten oder Reichtümer unmöglich ausbleiben.

Wir haben uns schon zu lange bei der Schicksalslinie aufgehalten und können deshalb die Bedeutung der übrigen Handlinien nur kurz erwähnen. Da ist zunächst die *Herzenslinie*, die Gutes anzeigt, wenn sie unterhalb des Jupiterberges beginnt und in einer sanften Krümmung bis zur entgegengesetzten Seite der Hand verläuft. Sie zeigt alle auf die Herzensangelegenheiten Bezug habenden Umstände an und soll schön gefärbt, gut geformt und ohne viele Verzweigungen sein. Entspringt sie in der Nähe des Saturnberges, so haben Liebe und Anhänglichkeit des betreffenden Menschen mehr materiellen als ideellen Beigeschmack. Edelmut, Großmut und Opferfreudigkeit werden durch besondere Deutlichkeit und Schönheit der Herzenslinie angezeigt. Leute mit kurzer Herzenslinie sollen zu der Ansicht neigen, daß man sich Liebe auch erzwingen kann. Das mindeste, das man von einer Person sagen kann, die eine Herzenslinie nicht besitzt, ist, daß sie es mit der Treue nicht genau nimmt. Daß eine gebrochene Herzenslinie gebrochene Herzensbündnisse bedeutet, kann man, so unangenehm gebrochene Herzensbündnisse empfunden werden, vom logischen Standpunkte aus nur billigen. Vor Freunden und Verehrern mit fettenartigen oder zackigen Herzenslinien seien hiermit alle

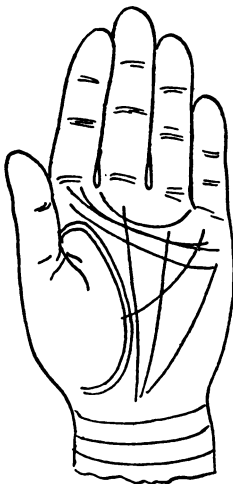
Damen gewarnt, denn ihre Unbeständigkeit und Intrigenlust liegt auf der Hand. Sehr heftig verliebt pfliegen Personen mit auffallend rot gefärbter Herzenslinie zu sein. Individuen mit breiter und blasser Herzenslinie sollen dagegen in moralischer Hinsicht sehr besserungsbedürftig sein.

Wie die Herzenslinie in Sachen des Herzens, so ist die K o p f l i n i e in Sachen des Kopfes maßgebend. Großes Selbstvertrauen und Sorgfalt für die eigene wertvolle Person verrät die Kopflinie, wenn sie deutlich, gut gefärbt und entsprechend lang und stark ist. Hellen Geist, Urteilsvermögen und festen Willen zeigt eine gute Färbung der Kopflinie in allen Fällen an. Steigt diese Linie gegen die Herzenslinie an, so wird das Herz meistens mit dem Verstande durchgehen. Eine sehr gerade Kopflinie zeigt Sparsinn, der in Geiz ausarten kann, an. Eine Verdopplung dieser Linie verbürgt große materielle Erfolge, ihr Fehlen gänzlichen Mißerfolg in Geschäften.

Unsere nächste Linie ist die G e s u n d h e i t s l i n i e, auch Magen- oder Leberlinie genannt. Einer strotzenden körperlichen und geistigen Gesundheit, sowie eines fleckenlosen Gewissens erfreuen sich Personen mit klar gezeichneter, gut gefärbter, unberästelter und gerader Gesundheitslinie, die die Lebenslinie durchschneidet und im weiteren Verlaufe Kopf- und Herzenslinie verbindet. Leider zählen solche Leberlinien zu den Seltenheiten. Eine gebrochene Gesundheitslinie bedeutet heftiges Temperament, Krankheiten infolge von Gallenergießungen und dergleichen üble Dinge. Verdauungsstörungen und Magenleiden drückt die Gesundheitslinie durch Eßigkeit, vielfache Unterbrechungen und Durchschnitten sein aus.

Hiermit haben wir die Linien in der Handfläche

besprochen, die man Hauptlinien nennt. An Wichtigkeit gleich steht ihnen die am Handgelenk befindliche **Handgelenkslinie** oder **Rascette**. Sie zeigt uns an, wie lange wir zu leben haben. Sie kann mehrfach vorkommen und prophezeit uns ein Alter von dreißig bis neunzig Jahren, je nachdem sie einfach, zweifach oder dreifach vorhanden ist, denn jede einzelne dieser Linien bedeutet einen Zeitraum von dreißig Jahren. Ist sie dreifach vorhanden, so heißt sie „das königliche Armband“ oder mit mehr Aufwand an Worten „der dreifache magische Armring“. Das königliche Armband verbürgt uns ein langes Leben, tadelloses Glück und unverwüsthche Gesundheit. Eine kettenförmige Rascette erzählt uns von einem arbeitsamen



Glückliche Hand.

und mühseligen Leben, eine kurze Rascette soll Unglück und Dürftigkeit bedeuten. Menschen, die in ihrer Hand eine Linie haben, die bei der Handgelenkslinie beginnt, um, die Marssebene durchziehend, sich gegen den Sonnenberg zu erstrecken, kann man jedoch gratulieren. Sie kommen zu Reichtum und Ehren durch — Protektion.

Außer den Hauptlinien gibt es noch Nebenlinien, wie den „Venusgürtel“, den „Milchweg“ und so weiter, deren Besprechung uns zu weit führen würde.

Wir wollen diesen Ausflug in das Reich der okkultistischen

Wissenschaften schließen, indem wir mit unserem letzten Bilde zeigen, wie eine Hand aussehen muß, wenn

deren Besitzer ein in jeder Hinsicht ideal veranlagter, guter, gesunder und glücklicher Mensch sein soll. Die doppelte Lebenslinie, die dreifache Handgelenkslinie und die tadellose Gestalt und Lage aller anderer Linien stampeln die auf unserem Bilde veranschaulichte Hand zu einer „glücklichen Hand“ im Sinne der Chiromanten.

Mögen sich recht viele unserer geschätzten Leserinnen und Leser im Besitze einer solchen Hand befinden!





Zwischen Himmel und Erde.

Historische Erzählung von Helmut ten Doorn.



(Nachdruck verboten.)

1.

Das Jahr 1530 brachte für München, die Residenz des Herzogs Wilhelm von Bayern, eine Reihe von Festlichkeiten, wie sie die schöne Hauptstadt glänzender und prunkvoller nie zuvor gesehen hatte. Im Monat Juni wollte Kaiser Karl V., des heiligen römischen Reiches Oberhaupt, nach der Pfarstadt zu Gaste kommen. Sein Bruder, König Ferdinand, viele Herzöge, Fürsten und hohe geistliche Würdenträger sollten ihn begleiten.

Herzog Georg von Sachsen war bereits mit zahlreichem Gefolge in München eingetroffen, den Kaiser zu erwarten, und an einem sonnenhellen Tage um die Mitte des Monats Mai verkündeten Herolde das Nahen des Kurfürsten Joachim von Brandenburg.

Obgleich stieg Herzog Wilhelm mit seinem sächsischen Vetter und einem kleinen Gefolge im Hof der Ludwigsburg, dem heutigen „Alten Hof“, zu Roß, um dem Märker entgegenzureiten. Am Startor aber, durch das der Kurfürst einziehen mußte, versammelten sich die Patrizier und die angesehensten Bürger der Stadt, den hohen Gast zu begrüßen.

Mit Windeseile hatte sich die Nachricht vom Kommen des Brandenburgers in der Stadt verbreitet. Das Volk strömte ins Tal und in die Burgstraße, das seltene Schauspiel zu genießen, die Bürgerfrauen und Mädchen

legten die Armkissen auf die Fensterbrüstungen, um bequem dem Getriebe unten auf der Gasse zuzuschauen.

Auch aus einem Fenster des stattlichen Hauses im Thal, das der ehemalige Werkmeister Anton Mahr, ein wohlhabender und angesehener Münchner Bürger, bewohnte, lugte ein bildhübscher blonder Mädchenkopf, und zwei braune Augen, die hell und heiter in die Welt blickten, sahen neugierig auf die ungewohnten Vorgänge drunten auf der Straße hinab.

„Schaut nur die vielen, vielen Menschen, Herr v. Lansing!“ wandte sich Jungfer Lisbeth an den großen, hägeren Mann in der Tracht der herzoglichen Hauptleute, der neben dem grauhaarigen Werkmeister hinter ihr in der Stube stand. „Wo die Leute nur so schnell herkommen! Vor einer Viertelstund' noch war da unten keine Seel' — und jetzt ist's ein Gedräng', daß es einem schier den Atem nimmt beim bloßen Zuschauen.“

„Das ist immer so,“ erwiderte wegwerfenden Tones der Hauptmann, dessen Aufmerksamkeit viel mehr dem blonden Köpfschen vor ihm als der Menge unten auf der Straße zugewandt schien. „Mit der Arbeit hat's hier in München allezeit gute Wege, aber wo es zu gaffen und müßigzustehen gilt, da ist das Volk gar schnell bei der Hand. — Aber mich dünkt, die Herrschaften kehren bereits zurück.“

Eine Bewegung war in die Massen unten gekommen. Herzogliche Söldner trieben die Leute zurück, um Platz für den Zug zu schaffen. Dann schmetterten die Fanfaren der Stadtherolde, die draußen vor dem Tore Aufstellung genommen hatten.

Jungfer Lisbeth neigte sich weit aus dem Fenster und rief den hinter ihr Stehenden, die noch nichts sehen konnten, zu: „Jetzt kommen sie durchs Tor! Wie die Sonne auf den Waffen und Harnischen blüht!“

Das Trappeln von Pferdehufen wurde laut, und die herzoglichen Vorreiter zogen unter dem Fenster vorüber. Feurige Blicke warfen die Reiterleute zu dem hübschen Bürgerkinde hinauf, und Lisbeth zog sich errötend ein wenig zurück.

Die Zuschauer schwenkten die Hüte, aus allen Fenstern winkten und wehten Tücher. Auf dem Rücken eines mächtigen Gauls, zwischen den Herzögen von Bayern und Sachsen reitend, erschien Kurfürst Joachim. Ein gewaltiges, federngeschmücktes Barett bedeckte sein Haupt, das Antlitz zeigte energisch geschnittene, fast harte Züge, deren Ernst jetzt freilich durch ein freundliches Lächeln gemildert wurde. Unter ständigem Jubel ritten die Fürstlichkeiten langsam vorüber und bogen schließlich in die Burgstraße ein. Die Menge aber verharrete noch, um auch das glänzende Gefolge an sich vorüber zu lassen.

„Wer ist denn der stattliche Herr auf dem prächtigen Fuchs?“ wandte sich Jungfer Lisbeth an den Hauptmann v. Lanfing.

„Das ist auch ein Märker — ein Herr v. Geufau. Ich kenne ihn gar wohl von manchem lustigen Gelage. Er führt die brandenburgischen Reiter. Ein stattliches Fähnlein, das sich der Kurfürst da mitgebracht hat! — Aber was will denn der Bursche da hinten? Es muß fürwahr ein dreister Gesell sein, daß er sich unterfängt, gleich beim Einzug mit ehrbaren Bürgermädchen zu liebäugeln.“

Einer aus dem Reitertrupp, der den Beschluß des Zuges machte, winkte in der That lebhaft und wiederholt herauf.

Jungfer Lisbeth aber hatte kaum schärfer hingesehen, als sie in freudiger Erregung ausrief: „Aber das ist ja der Georg, Vater! Wirklich und wahrhaftig der Georg!“

„Wär's möglich?“ Der Alte reckte sich, um über den blonden Mädchenkopf hinwegschauen zu können. „Meiner Seel', du hast recht! Wie in aller Welt kommt der Teufelsjunge unter die brandenburgischen Reiter?“ Und gegen den Hauptmann gewendet, fügte er erklärend hinzu: „Es ist meines Veters selig einziger Sohn. Lange Jahre war er bei mir wie ein Kind im Haus. Nun aber haben wir seit geraumer Zeit nichts mehr von ihm gehört, und es muß mich wohl wundernehmen, ihn in den Farben des Brandenburgers zu sehen.“

Es war dem Hauptmann schwerlich entgangen, mit wie freudig glänzenden Augen Lisbeth dem stattlichen jungen Reitersmann nachschaute, der sich noch ein paar mal grüßend im Sattel zurückwandte, und seine Stirn zog sich in finstere Falten, als die Kleine mit der hastigen Erklärung, daß es in der Küche für sie zu schaffen gebe, plötzlich aus dem Zimmer schlüpfte.

„Ist ja fürwahr sehr groß, die Freude über diesen Georg! Steckt wohl so was wie eine Liebchaft dahinter?“

Meister Anton lachte behaglich. „Wer mag das wissen? Junges Volk hat seine Geheimnisse. Wär' mir aber so unlieb eben nicht. Ist ein braver Bursch, der Georg, und er versteht sein Handwerk aus dem Grunde. Wenn ich nur wüßt', wie er unter die brandenburgischen Reiter geraten ist!“

„Spricht freilich nicht sonderlich für seinen Handwerkseifer,“ warf der Hauptmann hin. „Sollen wüßtes Volk sein, die Märker! — Aber ich darf jetzt nicht länger verweilen, möchte gern meinen alten Kumpan, den Herrn v. Geusau, begrüßen. Auf ein anderes Mal also, lieber Meister! Könnte wohl geschehen, daß ich Euch was Wichtiges zu offenbaren habe. Inzwischen gehabt Euch wohl und grüßt mir die Jungfer.“ —

Als Meister Anton eine halbe Stunde später, über das lange Ausbleiben seiner Tochter verwundert, in die Küche schaute, mußte er die Entdeckung machen, daß sie durch eine ganz merkwürdige Beschäftigung da zurückgehalten wurde. Sie hing nämlich am Halse eines baumlangen brandenburgischen Reiters und herzte und küßte den, daß es eine Art hatte. Zwar fuhr der Meister sofort dazwischen, aber die beiden mochten wohl wissen, daß es nicht gar so böß gemeint sei, denn sie schauten keineswegs erschrocken drein, und es währte denn auch nicht lange, bis der Reiter drinnen auf der kissenbelegten Bank zwischen dem Meister und Jungfer Lisbeth saß und über hundert Fragen, die auf ihn einstürmten, nicht dazu kam, eine einzige ordentlich zu beantworten. Erst als das Haustöchterchen durch eine häusliche Verriichtung abgerufen worden war, konnte er im Zusammenhang berichten, wie er unter die Brandenburger geraten sei.

„Hab' mich wohl ein Jahr lang auf der Wanderschaft in bairischen und sächsischen Landen umgetan, Vater — darf Euch doch jetzt so heißen, gelt? — bis ich in die Stadt Berlin kam, wo mir's ganz gut behagte, weil ich einen rechtschaffenen Meister und reichliches Auskommen fand. Zuletzt aber hat mich das Heimweh doch arg gepackt, und als ich vernahm, daß der Geusau, des Kurfürsten Hauptmann, Leute für den Zug nach Bayern warb, hab' ich mich nicht lang besonnen und hab' bis auf Mitte Juni Handgeld genommen. So kam ich auf die wohlfeilste Art von der Welt nach meinem lieben München zurück — freilich nicht eben in der säuberlichsten Gesellschaft. Aber am End' ist's doch nur für eine kurze Zeit. In etlichen Wochen schon bin ich meiner Pflichten ledig, und dann gibt's eine fröhliche Hochzeit — gelt, Vater?“

„Sachte — sachte!“ meinte Meister Anton.

Aber Georg schlug sich auf den Hosensack, darinnen es lustig kimperte. „Ein Geld haben wir auch, Vater — ein schönes Geld!“ rief er übermütig.

2.

Wenn's nur nach dem Willen des Meisters Anton gegangen wäre, hätte Georg in seinem Hause wohnen können. Aber das ließ sich nun doch nicht gut tun. Vorerst war er ja noch brandenburgischer Reiter, und der Hauptmann v. Geusau traute seinem in aller Eile zusammengetrommelten Fähnlein nicht so recht. Sie mußten allesamt in einem Hause wohnen, das ihnen vom Herzog Wilhelm angewiesen wurde, und um ja jedem Argerniß vorzubeugen, verbot ihnen Geusau, länger als bis um die zehnte Abendstunde auszubleiben.

Am Morgen nach des Kurfürsten Joachim Antunft stellte sich der Hauptmann v. Lansing wieder in Mayrs Hause ein, und sein gewählter Anzug, der feierliche Ausdruck seines Gesichts ließen den biederen Meister alsogleich etwas Besonderes ahnen. Und es kam, wie er gefürchtet hatte: Lansing hielt in aller Form um Jungfer Lisbeth an.

„Ich kenne Eure Tochter nun seit etlichen Monaten,“ sagte er und rieb sich dabei fortwährend das ausrasierte Kinn. „Ich meine, Ihr müßtet wohl schon gemerkt haben, wie es um mich steht. Ich liebe Eure Tochter aufrichtig, und ich glaube, auch die Jungfer ist mir nicht abgeneigt. Meine Vermögensverhältnisse sind günstig — über meine Stellung brauche ich ja nichts zu sagen.“

Anton Mahr rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Er war in Verzweiflung, wie er den Korb zu geben hatte, denn einen solchen mußte er ja nunmehr austeilen.

„Euer Antrag, Herr Hauptmann, ist eine große Ehre für mein bescheidenes Haus,“ sagte er endlich. „Es wär' mir die größte Freud' gewesen — aber es ist leider nicht mehr möglich. Meine Tochter ist bereits versprochen.“

„Versprochen!“ Das Gesicht des Hauptmanns schien noch mehr Fältchen und Runzeln zu bekommen. „Mit ihrem Vetter Georg vermutlich?“ fragte er, ohne die geringste Überraschung zu zeigen.

Meister Anton war über die Ruhe des Mannes schier betroffen. In der Stille seines Herzens aber freute er sich, daß Lanjing mit seinem Antrag zu einer Zeit gekommen war, da sich die Antwort von selber gab. „Ihr habt es erraten,“ erwiderte er. „Georg und Lisbeth sind von Kindesbeinen auf miteinander vertraut. Und sie haben's mir gestanden, daß sie sich schon vor zwei Jahren beim Abschied heimlich das Wort gegeben. Die lange Trennung hat ihre Liebe nur noch stärker gemacht.“

„Dann bleibt mir freilich nichts, als meine besten Wünsche für der Jungfer Glück auszusprechen.“ Der Hauptmann erhob sich zu seiner ganzen Länge. „Wollet mir also die Belästigung verzeihen.“

„Das Verzeihen ist an Euch, Herr Hauptmann!“ widersprach Meister Anton artig. „Und — wie gesagt, wenn es hätte geschehen können —“

Lanjing wehrte kurz ab. „Ist schon gut! Empfehlt mich dem Jüngferlein, Meister! Und behüt Euch Gott!“

Anton Mayr atmete erleichtert auf, als der unwillkommene Bewerber ihn verlassen hatte. Vielleicht aber wäre er weniger ruhig gewesen, hätte er das tückische Glimern in Lanjings Augen wahrnehmen können, als der Hauptmann die Stiege hinabging.

Der abgewiesene Freier suchte seine Wohnung auf, und hier, in dem dunkelgetäfelten, lichtarmen Speisezimmer, hatte er eine Stunde später eine lange Unterredung mit einem der Stadtknechte, die seinem Befehl unterstellt waren. Mit verschränkten Armen lehnte er dabei an dem schweren, eichengeschnitzten Tisch inmitten des Zimmers. Wenn ihn die Abweisung in Anton Mayrs Hause schwer getroffen hatte, so verstand er es doch vortrefflich, seine Empfindungen zu verbergen. Auf seinem Gesicht, das einem zerknitterten Pergament viel ähnlicher war denn einem Menschenantlitz, war nichts von Schmerz oder Groll zu lesen, und nur in den Augen, deren Lider beständig halb gesenkt waren und deren Blick lauernnd auf dem roten Gesicht des Stadtknechtes ruhte, funkelte es wie in denen eines Raubtiers.

Es mußte wohl eine Einigung zwischen den beiden erfolgt sein, denn Lanfing entnahm einer schweren, eisenbeschlagenen Truhe etliche Goldgulden, die er vor dem anderen auf den Tisch zählte; und während der sie voll gieriger Hast einraffte, sagte der Hauptmann halblaut: „Noch einmal dasselbe also, wenn es geschehen ist! — Und daß du dich pünktlich einstellst!“

Das Mittagessen hatte Georg im Hause seines künftigen Schwiegervaters eingenommen, und er hatte so viele kurzweilige Geschichten aus seinem Wanderleben zu erzählen gewußt, daß die drei aus dem Lachen nicht herausgekommen waren. Mit innigem Behagen betrachtete Meister Anton den stattlichen Eidam, und wenn er im Geiste die hagere Gestalt des Herrn v. Lanfing daneben setzte, freute es ihn doppelt, daß Rang und Ansehen des Hauptmanns ihn nicht bestimmt hatten, am Morgen eine andere Antwort zu geben.

Natürlich war auch von den bevorstehenden Festlichkeiten die Rede, und lachend meinte Georg: „Mußt mich recht kurz halten, Lisbeth, daß ich in meinem Glück nicht über die Stränge schlag'! Dem Geusau ist angst und bang, daß seine wilden Bursche die Gastfreundschaft verletzen könnten, und er hat gar harte Strafen verheißen für jeden Raufbold und Händelsucher. So einer nur einen Tropfen Münchner Bluts vergießt, geht's ihm ohne Gnade ans Leben.“

„Da halt dich nur brav!“ meinte Meister Anton besorgt. „Geh allen Händeln fleißig aus dem Wege!“

„Werde wohl auf der Hut sein, Vater, mich während meiner kurzen Soldatenzeit nicht ins Unglück zu bringen. Bis zur Bürgerernennung im Isartal muß ich ja noch in des Kurfürsten Diensten bleiben; dann aber bin ich frei und brauche nach keinem Geusau und keinem Joachim mehr zu fragen.“

Bald nach dem Essen war er dann gegangen, um, wie er sagte, seiner Eltern Grab und dann ein paar alte Freunde zu besuchen. Zu Lisbeths lebhafter Beunruhigung aber war er am Abend nicht wiedergekommen; der Meister meinte zwar ziemlich gleichmütig, daß Georg wahrscheinlich bei irgend einem Freunde zum Nachessen geblieben sei, konnte damit aber die Beklemmung nicht von seinem Töchterchen nehmen. Still und bedrückt saß sie dem Vater gegenüber am Tische, und draußen in der Küche war sie dann bei ihren Hantierungen so zerstreut und niedergeschlagen, daß die alte Magd, die gewohnt war, ihre junge Herrin plaudern und singen zu hören, verwundert den Kopf schüttelte.

Da, um die zehnte Abendstunde, wurde die Thür plötzlich hastig aufgerissen, und ein Mann stürmte so heftig über die Schwelle, daß die Magd in ihrem

Schrecken einen lauten Schrei ausstieß und ein Geschirr zu Boden fallen ließ, daß es klirrend zerbrach. Lisbeth aber fühlte ihre Knie wanken, als sie in dem Eindringling ihren Georg erkannte.

Wie sah der aus! Wirr hingen ihm die Haare um die Stirn, den Hut mußte er unterwegs verloren haben, die Kleider waren an mehreren Stellen zerrissen und von Blut besleckt. Keuchend vom raschen Lauf ging sein Atem, und er mußte sich gegen den Pfosten der Tür lehnen, um nicht umzusinken.

„Georg!“ Mit leidenschaftlichem Aufschrei warf sich Lisbeth an des geliebten Mannes Brust. „Was ist dir geschehen? Was hast du getan?“

Er brauchte einige Zeit, bis er die Fähigkeit zu sprechen wiedererlangt hatte. So wild pochte sein Herz, daß Lisbeth die Schläge durch das Wams fühlen konnte. „Laß, laß nur!“ stieß er hervor und suchte sie sanft von sich zu schieben. „Es ist nichts!“ Dabei hatte er Mühe, sich aufrecht zu halten.

Von neuem umklammerten Lisbeths Arme seinen Hals. „Sag mir, was geschehen ist!“ schluchzte sie. „Liebster, Georg — bitte, sag mir's doch!“

Aber er machte sich nun wirklich von ihr los, und mit furchtbarer Eindringlichkeit sagte er: „Wenn dir etwas an meinem Leben liegt, so halt' mich jetzt nicht auf, Lisbeth! Jede verlorene Minute kann mir zum Verderben werden.“

Da gab sie ihm den Weg frei. Weiß wie das Linnen ihrer Schürze, mit einem Blick auf ihren Verlobten, der in Entsetzen erstarrt schien, wich sie gegen die Wand zurück. Schmerzbewegt sah Georg sie an, und es schien fast, als könne er sich nun doch nicht zum Gehen entschließen. Irgend ein Geräusch im Hause aber ließ ihn erschrocken zusammenfahren, und ohne

sich weiter aufzuhalten, ging er in das Speisezimmer hinüber, wo er den Meister vermutete.

Anton Mahr stand verwundert von seinem Stuhle auf, als Georg so ohne Gruß ins Zimmer trat. Bis in die Stirn hinauf aber rötete sich sein Gesicht, als er ihn näher ins Auge gefaßt hatte.

„Hältst du so deine Versprechungen?“ fragte er ingrimig. „Nicht länger als bis zum ersten Abend konntest du Frieden halten?“

„Haben mich nicht lang gefragt, Vater, ob ich Frieden halten wollte oder nicht,“ gab Georg zurück. „Möcht' wissen, ob du dich nicht selber deiner Haut wehrtest, wenn sie dich im Dunkeln zu zweit überfielen.“

„So red' halt, damit ich weiß, was geschehen ist.“

Indem er sich schwer auf die Bank niederfallen ließ, begann Georg zu berichten: „Wie ich heut mittag aus Eurem Hause komme, drängt sich auf der Straße ein altes Weib an mich heran und flüstert mir zu: ‚Wenn Ihr Euch und Eure Lisbeth vor schwerem Unheil bewahren wollt, dann kommt heut abend um neun zum Friedhof in der Au!‘ Und eh ich noch eine Frage stellen kann, ist sie verschwunden. Erst war ich ja betroffen, aber dann hab' ich gedacht, es wär' nur ein Scherz, den sie sich mit mir hat machen wollen, und bin weitergegangen. Erst zum Friedhof und an meiner Eltern Grab, und nachher zum Ottinger, der ja mein bester Freund ist. Gegen sechs komme ich wieder auf die Straße und denk' eben: Wirst noch ein wenig nach der Peterskirch' gehn, als das alte Weib plötzlich wieder neben mir steht und flüstert: ‚In der Au! In der Au!‘ Diesmal will ich sie halten; aber sie schlüpft mir unter den Händen fort, als wär's nichts Menschliches, sondern aus einer anderen Welt. Das Herz hat mir ge-

klopft, aber ich bin doch weitergegangen. Hat mir aber fortwährend im Kopf gespuckt, das Gered'."

„Warum bist denn nicht hergekommen zu mir?“

„Weil ich mich geschämt hab'. Ich hab' halt gedacht, du wirst mich auslachen, und am End' hätt' die Lisbeth sich auch geängstet. — Eine Zeitlang bin ich so durch die Straßen gegangen und hab' mir eingeredet, daß ich nicht mehr auf das Gered' der Alten denken werd'. Und wie's dann um neun herum gewesen ist, bin ich doch nach der Au gegangen. Da draußen war's finster, daß man nicht zehn Schritte weit hat sehen können. Keine Menschenseel' weit und breit. Da ruft's zweimal: ‚Georg! Georg!‘ und ich merk' wohl, daß es von einer Stelle kommt, wo ein paar Bäume stehn. Furchtsam bin ich nun gerad' nicht und denk' auch, wird ja nicht gleich an Kopf und Kragen gehen. Den Degen hab' ich aber doch locker gemacht, und das ist noch mein Glück gewesen. Denn wie ich ein paar Schritte von den Bäumen bin, seh' ich zwei Kerle stehen, und ich hab' noch nicht die Hand umdrehen können, da ist der eine schon wie ein Teufel auf mich zu und will mich mit seinem Degen grüßen. Ich spring' zurück und reiß' meine Waffe heraus. Aber der Kerl, der auch ein Soldat gewesen ist, dringt auf mich ein mit gewaltigen Stößen, und da hab' ich mich halt meiner Haut wehren müssen. Wie er merkt, daß ich ihm gewachsen bin, tut er einen Pfiff, und nun ist's schlimm geworden für mich. Denn der zweite ist ihm zu Hilfe gekommen, und einer gegen zwei ist ungleiches Fechten. Wie ich eben gedacht hab', nun ist's aus mit dir, gibt sich der erste eine Blöße, und ich hab' nicht lang gewartet mit dem Zustecken. Kaum hat der zweite gesehen, daß der Kerl gefallen ist, läuft er davon wie der Fuchs vor der Meute und schreit laut: ‚Mörder! Mörder!‘,

Deutscher Faust.
 ST. PAUL, MINN.

als hätten Räuber ihn überfallen. Ich stecke nun meinen Degen ein und kniee zu dem Gefallenen hin, um nach seiner Wunde zu schauen. Tot ist er nicht gewesen, hat sich noch bewegt und mich angestarrt wie ein Gespenst. Indem kommen Leute von der Ffarbrücke her, und wie ich aufstehe, schreit einer: „Haltet den Kerl! Das ist der Mörder!“ Da hat mich die Angst gepackt. Wenn der da auf dem Boden nicht mehr reden kann, hab' ich mir gedacht, dann halten sie dich zuletzt wirklich für einen Mörder. Sind mir auch just die Strafen eingefallen, die der Geusau dem verheißten hat, der in München was anrichtet. Mein Gewissen ist ja rein gewesen, aber ich hab' doch keine Zeugen dafür, daß ich unschuldig bin. Und in meiner Angst bin ich davongelaufen — mitten durch den Haufen hindurch, der nach allen Seiten auseinandergestoben ist, über die Ffar hinüber zum Tor. Durch die Hintertür bin ich dann hier herein — und was nun werden soll, weiß der Himmel allein.“

Er stützte die Arme auf den Tisch und bedeckte die Augen mit den Händen.

Meister Anton legte ihm die Rechte auf die Schulter. „Bist immer ein braver Kerl gewesen, Georg, und auf das hin will ich dir glauben, was du mir da erzählt hast. Was jetzt zu tun ist, scheint mir freilich klar. Du mußt fort.“

Georg schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf. „Wie könnt' ich das?“ meinte er. „Noch einmal komm' ich nicht durch die Tore.“

„Nicht jetzt in der Nacht — freilich! Hier bei mir darfst du aber auch nicht bleiben. Denn wenn sie dich erkannt haben — und sie haben dich ja sicherlich erkannt — dann suchen sie dich zuerst bei mir. Halt dich bis zum Morgen beim Ottinger. Der wird dir was von seinen

kleidern geben — und jetzt geht so viel Volk durch die Tore aus und ein, da wirst du dir schon hinaus helfen können.“

„Und — Lisbeth?“

„Die Lisbeth mußt du dir vorerst aus dem Sinne schlagen, Georg!“ erwiderte Meister Anton fest. „Eh deine Unschuld nicht dargetan ist, und der Herzog dich begnadigt hat, geh' ich dir meine Tochter nimmermehr. Es geht nicht, Georg. Ich hab' meiner Frau auf dem Totenbett angeloben müssen, das Kind zu behüten.“

Georg fuhr empor. „Dann bleib' ich auch!“ rief er heftig. „Und ich will —“

„Wenn du ein Narr bist, dann bleib!“ entgegnete Meister Anton fest. „Was hast du davon? Sie werden dich auf die Folter bringen — und da hat manch einer bekannt, was er sein Lebtag nicht getan hat. Oder der Kurfürst läßt dich morgen erschießen, ohne lang zu fragen. Dann hast du die Lisbeth auch verloren. Fliehst du aber jetzt und hältst dich irgendwo in den Bergen, kannst du abwarten, bis der Born über die Tat sich gelegt hat und bis deine Unschuld an den Tag gekommen ist.“

„Und wenn sie nun nicht an den Tag kommt?“

Meister Anton zuckte schweigend die Achseln und wandte sich ab.

Schweratmend stand Georg eine Weile vor ihm, dann sagte er plötzlich mit rauher, seltsam veränderter Stimme: „Gut — ich will dir nicht länger zur Last fallen. Geh es denn in Gottes Namen, wie es gehen mag!“

„Georg! Was willst du tun?“ fragte Manr hastig.

Aber ohne eine Antwort zu geben, ging der junge Mann aus dem Zimmer.

Draußen auf dem dunklen Flur schlangen sich zwei

weiche Arme um seinen Nacken, und eine tränenfeuchte Wange schmiegte sich an die seine. „Ich hab' alles gehört!“ flüsterte eine schluchzende Stimme. „Mein lieber, lieber Georg! Ich bleib' dir doch treu — was auch der Vater sagt.“

„Lisbeth! Meine Lisbeth! Hast du denn den — den Mörder noch lieb?“

„Nein, Georg, ein Mörder bist du nicht! Und ich kann dir ja gar nicht sagen, wie lieb ich dich hab'. Wenn du mich ruffst, so werd' ich kommen, Georg! — Jetzt aber mußt du fort. Und du läßt bald was von dir hören — nicht wahr?“

Von drinnen näherte sich ein schwerer Schritt der Thür, und hastig flüsterte Georg: „Gewiß — du sollst bald wieder von mir hören! Und nun geh zum Vater. Leb wohl — leb wohl!“

Noch ehe Anton Mayr die Thür hatte öffnen können, war er verschwunden.

3.

Am zornigsten über den Skandal war natürlich Kurfürst Joachim von Brandenburg, der dadurch dem bayerischen Hofe gegenüber in eine schiefe Stellung kam. Herr v. Geusau schäumte förmlich vor Wut. Der schwerverwundete Stadtknecht zwar, den die auf das Geschrei hinzugekommenen Leute ins Spital geschafft hatten, war noch nicht im Stande oder auch nicht gewillt gewesen, eine Aussage zu machen, aber die Umstände der That, die Flucht des brandenburgischen Reiters sprachen den Täter ja auch ohne die Aussage des Überfallenen schuldig. Wenn man seiner nur habhaft geworden wäre! Den ganzen Tag streiften Leute der Stadtwache die Stadt ab, und kaum ein Winkelchen blieb undurchsucht.

Georg aber war spurlos verschwunden. So räthselhaft es auch war, es blieb schließlich nichts übrig als die Annahme, daß es ihm gelungen sei, sich aus der Stadt zu entfernen, trotzdem die Tore auf das schärfste bewacht wurden, und jeder, der sie passierte, auf das genaueste beobachtet worden war.

Ziel zu leiden hatten in dieser Zeit Meister Mayr und seine Tochter — nicht so sehr unter der Gehässigkeit als unter dem Mitleid der Leute. Die guten Freunde ließen ihm fast das Haus ein, und dadurch, daß der Alte diese unerwünschte Theilnahme sehr energisch abwehrte, zog er sich obendrein noch Feindschaften zu.

Sehr erstaunt war er, als sich wenige Tage nach dem Unglück der Hauptmann v. Lansing wieder einstellte, einige Worte des Bedauerns äußerte und ihm seine Dienste zur Verfügung stellte, falls er ihrer etwa bedürfen sollte. Diese Großmut rührte den Meister nun doch, und er wurde Lansing wieder freundlicher gesinnt. Ja, er klopfte sogar bei Gelegenheit vorsichtig auf den Busch, wie Lisbeth nunmehr über die Person des Hauptmanns dachte.

Das Leid aber schärft die Augen, und das junge Mädchen erkannte die drohende Gefahr sofort. Während sie bisher den Hauptmann freundlich behandelt hatte, wurde sie nun schroff abweisend und wußte jeder Begegnung mit Lansing so geschickt auszuweichen, daß der innerlich Wütende sie kaum je zu Gesicht bekam. Nichtsdestoweniger setzte er seine Besuche in Mayrs Hause beharrlich fort und wußte sich die Gunst des Alten geschickt zu erhalten.

Voll Sehnsucht wartete Lisbeth auf die versprochene Nachricht von Georg. Einmal, wenige Tage nach seinem Verschwinden, hatte ihr in dunkler Abendstunde ein Junge an der Hintertür des Hauses einen Zettel

zugesteckt, der die kurze Mitteilung enthielt, daß Georg wohlgeborgen sei, und daß sie sich nicht fürchten solle; weiter aber hatte sie nichts von ihm gehört. So lebte sie denn in beständiger Sorge dahin, ohne viel Hoffnung, daß die Angelegenheit noch einen guten Ausgang nehmen könnte.

Am Ersten des Juni verließ Herzog Wilhelm die Stadt, um dem Kaiser bis Innsbruck entgegenzureiten. Das war ein gar großartiger Zug, der sich durch Münchens Straßen bewegte, und bis nach Sendling und darüber hinaus geleitete ihn das Volk mit Jauchzen und Jubeln, und da die Münchner von jeher gern die Gelegenheit ergriffen, sich einen Feiertag zu machen, hatten die Wirte an diesem Tage vollauf zu tun.

Auch der Gürtlermeister Johann Ottinger hatte seinen Gesellen wohl oder übel gestatten müssen, zu feiern, obwohl es ihn sauer genug ankam. Denn er betrieb als Nebengeschäft auch eine Fahnenstickerei, und da hatte es gerade jetzt zahlreiche Aufträge gegeben, die der Erledigung harreten. Er selbst und seine Frau hatten den ganzen Tag gearbeitet, um für die Gesellen mit zu schaffen. Als seinem Weibe nach dem Nachtessen vor Müdigkeit schier die Augen zufielen, da hatte Ottinger sie zur Ruhe geschickt, während er selbst sich wieder an die Arbeit setzte. Er hörte, wie die Gesellen nach Hause kamen und in ihre Kammer polterten; dann wurde es still um ihn her. Eben breitete er eine fertiggestellte Fahne vor sich aus, um sein Werk zu betrachten, als leise an das Fenster gepocht wurde, das in den Garten hinausging.

Neugierig, wer zu so später Stunde noch Einlaß begehren mochte, öffnete Ottinger das Fenster. Es war eine wolfige, dunkle Nacht, und er konnte deshalb

das Gesicht des Draußenstehenden nicht erkennen. „Wer ist denn da?“ fragte er.

Mit einer Stimme, die ihm gar bekannt dünken wollte, kam es im Flüsterton zurück: „Bist du allein?“

„Ja. Aber was soll's?“

Da trat der nächtliche Besucher näher heran, und Ottinger glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er den Georg Mahr erkannte.

„Bist du des Teufels?“ fuhr es ihm heraus. „Willst den Häschern mit Gewalt in die Hände laufen?“

„Hab' keine Angst!“ erwiderte Georg hastig. „Willst du mich einlassen?“

„Die Haustür kann ich nicht aufschließen — das würde bemerkt werden. Aber ich will dir hier durchs Fenster helfen.“

Zwei Minuten später stand Georg bei ihm im Zimmer. Er war sehr blaß, sah aber doch nicht aus wie einer, der von langer, aufreibender Flucht mitgenommen ist.

„Wo kommst du um Gottes willen her?“ fragte Ottinger, während er den Freund auf einen Stuhl drückte. „Was hast du die Zeit über getrieben? Ich glaube dich längst viele Meilen weit.“

„Bin hier in München geblieben,“ entgegnete Georg. „Aber du brauchst keine Furcht zu haben — da, wo ich mich verborgen hab', sucht mich keiner und würde mich auch keiner finden. Hinausgekommen wär' ich ja doch nicht, und wenn es mir durch ein Wunder auch gelungen wär', dann wär' ich doch sicher nicht — wieder hereingekommen.“

„Ja, aber was willst denn hier? Am End' werden sie dich doch finden. Und nach der Geschichte' —“

„Glaubst am End' auch, daß ich ein Mörder bin? — Kann dir jetzt nicht lang erzählen, Hans, was in der

Au geschehen ist. Aber ich schwör' dir, daß ich unschuldig dazu gekommen bin, Blut zu vergießen.“

„Hab' nichts anderes geglaubt, Georg. Aber das ändert nichts daran, daß die Leut' dich hier für einen Mörder halten, und da du doch nicht beweisen kannst, daß du unschuldig bist —“

„Nein, Hans, beweisen kann ich's nicht. Das ist ja mein Unglück, daß der Stadtknecht noch immer auf den Tod liegt und nichts sagen kann oder will.“

„Woher weißt du denn das?“

Georg lächelte schwach. „Es gibt immer noch Leut' in München, die's mit mir halten, Hans, und die haben mir's zugetragen. Aber hör, weswegen ich gekommen bin. Der Kaiser soll ein gnädiger Herr sein, und unser Herr Herzog ist auch die Güte selber. Ich hab' ja doch keine Hoffnung mehr als auf ihre Gnade. Wenn der Kaiser in München ist, will ich mich an ihn wenden.“

„Georg! Ich bitt' dich — tu es um des Himmels willen nicht! Du unterstehst doch dem Kurfürsten von Brandenburg, und der soll gesagt haben, daß dem Mörder unter keinen Umständen Pardon gegeben werden soll.“

„Dem Mörder — nein! Aber ich bin doch eben der Mörder nicht, und er wird mir's auch glauben, daß ich's nicht bin. Deswegen will ich mich einem Gottesgericht unterziehen.“

„Einem Gottesgericht? — Was hast du vor?“

„Das kann ich dir jetzt noch nicht sagen, Hans. Aber ich brauch' doch deine Hilfe dazu. Kannst du mir bis zum Behnten, wenn der Kaiser kommt und das große Feuerwerk auf dem Marienplatz ist, eine Fahne in den kaiserlichen Farben verschaffen?“

„Das wird freilich schwer halten. Aber wenn's dazu dienen kann, dich zu retten, muß es halt sein. Am

Neunten sollst du die Fahne haben. Wie aber kann ich sie dir zustellen?"

„Ich werd' zur Nachtzeit wieder hier unter dem Fenster sein, Hans. Um die gleiche Stunde wie heute. Da brauchst du sie mir nur hinauszureichen.“

„Das soll geschehen. Aber willst du mir nicht sagen, wo du dich —“

„Noch nicht — noch nicht. Wenn die rechte Stunde gekommen ist, wirst du's schon erfahren.“

Auf dem gleichen Wege, wie er gekommen war, verließ Georg das Haus, und nach einem letzten, herzlichen Händedruck, den er mit dem Freunde wechselte, verschwand er in der Dunkelheit.

4.

Als hätte der Himmel selbst seine Freude an dem festlichen Treiben da drunten, lachte er am 10. Juni in wolkenloser Klarheit auf die Stadt München herab. Die Residenz glich einem einzigen Festplatz. Von den Toren, von den Türmen der Ludwigsburg, von allen Dächern wehten die Fahnen. Ununterbrochen läuteten seit dem frühen Morgen die Glocken, Böllerschüsse ließen die Fensterscheiben erklimren, von den Balkonen wie aus den Fenstern der Patrizierhäuser hingen farbenprächtige Teppiche herab, und der Weg, den die Fürstlichkeiten nehmen sollten, war mit grünen Tannenreisern dicht bestreut. Festlich gepuztes Volk belebte die Gassen. Vor den Toren aber harrten die städtischen Würdenträger und Patrizier der Ankunft des Zuges, von zahllosen Neugierigen begleitet, die bis gegen die Residenz hin ein fast ununterbrochenes Spalier erwartungsvoller Zuschauer bildeten.

Als die Erwarteten endlich kamen, da wollten den biedereren Münchnern schier die Augen übergehen vor

all dem Brunk, und sie wußten sich in ihrem Jubel kaum zu lassen.

Der erste Tag nahm einen glänzenden Verlauf. Als die Gäste gespeist waren, begannen die Aufführungen in der Burgstraße und im Tal, denen der Kaiser und sein Bruder, auf einer Tribüne sitzend, beiwohnten. Gegen Abend fanden neue Gelage statt, und als man sich endlich von der Tafel erhob, luden Kanonenschläge zum Feuerwerk am Marienplatz ein.

Als der Kaiser dort eintraf, brachten ihm die schönsten Jungfrauen der Stadt, in festliches Weiß gekleidet, ihre Huldigung dar. Karl dankte auf das leutseligste und unterhielt sich geraume Zeit mit dem Töchterlein des Bürgermeisters, ehe er die Tribüne bestieg. In deren Mitte nahm er auf einem reichvergoldeten, mit rotem Samt ausgeschlagenen Thronessel Platz, während sich neben und hinter ihm die anderen Würdenträger gruppierten und die weißgekleideten Jungfrauen einen anmutigen Kranz auf den Stufen der Estrade bildeten.

Auf dem Platze aber drängte sich das Volk zu einer dichten, undurchdringlichen Menschenmauer zusammen, darinnen keiner auch nur um eines Fingers Breite vorwärts oder rückwärts konnte.

Der Abend war so schön geworden, wie der Tag es verheißen hatte. Fast mittagshell lagen die hochgiebeligen Dächer im Mondlicht, und die Beckpfannen, die man rings um den Platz aufgestellt hatte, nahmen sich mit ihrem roten Flackerschein fast kläglich aus in der lichten Klarheit der herrlichen Sommernacht.

Die Fürstlichkeiten hatten kaum ihre Sitze eingenommen, als die ersten farbigen Leuchtkugeln in die Höhe stiegen. Und nun entfalteten sich in rascher Folge wahre Wunder der Feuerwerkskunst. Langschwänzige Raketen schossen zischend zum Sternenhimmel empor,

mächtige Feuerräder wirbelten bald da bald dort ihre blendenden Kreise, aus Mörfern geschleuderte Bomben zerplatzten krachend in der Luft, um einen vielfarbigen Funkenregen über die Köpfe der Zuschauer auszustreuen — kurz, es war ein Schauspiel, wie man seinesgleichen hier vor diesem Tage nie gesehen.

Da — eben war wieder eine Garbe bunter Leucht-
kugeln bis zu den Thürmen der Peterskirche empor-
gestiegen — gellte es wie ein einziger Schrei des Ent-
setzens über den Platz. Der Herzog, in dem Glauben,
daß ein verirrter Funke irgendwo gezündet haben möchte,
sprang bestürzt von seinem Sitz empor, der Kaiser
aber hatte schneller als er die Ursache der Schreckens-
rufe wahrgenommen, die von allen Seiten ertönten.
Reckten sich doch auch zugleich hundert Arme und Hände,
die allesamt nur auf einen einzigen Punkt, der sich
droben in der Höhe der beiden Peterstürme*) be-
finden mußte.

Im hellen Mondschein ließ sich da oben jede Einzel-
heit so deutlich wie am lichten Tage erkennen, und
was eben jetzt in der schwindelnden Höhe vor sich ging,
war wohl danach angetan, auch den Kaltblütigsten er-
beben zu machen.

Ein Mann, der schon seit geraumer Zeit auf der
Galerie des rechten Turmes gestanden, hatte sich plöz-
lich auf die Brüstung dieser unterhalb des zweifachen
Turmhelmes hinlaufenden Galerie geschwungen und
war von da mit erstaunlicher Gewandtheit auf einen
Mauervorsprung oberhalb des letzten Turmfensters ge-
langt, der, so schmal er auch von hier unten erschien,

*) Die St. Peterskirche in München hatte zu jener Zeit zwei
Thürme, die erst im Jahre 1607 durch Blitzschlag zerstört wurden,
und an deren Stelle dann der noch jetzt vorhandene einzige
Turm erbaut wurde.

seinen Füßen doch wohl Halt genug gewähren mußte. Jetzt konnte man auch deutlich erkennen, daß der Mann einen umfangreichen Packen, anscheinend eine mächtige Zeugrolle, auf dem Rücken trug, deren Gewicht und Form ihm in seinen Bewegungen nicht wenig hinderlich sein mochte.

Eine kleine Weile verharrte der Betwegene auf seinem in kühnem Schwunge gewonnenen Standpunkt, dann kletterte er mit einer neuen energischen Anstrengung vollends auf das spitze Schußdächlein über dem Fenster hinauf, reckte sich hoch auf und schob sich, mit den Füßen einen Halt an winzigen Vorsprüngen und Unebenheiten suchend, Zoll für Zoll über die untere, stark gewölbte Kuppel hinauf. Nur die Stärke eines Riesen oder die übernatürliche Kraft, welche Verzweiflung und Todesangst für eine kurze Zeitspanne zu verleihen vermögen, konnten einen Menschen in den Stand setzen, dies ungeheuerliche Klimmkunststück zu vollbringen. Dem Manne aber gelang es in der That nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen, die gefährliche Wölbung zu überwinden und sich bis an den Fuß der einen von den sechs schlanken Säulchen emporzu ziehen, welche die aus einer zweiten kleineren Kuppel emporstrebende eigentliche Turmspitze trugen. In blitzschneller Bewegung umschlang er mit beiden Armen den Schaft der Säule, stemmte die Knie gegen die Turmwandung und gewann auf solche Art nach einer letzten kurzen Anstrengung die ebene Bodenfläche des kleinen Rundbaues, die ihm gestattete, sich wieder zu seiner ganzen Größe aufzurichten.

Da brach das Volk, das hundertmal erwartet hatte, ihn stürzen und in der Tiefe zerschellen zu sehen, in lautes Jubelgeschrei aus, und das steigerte sich zu einem frenetischen Jauchzen, als ein Zufall oder die

Abficht des Trägers die Verfnürung des Packens auf feinem Rücken löfte, und als ſich daraus ein langes Fahnentuch entrollte, deſſen Farben deutlich als die des heiligen römischen Reiches zu erkennen waren. Nur das obere Ende der Fahne war noch in der Verfnürung hängen geblieben, und man ſah, wie der Mann die beiden Zipfel über feiner Bruſt zuſammenknüpfte, um zu verhindern, daß ihm das lange ſchwere Tuch vollends entriſſen würde. Die Abficht, die ihn da hinaufgeführt hatte, ſchien ja nun freilich erklärt. Ohne allen Zweifel wollte er die Fahne auf der Spitze des Turmes befeſtigen, und es mußte ihm bitterer Ernſt um ſein Vorhaben ſein, denn nach ſehr kurzer Raſt begann er unter erneutem Jubel des Volkes an einer der Säulen emporzuklimmen, um den vorſpringenden Rand der zweiten Kuppel zu erreichen.

Kaiſer Karl war in heftigſter Erregung. Auch er hatte ſich aus ſeinem Sefſel erhoben und mit geſpannter Aufmerkſamkeit jede Bewegung des Mannes verfolgt. Nun wandte er ſich ungeſtüm an ſeine Umgebung: „Man ſoll Leute hinauffchicken, ihn zurückzuhalten! Der Verblendete muß ja unfehlbar in die Tiefe ſtürzen, wenn er in ſeinem wahnwitzigen Beginnen fortfährt.“

Auf der Stelle entſandte Herzog Wilhelm einige Boten, die mit möglichſter Beſchleunigung zu der Gallerie des Turmes hinaufſteigen und den Verſuch machen ſollten, ſich von dort aus, denn höher konnte man im Innern des Bauwerks ja nicht gelangen, mit dem unbekanntem Kletterer zu verſtändigen.

Wie gegründet aber die Beſorgnis des Kaiſers geweſen war, ſollte ſich bald augenfällig erweiſen. Wenn der Mann ſelbſt die Fahne aufgerollt hatte, ſo hatte er damit die verhängnisvollſte Thorheit begangen, die in ſeiner Lage nur immer möglich geweſen wäre. Denn

das gewichtige Tuch flatterte im Abendwinde hin und her und drohte seinen Träger in die Tiefe zu reißen. Noch gefährlicher aber gestaltete sich die Lage des Mannes, als der untere Zipfel der Fahne sich irgendwo in einer Verzierung verfang und festklemmte, so daß sich der Stoff wie ein Segel aufblähte, und daß man leicht abschätzen konnte, einer wie ungeheuren Kraft es bedürfen müsse, auf so unsicherem, lustigem Standort dem gewaltigen Druck zu widerstehen.

Troßdem schien wie durch ein Wunder das fast Unmögliche zu gelingen. Fast auf dieselbe Weise, wie er es bei der ersten Kuppel fertig gebracht hatte, überwand der Kletterer die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, bevor er auf die Wölbung der zweiten gelangen konnte. Man sah ihn in seiner ganzen Länge flach auf dieser Wölbung liegen, ohne recht zu begreifen, woran er sich festhalte. Dann aber mußten ihn doch wohl die Kräfte verlassen haben, denn Minute auf Minute verging, ohne daß er sich aus seiner Stellung gerührt hätte, und ohne daß von einem Versuche, weiterzukommen, etwas wahrzunehmen gewesen wäre. Auf der Turmgalerie aber erblickte man nunmehr eine Anzahl von Männern, deren heftige Gebärden darauf schließen ließen, daß sie sich dem Manne da über ihnen verständlich zu machen suchten. Ob es ihnen gelang, wurde nicht ersichtlich, denn der Kletterer machte keine Bewegung, die etwa als eine Antwort zu deuten gewesen wäre, und der Laut einer menschlichen Stimme vermochte aus solcher Höhe natürlich nicht bis zu den Untenstehenden zu dringen.

Weitere Minuten furchtbarster, fast unerträglicher Spannung vergingen. Sie und da ertönte wohl eine Stimme aus der Menge: „Er hat sich bewegt — er ist um ein Stück weiter gekommen!“ Aber es war doch

wohl immer nur eine Täuschung gewesen, denn nach einer Weile gespannten Wartens mußte man inne werden, daß der Verwegene nach wie vor zwischen Himmel und Erde schwebte, gleich weit entfernt von dem unteren Rande der Kuppel wie von der Turmspitze, die das Ziel seiner tollkühnen Kletterei hatte sein sollen.

Eben hatte der Kaiser sich wieder mit einer ungedulbigen Bemerkung an den vor Aufregung erbleichten Bayernherzog gewendet, als es abermals wie ein einziger schriller Entsetzensschrei aus der dichtgedrängten Menge zum Himmel emporstieg. Als Karl seinen Blick zu der Turmspitze erhob, gewahrte er den Mann nicht mehr, der noch eben droben auf der Kuppel gelegen.

Den Unseligen mußte die Kraft verlassen haben, das Gewicht seines Körpers länger zu halten oder dem von der eingeklemmten Fahne ausgeübten Zug zu widerstehen. Mit furchtbarer Schnelligkeit war er plötzlich über die Wölbung der Kuppel herabgeglitten.

Aber was war das? Sollte zu seiner Rettung dennoch ein Wunder geschehen? Glatt und straff gespannt hing die Fahne senkrecht hernieder, und an ihrem unteren Ende, just in der Höhe der Turmgalerie, schwebte die Gestalt des Mannes, von den über seiner Brust verknüpften Zipfeln des Tuches gehalten. *)

Rasche Hände erfaßten über die Brüstung der Galerie hinweg den über dem graufigen Abgrund Hängenden. Eine letzte, unendliche Minute der Ungewißheit noch — und er war geborgen.

Da hob sich der Druck, der bis dahin wie lähmend auf der Menge gelegen. Unwillkürlich entblößten die Männer ihre Häupter, schluchzend fielen die Frauen

*) Historisch.

einander in die Arme, und in tiefster Seele erschüttert sank der Kaiser auf seinen Sessel zurück.

„Wollet den Mann vor mich bringen lassen, Herr Herzog,“ wandte er sich tiefernsten Antlitzes an seinen Gastfreund. „Ich will erfahren, was ihn dazu getrieben, daß er Gott so versuchte.“

Aber das wurde ihm kund, noch ehe der Gerettete zur Stelle geschafft werden konnte, denn atemlos kehrte einer der vorhin ausgesandten Boten zurück, um zu berichten, was der Türmer von St. Peter ihnen droben erzählt hatte. Danach war der verwegene Turmkletterer kein anderer als der seit einer Reihe von Tagen vergeblich gesuchte brandenburgische Reiter, der den Münchner Stadtknecht überfallen und auf den Tod verwundet haben sollte. Bei seinem Freunde, dem Türmer, hatte er eine Zuflucht gefunden, und es war wohl begreiflich, daß ihn da droben niemand gesucht hatte. Seinen Versuch aber, die Fahne auf der Spitze des Petersturmes anzubringen, hatte er wie ein Gottesgericht angesehen wissen wollen, durch das vor des Kaisers Majestät und vor allem Volk seine Schuldblosigkeit klarlich dargetan werden sollte.

Nun ging eine große Bewegung durch die Menge, die fast ehrerbietig eine Wasse freigab für den totenbleichen Mann, der schwankenden Schrittes zwischen zwei herzoglichen Trabanten daherkam, um sich vor des Kaisers Thronstuhl auf die Knie zu werfen.

Wohl eine Minute lang betrachtete ihn der Herrscher mit durchdringendem Blick, dann hieß er ihn reden, und freimütig, wenn auch mit schwacher und vielfach stockender Stimme wiederholte Georg Mahr dieselbe Schilderung, die er schon am Abend der That seinem künftigen Schwiegervater von dem Hergang der Ereignisse gegeben. Auf allen Gesichtern ringsumher

malte sich tiefe Bewegung, nur das eherne Antlitz des brandenburgischen Kurfürsten blieb unveränderlich ernst und strenge, und sein Auge ruhte mit so finsternem Ausdruck auf dem vermeinten Missetäter, daß es wahrlich nicht den Anschein hatte, als sei er zu gnädigem Verzeihen gestimmt.

Doch wieder sollte etwas Unerwartetes, Überraschendes geschehen. Georg hatte seine Erzählung noch nicht ganz beendet, als er sich jählings mit dem Ausschrei unterbrach: „Da ist ja der Mann, der mich mit dem anderen überfiel — da — da!“

Mit ausgestrecktem Arm deutete er auf einen hageren Mann in der Tracht der herzoglichen Hauptleute, der unter dem Gefolge seitwärts auf der Tribüne stand. Alles starrte den also Bezichtigten an.

Der aber lachte höhnisch auf und tat einen Schritt vorwärts. „Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden — aber ich denke, gegen eine so unsinnige Anklage brauche ich mich nicht erst zu verteidigen. Ich habe den Burschen mein Lebtag nicht gesehen, und ich wüßte fürwahr nicht, was mir an seinem Leben oder Sterben hätte gelegen sein sollen.“

„Er lügt!“ klang da hell und weithin vernehmlich eine jugendliche Frauenstimme in des Hauptmanns v. Lansing letzte Worte hinein. „Weil er selber meiner begehrt hat, war mein Verlobter ihm im Weg. — Gnade, Gnade für meinen unschuldigen Georg!“

Eine der weißgekleideten Ehrenjungfrauen hatte sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, indem sie zugleich ihren Arm um den Nacken des brandenburgischen Reiters schlang.

Der Hauptmann v. Lansing aber machte ein so bestürztes Gesicht, daß ihn der Bayernherzog in gar strengem Tone fragte: „Der Stadtknecht stand unter

Eurem Befehl, Herr Hauptmann. Sagt doch, ob es Wahrheit ist, was die Jungfer spricht!"

Der Gefragte, der ersichtlich alle Fassung verloren hatte, stammelte etwas Unverständliches.

Da erhob sich der Kaiser und sagte: „Mich dünkt, es ist hier nicht Ort und Zeit, die Sache zu entscheiden. Ich bitte Euch, Herr Herzog, den Reiter wie den Hauptmann in sicheren Gewahrsam nehmen zu lassen und die Untersuchung mit allem Fleiß zu betreiben. Ich möchte von ihrem Ergebnis unterrichtet werden, bevor ich Eure schöne Stadt wieder verlasse.“

Ein kaiserlicher Wunsch aber war zu allen Zeiten ein gar wirksames Beschleunigungsmittel, und da man überdies zu wissen glaubte, daß der Kaiser den jungen Mann, der ihm gar wohl gefallen, gerechtfertigt zu sehen begehrte, ging man sowohl dem verwundeten Stadtknecht wie dem Hauptmann v. Lansing gar nachdrücklich zu Leibe. So ergab sich's bald, daß Georg Mahr in allen Stücken die Wahrheit gesprochen, daß der Stadtknecht auf Geheiß des Hauptmanns gehandelt, und daß das geheimnisvolle alte Weib des Stadtknechts eigene Mutter gewesen war.

Nun war über den Ausfall des Urteilspruches kein Zweifel mehr. Georg Mahr wurde in Freiheit gesetzt und vom Kaiser wie vom Herzog Wilhelm durch fürstliche Geschenke für die ausgestandenen Leiden entschädigt. Der Hauptmann v. Lansing aber büßte seine Schuld mit langjährigem Kerker, während der Stadtknecht, der nach wenigen Tagen an der erhaltenen Wunde starb, der irdischen Gerechtigkeit entging.





Das Eis- und Goldland Alaska.

Bilder aus seiner Entwicklungsgeschichte.

Von Martin Kovitz.

Mit 8 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Sehr lehrreich für die Erkenntnis des Unterschieds zwischen russischem und amerikanischem Wesen ist ein Rückblick auf die Kolonisation von Alaska.

Im Jahre 1728 wurde im Dienste Peters des Großen durch den Dänen Vitus Bering die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika in das Nördliche Eismeer, die Beringstraße, entdeckt. Die Meerenge, von dem asiatischen Ostkap und dem nordamerikanischen Prinz Wales-Kap eingefasst, ist 92 Kilometer breit, aber selbst im Sommer nicht frei von Treibeis, im Winter sogar fast ganz vom Eis geschlossen. Die Erforschung des Beringmeers, wie das durch die Beringstraße mit dem Nördlichen Eismeer verbundene nördlichste Tiefmeer von uns genannt wird, das im Süden von dem großen Inselzuge der Kommandeurinseln und Aleuten von dem übrigen Stillen Ozean abgegrenzt ist, unternahm Bering dreizehn Jahre später, 1741.

Der eigentliche Zweck dieser Expedition, an der als Unterbefehlshaber der Russe Chirikoff und als Arzt und Naturforscher der aus Windsheim in Franken gebürtige Adjunkt der St. Petersburger Akademie Georg Wilhelm Steller teilnahmen, war die Untersuchung

der Kamtschatka gegenüberliegenden Küsten des amerikanischen Festlands.

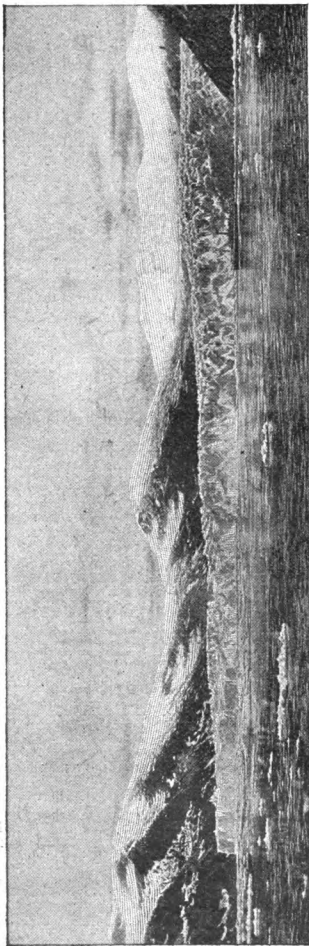
Aber ein wahrer Unstern waltete über der Expedition. Am 4. Juni lief Bering mit seinen zwei Schiffen von Ochotsk aus. Er landete auch an der Südküste von Alaska jenseits der Aleuten, die er umfuhr, aber durch Sturm und Krankheit wurde er bald zur Rückkehr gezwungen. Dem vom Sturm verschlagenen Chirikoff gelang es, mit seinem Schiffe „Sankt Peter“ sich dem Festland nochmals zu nähern; Bering selbst strandete auf einer der Kommandeurinseln, Awatscha, die später nach ihm Beringinsel genannt wurde. Als er hier, gleich einem großen Teil der Mannschaft, dem Storbuch erlag, retteten sich die Überlebenden in einem selbstgezimmerten Boot unter der Leitung von Steller.

Dieser hatte auf der Beringinsel die interessantesten Beobachtungen über das Leben der Wärenrobber und anderer Tiere des Polarmeers gemacht, unter anderen auch die seitdem ausgestorbene Seekuh (*Rhytina Stelleri*) entdeckt, die er ausführlich in einem lateinischen Manuskripte beschrieb, das nach seinem Tod auch in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Ausführliche Beschreibung von sonderbaren Meertieren“ (Halle 1753) gedruckt ward. Auch das „Tagebuch seiner Seereise aus dem Peterpaulshafen in Kamtschatka bis an die westlichen Küsten von Amerika“ wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben. Denn auch er starb als Opfer dieser kühnen Fahrt. Nach der Landung des Rettungsboots in Kamtschatka hatte er sich dort noch zwei Jahre lang unter den größten Entbehrungen wichtigen Forschungsarbeiten gewidmet; auf der Heimreise nach Petersburg aber starb er am 12. November 1746 in Tjumen.

Das ähnlich der Pyrenäischen Halbinsel auf drei

Seiten vom Meer umspülte Festland Alaska wurde samt den ihm vorgelagerten Inseln von Rußland in Besitz genommen, und als sich herausstellte, welchen ungeheuren Reichtum an wertvollen Pelztieren das von Menschen nur spärlich bewohnte Land hegte, bildete sich die Russisch-amerikanische Pelzgesellschaft, die 1799 unter Autorisation der russischen Regierung die Jagd und den Handel auf Alaska monopolisierte. Die Jagd auf die Pelztiere des Landes, die Biber, Weiß- und Blau-, Silber- und Rotfuchse, Bären, Marber, Bisamratten, Moschustiere, Hermeline und Luchse, die Land- und Seeottern, die Seehunde und Bärenrobber, wurde von den Russen so unvernünftig betrieben, daß schon nach einigen Jahrzehnten sich eine bedeutende Verminderung des Bestandes geltend machte.

Am unsinnigsten und barbarischsten wurde gegen

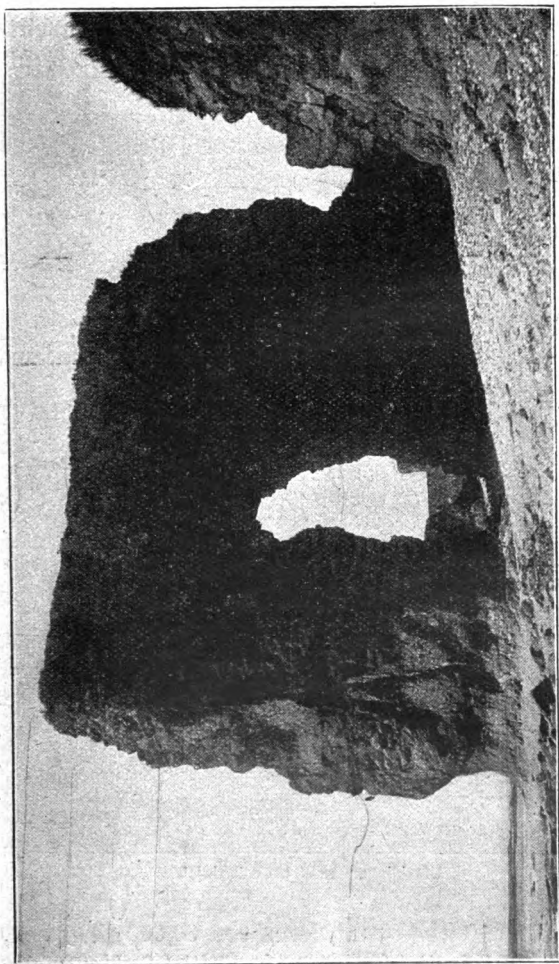


Gletscherlandtschaft an der Südküste von Alaska.

die Bärenrobber vorgegangen, die den kostbaren „Sealskin“ liefern. Diese merkwürdigen, den Seehunden verwandten Meertiere mit ihren flossenartigen Vorderfüßen sind auf dem Land den Menschen gegenüber so gut wie wehrlos. Nun leben sie zwar meist auf hoher See, aber zur Paarungszeit kommen sie in Scharen ans Land, und zwar bevorzugen sie ganz bestimmte Inseln der oben genannten, dem Beringmeer vorgelagerten Gruppen, so die Pribiloffinseln, die Kupfer-, die Beringinsel. Bei der Jagd schleicht sich eine Anzahl geübter Leute an die Küste, wo die jüngeren Männchen lagern, treibt die Herde landeinwärts und tötet die geeigneten durch einen Schlag auf die Nase, den „Robberschlag“.

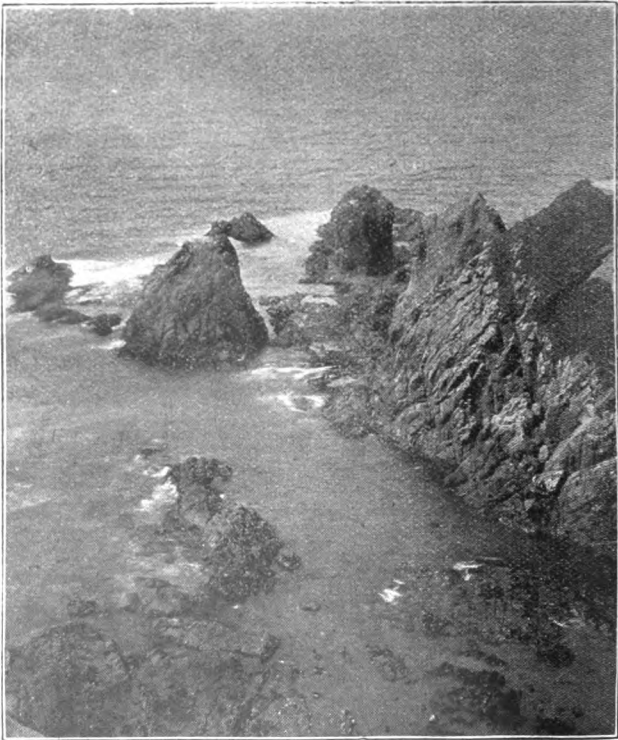
Die Agenten der Russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft ließen nun gleich im Anfang ihrer Tätigkeit diese kostbaren Pelztiere in Unmasse töten. Im Jahre 1803 waren in der Hauptagentur auf der Neueninsel Unalaska nicht weniger als 800,000 Felle aufgehäuft, von denen dann sieben Achtel unbenutzt verbrannt und ins Wasser geworfen wurden, weil man sie dort nicht zubereiten konnte und den Preis nicht herabdrücken wollte. Schon zehn Jahre später machte sich eine beträchtliche Herabminderung der auf die Inseln kommenden Robber geltend.

Ganz ebenso planlos wurde seitens der Russen beim Walfang verfahren. Andererseits verstand es die Gesellschaft nicht, den Fischreichtum der die Inseln umgebenden Meeresarme und der in die Küsten einschneidenden Fjorde, sowie der Ströme, die Alaska durchfließen, systematisch auszubeuten. Als vereinzelte Goldfunde im Schwemmland an den Ufern der Flüsse ahnen ließen, daß hier noch mehr des edlen Metalls zu finden sein werde, wurde von der russischen Regierung das



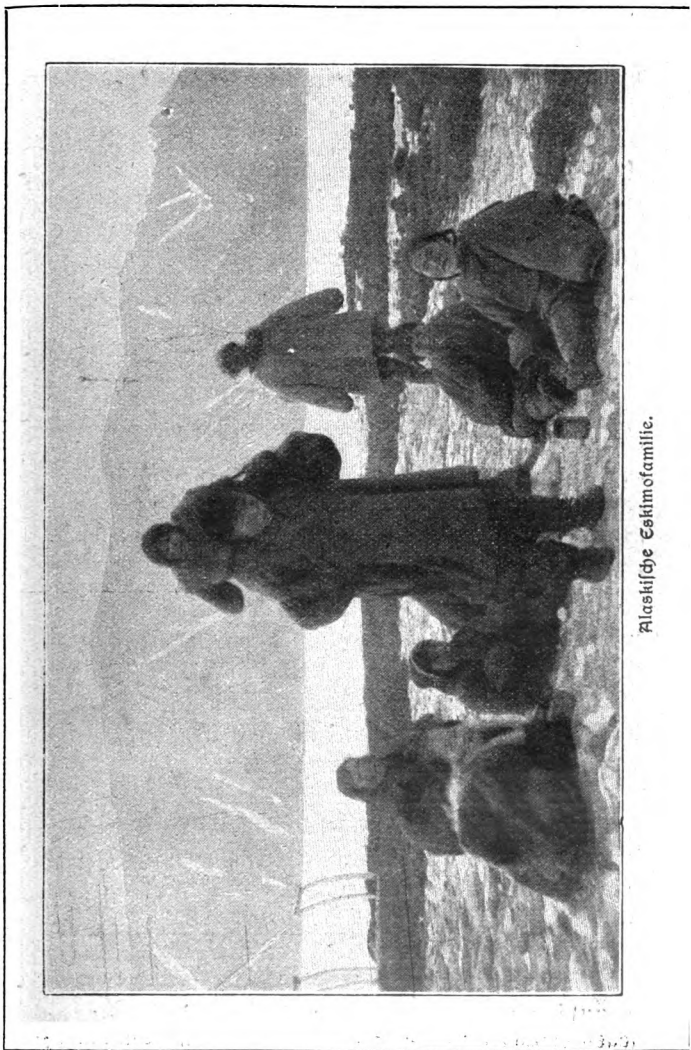
Das nach dem Naturforscher Steller benannte Felstentor auf der Beringinsel.

Goldsuchen verboten. Sehr spärlich war auch die Kolonisation in dem fast unerforscht bleibenden unwirtlichen Lande, das bei einer Größe, die der des Deut-



Uferklippen an der Ceringsinsel.

schen Reichs gleichkommt, kaum von 30,000 Menschen, wovon zwei Drittel Eskimos, ein Drittel Indianer, bewohnt war. Ist doch auch das Klima so rauh, daß nur an wenigen Küstenorten Sommergetreide gebaut



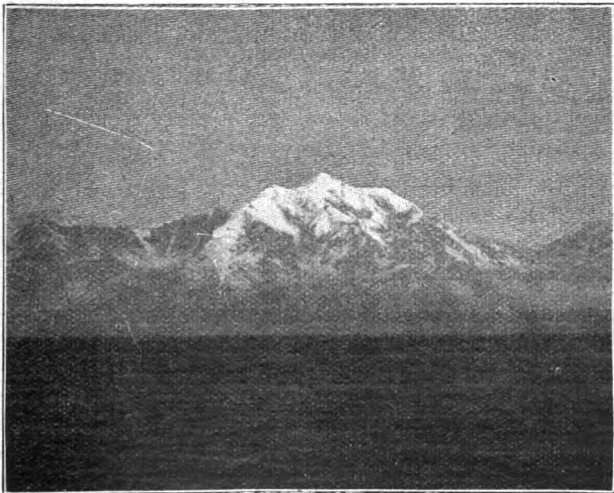
Alaskische Eskimofamilie.

werden kann, das noch nicht einmal jedes Jahr reif wird.

1867 wurde Alaska samt den Aleuten und den Pribiloffinseln von Rußland gegen eine Zahlung von sieben Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten abgetreten, die aus ihm ein besonderes Territorium mit der Ostgrenze gegen das englische Kanada bildeten. Die Union erließ Gesetze, welche die Jagd auf Pelztiere, zumal auf die Bärenrobber, regelten; der jährliche Ertrag belief sich noch immer auf eine halbe Million Dollars und hob sich natürlich durch die Schonung. Schon 1876 konnte Brehm in seinem „Tierleben“ bei Schilderung der Bärenrobber schreiben, man könne bei der durchgeführten Schonung jährlich 150,000 erlegen, ohne den Bestand zu vermindern. Später haben Streitigkeiten wegen des Fischerei- und Jagdrechts im Beringmeer zu Verträgen zwischen der Union und England (beziehungsweise Kanada), Rußland und anderen Staaten geführt, die den Robberfang noch mehr eindämmten. Im Umkreis der Pribiloffinseln ist er den Seeschiffen jetzt überhaupt verboten. Im übrigen gilt als Schonzeit die Frist vom 1. Mai bis 31. Juli. Immerhin liefert die Alaskagesellschaft jährlich gegen 100,000 Stück Bärenrobberfelle nach London, wo sich der Sealfinhandel konzentriert hat.

Sehr gehoben wurde durch die Amerikaner die Bewertung des Fischreichtums der Gewässer. Der Walfang an den Küsten ward gleichfalls durch Gesetze geschützt und systematischer betrieben, auch in Verbindung gebracht mit der Anlage großer Fischölfabriken auf dem Lande. Besonders aber kam der Lachsfang in Aufnahme. Schon im Jahre 1893 gab es in Alaska gegen vierzig Unternehmungen, welche das Einmachen frischen Lachses in Büchsen betrieben, und bald darauf

überschritt der Wert dieser Lachsausfuhr vier Millionen Dollars. Man entdeckte auf verschiedenen Inseln große Guanolager, an deren Verwertung man ging. Die ersten beträchtlichen Goldfunde regten zu einer geologisch-wissenschaftlichen Erforschung des Landes an; und bald kam es an einigen Orten im Gebirge zu einem regelmäßigen Bergbau auf Gold.

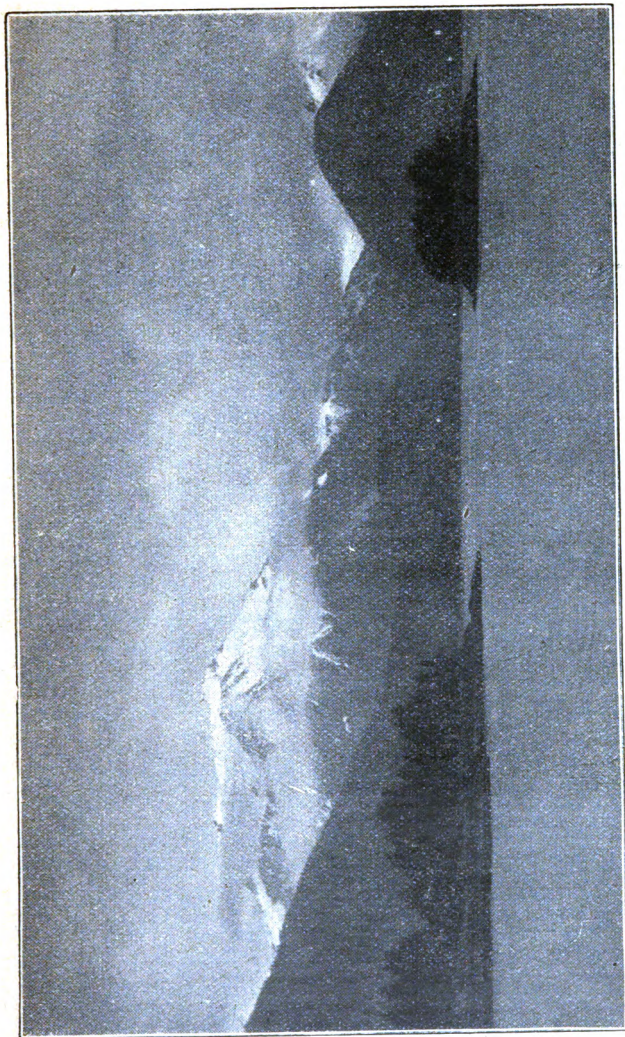


Mount Fairweather.

Als im Jahre 1880 zwei amerikanische Goldsucher an den Ufern des Lynnkanals am südlichen Küstengebirge Alaskas goldhaltigen Sand fanden, ließen sie sich dort nieder und nannten die kleine Bucht, an der sie das erste Blockhaus bauten, „Goldbucht“. Andere folgten ihnen, und so entstand die Stadt Juneau, die heute noch immer den Ausgangspunkt aller Goldunternehmungen in Alaska bildet. Auf der Douglasinsel,

Juneau gegenüber, wurde von der Trudewell Gold Mining Company das größte Goldstampfwerk der Welt ins Leben gerufen, das mit 240 Stampfern und mehr arbeitet. Es findet sich nämlich im Küstenschwemmland das Gold nicht nur als Sand, sondern in Quarzklumpen vor, deren Gestein mit Goldadern durchsetzt ist. Zur Gewinnung dieses Goldes verhelfen die Poch- und Stampfwerke.

Zu dem Rufe eines „Kalifornien des hohen Nordens“ kam Alaska aber erst durch die Funde an den Ufern des Yukonstromes im Innern des Landes. Wir wollen, ehe wir die Erschließung des Innern erzählen, uns etwas mit dem geographischen Charakter Alaskas vertraut machen. Von 51 bis 71½ Grad nördlicher Breite und 130 bis 171 Grad westlicher Länge sich ausdehnend, grenzt die gewaltige, buchtenreiche Halbinsel im Osten an das in britischem Besitz befindliche Kanada, dem sich hinter dem alaskischen Küstengebirge Britisch-Kolumbia anschließt. Im Süden, Westen und Norden ist es von Meer umgeben, im Süden vom Stillen Ozean, im Westen von diesem und dem Beringmeer, im Norden von dem Nördlichen Eismeer. Höchst merkwürdig und wildromantisch ist die Südküste, die mit den zahlreichen ihr vorgelagerten Inseln und den tief einschneidenden Fjorden an das westliche Küstenland von Norwegen erinnert. Nur sind hier die Berge, die sich mit ihren Gletschern im Küstenwasser spiegeln, weit höher als die des skandinavischen Berglandes. Mount Fairweather, Mount St. Elias, Mount Wrangell und Mount Mc Kinley erheben sich zu 4483, 5520, 5538, ja zu 6241 Meter Höhe. Vom Mount Mc Kinley strömt der wasserreiche Kuskoquim südwestlich und ergießt sich bei Kinagamute, nördlich von der Bristolbai, in das Beringmeer, während südwärts zum Golf von Alaska durch



Küstenlandschaft gegenüber der Baranoffjelen.

Riesenschluchten des Küstengebirgs die Flüsse Stikine, Taku, Chilkat und Copper River sich ergießen.

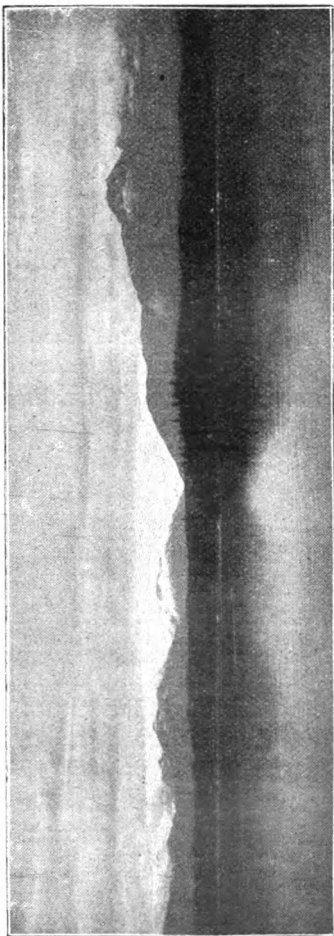
Gegenüber der Stikinemündung auf einer Insel liegt Sitka, die Hauptstadt des ganzen Territoriums, und nur durch eine weitere Insel westlich von dieser getrennt, unweit der Mündung des Chilkat und des Mount Fairweather, die Stadt Juneau. Hinter der Ostgrenze zieht das kanadische Felsengebirge dem Eismeer zu und entsendet mächtige Abflüsse zum Yukon, einem der breitesten Ströme der Welt, der in einem nördlichen Bogen Alaska von Osten nach Westen durchquert und bei St. Michael und gegenüber der St. Lorenzinsel in das Beringmeer mündet. Das nördliche Alaska ist ein reizloses Hügelland, durch das der Noatak und der Colville River zum Eismeer strömen.

Mit Ausnahme der von ewigem Schnee und mächtigen Gletschern bedeckten südlichen Gebirgshänge ist fast das ganze Land bis 67 Grad nördlicher Breite von einem zusammenhängenden Walde bedeckt, in dem Nadelhölzer besonderer Art, die Sitkafichte, die Hamlock- und Balsamtanne, die gelbe Zeder, neben den Kiefern vorherrschen. Im Westen an der Beringstraße und im Norden am Eismeer gedeiht auf den Tundren ein üppiger Graswuchs.

Viele der Gletscher des Küstengebirgs im Süden reichen herab bis ans Meer und geben zusammen mit den leuchtenden Firnfeldern der Berge auch hier der Küste einen, wenigstens für das Auge, polaren Charakter, wenn man sich ihr zu Schiff auf einem der Kanäle zwischen den Inseln nähert. Auch diese Inseln sind durchweg gebirgig. Die mittlere Jahrestemperatur in Sitka ist 6,5 Grad Wärme. Im Innern ist der lange Winter noch strenger als an der südlichen und westlichen Küste.

Für die wissenschaftliche Erforschung des Innern

bot der schiffbare Nufon den bequemsten Zugang. Auch Goldsucher drangen den Strom hinauf, machten an seinen Ufern da und dort vielversprechende Funde und gründeten, um einen Stützpunkt für ihre Unternehmungen zu haben, im Jahre 1894 im Herzen des Landes am Nufon eine Stadt, die sie nach dem Polarkreis Circle City benannten; der für sie gewählte Punkt liegt nämlich unter dem „Circle“, dem Polarkreis. Circle City wurde der Stapelplatz und das Winterquartier der Goldgräber, die immer weiter ostwärts drangen. Nach wenigen Jahren hatte Circle City bereits 3000 Einwohner. Gering war freilich der Komfort, der diesen Pionieren europäischer Kultur bei der Arbeit in den Goldfeldern und während der langen Winterzeit in Circle City geboten war. Die Kälte erreicht dort häufig eine Höhe von 40 Grad Celsius.

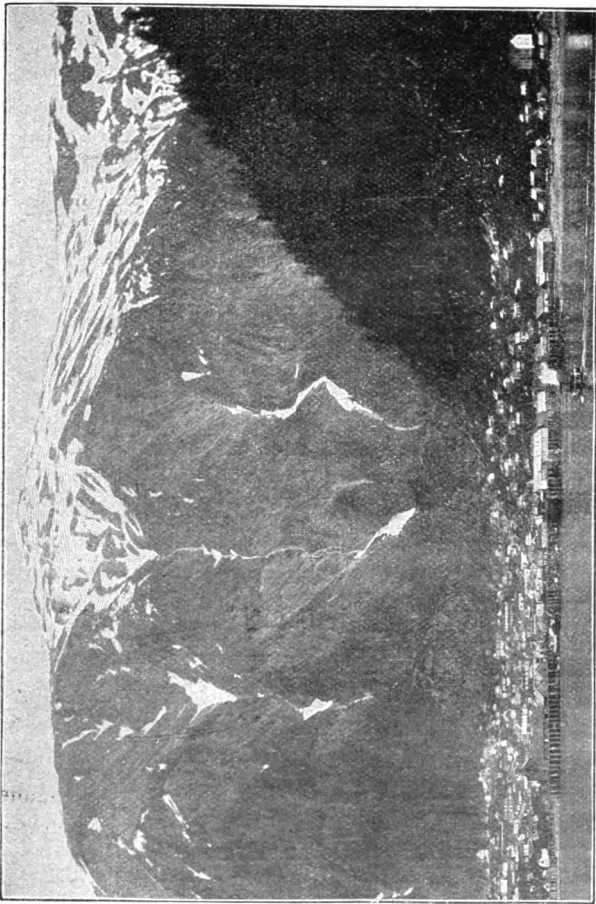


Einfahrt nach Sitka.

Im August 1896 kamen einige Goldsucher an einen Nebenfluß des Yukon, der von den Indianern Klondyke, das heißt Fischfluß, genannt wird und an der Grenze von Alaska und Kanada bereits auf englischem Gebiete liegt. Hier stieß man auf Goldlager, die alles bisher Gefundene weit übertrafen; die berühmtesten Goldminen von Kalifornien schienen dahinter zurückzubleiben. An manchen Stellen, so lautet ein Bericht, lag hier das Gold offen zu Tage, so daß die glücklichen Finder es nur aufzulesen brauchten. In Hunderten von Fällen gewannen die Goldgräber aus einer Pfanne Flußsand (das Auswaschen des Sandes wird in Pfannen besorgt) Gold im Werte von 200 bis 400 Mark. Ausnahmsweise betrug die Ausbeute einer Pfanne sogar 3000 Mark, wobei zu beachten ist, daß die in Alaska gebräuchlichen Goldgräberpfannen einen Durchmesser von etwa 40 Zentimeter bei einer Tiefe von 10 Zentimeter haben.

Als die erfolgreichsten der Goldsucher dann im Sommer 1897 nach San Francisco mit ihren Schätzen heimkehrten, erregten ihre Berichte von dem neuen Goldlande das größte Aufsehen. Ein wahres Goldfieber erfaßte Tausende und aber Tausende, die nach dem oberen Yukon zogen, um dort ihr Glück zu versuchen. Die Dampfer der Reedereien, die den Verkehr mit Alaska vermitteln, konnten gar nicht alle Passagiere, die sich herandrängten, befördern, und es wurden Segelschiffe zur Fahrt nach dem neuen Dorado ausgerüstet. Inzwischen drang man in die Täler zweier Nebenflüsse ein, die Bonanza Creek und Eldoradofluß getauft wurden, und auch hier erwies sich der Ufersand sehr goldhaltig. Am Klondyke wurden unter der Leitung des kanadischen Geologen Dawson Quarzberge entdeckt, deren Goldreichtum mit der berühmten Mine

auf der Douglasinsel bei Juneau wetteifert. Es entstand an dem Fluß eine neue Goldgräberstadt, Dawson



Die Stadt Juneau und Mount Juneau.

City, die schon im Jahre 1898 über 6000 Einwohner zählte. Da das Land fast gar nichts erzeugt, was zum

Lebensunterhalt nötig ist, kam es hier zu ganz abnormen Geldverhältnissen; so kostete zum Beispiel ein Pfund Mehl 10 bis 12 Mark. Die Arbeiter in den Goldwäschereien erhielten aber auch 8 bis 10 Mark für die Stunde. Da unter den Zugewanderten nicht wenig abenteuerliche Existenzen waren, wurde die kanadische Polizei, die im Fort Cudahy in der Nähe von Dawson City stationiert ist, wesentlich verstärkt, aber die neuen Bürger der neuen Stadt verstanden es, die schlechten Elemente unter strenger Zucht zu halten.

Da die Dampferfahrt von der Mündung des Yukon nach Dawson City einen ganzen Monat beansprucht, kam vom Süden Alaskas aus ein Landweg in Aufnahme, der in Juneau beginnt und zunächst das wildzerklüftete Küstengebirge überschreitet, wobei der Reisende die Wahl zwischen dem Chilkutpaß oder dem Weißen Paß hat. Als noch gar nichts für den Ausbau dieser Straßen geschehen war, war die Reise ungemein beschwerlich. Der Goldsucher war genötigt, an Werkzeugen und Proviant eine beträchtliche Ausrüstung mit in das Innere zu nehmen. Für die Beförderung der drei bis vier Zentner mußte er indianische Gepäcsträger mieten. Nach Überwindung der Pässe war die Benutzung von Pferden und Hundeschlitten möglich. Auf selbstgezimmernten Flößen mußte man über Stromläufe und Seen setzen. Aber schon im Jahre 1899 waren die schwierigen Paßübergänge von Juneau her durch Eisenbahnen überwunden, und sowohl die Union als auch die britische Regierung waren dabei, Eisenbahnen bis ins Herz des Goldlandes zu bauen. Natürlich kommen diese nun auch der allgemeineren Kultivierung des Landes zu gut.

Juneau hat sich zu einer modernen Hafenstadt entwickelt, wie unser Bild deutlich macht. Im Jahre 1901

hatte es 1864 Einwohner; jetzt zählt es weit über das Doppelte. Dort, wo die Straße von Juneau her nach den genannten zwei Pässen sich gabelt, ist eine neue Stadt, Dhea, entstanden.

Auch Sitka, die älteste europäische Ansiedlung in Alaska, hat infolge des wachsenden Verkehrs von Kalifornien her nach Juneau an Bedeutung sehr zugenommen. 1799 wurde es von der Russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft gegründet und erhielt den Namen Novo Archangelsk. Es liegt auf der Westküste der Insel Baranoff des Alexanderarchipels. Sein großer, tiefer, aber mit Klippen und kleinen Inseln besäter Hafen ist einst von Berings Unterbefehlshaber Chirikoff angelaufen worden, der dabei üble Erfahrungen machte. Nach dem Übergang von Alaska in den Besitz der Union wurde der kleine Hafenort Hauptstadt des ganzen Territoriums. Die Einwohnerzahl ist nicht groß, verzehnfacht sich aber zur Zeit des Fischfangs. Wie Juneau steht es in regelmäßiger Dampferverbindung mit San Francisco.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die Bärenmaske. — Auf einem der großen Maskenbälle der Oper in Paris geschah es im Jahre 1862, daß sich ein höchst originell kostümierter Bärenführer mit einem Bären an der Kette einfand. Der Bär erschien als einer der gebildetsten und wohl-erzogensten seines Geschlechts, er wadelte ganz wie ein echter Bär auf seinen Hinterfüßen daher, er brummte ganz sanft, er wich den Damen galant aus und war überhaupt sehr artig.

Sein Herr, ein Marquis v. Laballe, ging mit ihm überall im Saale herum, trat schließlich mit seinem rauhhaarigen Gefährten in eine Quadrille, und beide tanzten vortrefflich. Gegen drei Uhr Morgens trat ein Domino zu Laballe in die Loge und sagte zu ihm: „Ich lade dich ein, mit mir zu speisen.“

„Mit Vergnügen,“ erwiderte Laballe, „aber ich habe da einen Freund mitgebracht, den ich nicht verlassen kann.“

„Ach was,“ sagte der Domino, „der wartet schon, bis wir wiederkommen!“

Laballe überlegte einen Augenblick, dann klopfte er seinem Bären auf den Rücken und sagte: „Du wartest also hier, bis wir zurückkommen!“ und folgte dem Domino.

Der Bär, sich selbst überlassen, stellte sich an die Brüstung und betrachtete das tolle Treiben des Balles mit philosophischem Gleichmut. Von Zeit zu Zeit bemerkte eine Maske im Saale den sonderbaren Träumer in der Loge und warf ihm ein Wiswort zu, daß der Bär aber gänzlich unbeachtet ließ.

Endlich leuchteten die ersten Strahlen des Morgens durch die Fenster, das Orchester beendete den Rehors, die Masken verloren sich, und der Ball war zu Ende.

Die Logenschließerin, die ihre gewöhnliche Runde machte, trat auch in die Loge des Bären und brummte für sich: „Daß doch die Leute gar nicht nach Hause gehen wollen!“ Laut aber sagte

sie artig: „Mein Herr, es wird jetzt geschlossen; wollen Sie die Güte haben, die Loge zu verlassen.“

Da diese höfliche Anrede ohne Wirkung blieb, so klopfte ihm die Schließerin auf die Schulter und sagte nachdrücklich: „Mein Herr, seien Sie so gut, zu gehen!“

Der Bär drehte sich um, sah die Frau aufmerksam an und brummte dann, seiner Rolle als Bär durchaus angemessen.

„Ja, wenn Sie Wiße machen wollen, mein Herr,“ entgegnete die gereizte Schließerin, „so bleibt mir nichts anderes übrig, als die Polizei zu holen.“

Der Bär brummte wiederum etwas Unverständliches vor sich hin.

Richtig erschien der Polizeikommissär mit zweien seiner Leute. „Gehen Sie endlich, mein Herr! Wenn die Madame hier Sie dazu schon erjucht hat, so hätten Sie uns nicht erst unnötig heraufbemühen sollen. Wollen Sie also jetzt gehen?“

Der Bär, höchst mißvergnügt, daß er in seiner Beschaulichkeit gestört worden war, richtete sich hoch auf seinen Hinterbeinen auf und brummte verdrießlich.

„Der Spaß, mein Herr,“ drohte der zornig werdende Kommissär, „geht zu weit, und da Sie nicht in Güte weichen wollen, so sehe ich mich genötigt, Gewalt zu gebrauchen.“

Zu gleicher Zeit packten die Polizeiagenten den Strick des Bären und zogen ihn zur Loge hinaus, über die Treppe hinunter. Als der Bär unten vor der Tür war, lief sogleich einer der Straßengungen, der die Maske für betrunken hielt, herbei und fragte: „Befehlen Sie eine Kutsche? — He, Kutscher!“

Ein Wagen fährt vor, der Kutscher tritt an den Schlag, zieht den Hut und fragt den Bären: „Wo befehlen Sie, daß ich Sie hinbringen soll?“

Der Kutscher fragte zwei-, dreimal, aber der Bär antwortete nicht.

Da trat der Polizeikommissär, der in der Nähe stehen geblieben war, an ihn heran und sagte: „Mein Herr, Sie wollen Ihre Adresse nicht angeben, Sie verweigern jede Antwort. Sie wollen also die Obrigkeit verhöhnen, und Sie werden sich bequemen, jetzt mit uns auf die Wache zu gehen.“

Der Bär wird gepackt, in die Kutsche geschoben, die Polizeibeamten setzen sich zu ihm, und der Wagen rollt fort.

Zwei Minuten später kehrt der Marquis Laballe zurück. Atemlos kommt er an das Theater, das eben geschlossen wird. „Erlauben Sie nur einen Augenblick,“ sagt er zum Portier, „ich muß noch hinein, ich habe noch einen guten Freund drinnen.“

„Es ist schon alles leer, mein Herr.“

„Er erwartet mich in einer Loge.“

„Der ist auch nicht mehr da, mein Herr. Man hat ihn gefunden. Es war ein Herr in einer Bärenmaske, aber sehr betrunken, wie es schien. Man hat ihn zur Wache gebracht.“ —

Inzwischen hat ein Beamter dort den Bären verhören wollen, aber dieser brummte immer nur vor sich hin. Man befiehlt ihm, die Maske abzunehmen. Der Verhaftete gehorcht nicht. Da packen ihn die Polizisten, um sie ihm mit Gewalt herabzureißen, aber der Bär gibt dem ersten eine Ohrfeige, daß er zurückfliegt und in einem Augenblicke Kommissär, Polizisten, Tisch, Tintenfass und Akten auf der Erde liegen. Auf das Hilfeschrei stürzen weitere Polizisten mit gezogenen Säbeln herein, der Bär reißt seinen Rachen weit auf und brüllt fürchterlich.

In diesem kritischen Augenblick tritt Laballe ein, der Bär wird, wie er seinen Herrn sieht, sofort sanft wie ein Lamm, läuft auf ihn zu und umarmt ihn. Die Polizeibeamten sind gerührt, und nach einigen Erklärungen und Trinkgeldern führt Herr v. Laballe seinen getreuen — echten Bären nach Hause. C. T.

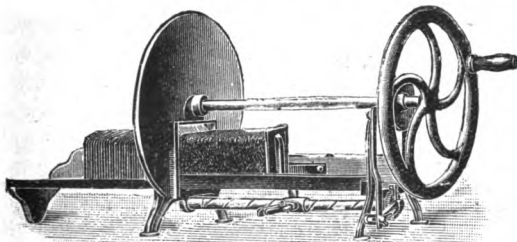
Neue Erfindungen. I. **A u f s c h n i t t m a s c h i n e** „**W e s t f a l i a**“. — **N e u e B r o t s c h n e i d e m a s c h i n e**. — Zwei für größere Haushaltungen, Pensionen, Hotels, Gastwirtschaften, Delikateßhandlungen und Schlächter außerordentlich praktische Neuheiten geben wir in den folgenden beiden Abbildungen wieder. Bekanntlich ist das Schneiden feinen Aufschnittes, wie Schinken, Leberwurst und anderer Fleischwaren, mit dem Messer eine zeitraubende und mühselige Arbeit; sie wird aber durch die Aufschnittmaschine „Westfalia“ nicht allein leichter und schneller, sondern vor allen Dingen auch besser und sauberer besorgt. Mag das Schneidestück noch so groß sein, die Maschine schneidet stets eine vollkommen glatte und gleichmäßige Scheibe. Dadurch

werden diese ansehnlicher und appetitlicher, als wenn sie, mit dem Handmesser heruntergesäbelt, teils dick teils dünn ausfallen. Zeit ist Geld, das ist der Hauptvorzug der neuen Maschine, denn sie



Aufschnittmaschine „Westfalen“.

gewährleistet ein äußerst schnelles und tadelloses Arbeiten. Die Wurst- oder Fleischmasse wird einfach unter leichtem Druck mit

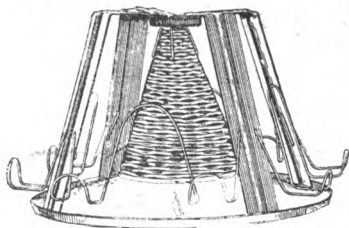


Neue Brotschneidemaschine.

der Hand über das in rotierender Bewegung befindliche und bis auf einen Teil der Schneide durch Platten abgedeckte Messer geführt und gestattet so ein überaus leichtes Abschneiden vollständig gleichmäßiger Scheiben. Es liegt auf der Hand, daß je glatter und gleichmäßiger die Scheiben sind, auch desto mehr aus einem Stück

herausgeschnitten werden kann. Durch die mit der Maschine zu erzielenden Ersparnisse werden die geringen Anschaffungskosten in kurzer Zeit wieder gedeckt. Ausführliche Auskunft über diese Maschine, sowie auch über eine neue Brotschneidemaschine, deren Abbildung wir vorstehend wiedergeben, über Konstruktion, Behandlung, Leistungen, Zweckmäßigkeit und so weiter, erteilt die herstellende Firma Schneidemaschinenfabrik Friedr. Graff Ges. m. b. H. in Witten a. d. Ruhr.

II. Toaster „Perfekt“. — Nie darf das geröstete Brot, der Toast, auf dem Tisch des Amerikaners und Engländer's fehlen. In Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, überall in Pensionen und Hotels, wo Engländer einkehren, wird daher der Bereitung des Toast die vollste Aufmerksamkeit geschenkt, die Bäckereien backen bereits hierzu besonders geeignetes Brot, ein



Toaster „Perfekt“.

Weißbrot, welches in Form eines regelmäßigen, länglichen Viereckes hergestellt wird, um so die für den Toast nötigen Scheiben bequem zu erhalten. Bis jetzt wurde der Toast mit einer Gabel am offenen Feuer hergestellt; es ist jedoch schon oft versucht worden, dieses sehr primitive

Verfahren zu verbessern und unserem modernen Zeitalter anzupassen, jedoch bisher ohne Erfolg. Endlich ist es jetzt der Firma Rudolf Meyding in Stuttgart, Rekenbergstraße 66, gelungen, einen in jeder Beziehung brauchbaren Toaster herzustellen, der, wie unsere Abbildung zeigt, an Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Handhabung ist folgende. Er wird auf den Gasherd gestellt, das Gas entzündet und bis zu fünf Stückchen Brot gleichzeitig aufgelegt, sobald das in der Mitte befindliche konische Drahtgesecht glühend geworden ist. In einer bis zwei Minuten ist ein Toast fertig, der selbst dem verwöhntesten Feinschmecker munden muß. Das Butterstreichchen hat, wie bekannt, erst zu erfolgen, nachdem die Brötchen geröstet sind. Da auch bei uns Röstbrot sich in der feinen bürgerlichen Küche von Tag

zu Tag mehr einbürgert, weil es viel leichter verdaulich ist, als ungeröstetes Brot, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der neue Apparat „Perfekt“ viele Liebhaber finden wird, da die Herstellung hiermit eine außerordentlich leichte ist. P. R.

Selbsterterbungen. — Die Geschichte berichtet von nicht wenigen Leuten, die dermaßen besorgt waren, man möchte ihnen nach dem Leben trachten, daß sie sich freiwillig zu Gefangenen machten, um ihren Feinden unerreichbar zu sein. In der Regel waren es Tyrannen von ungewöhnlicher Rücksichtslosigkeit gegen andere, die auf diese Weise die Rücksicht gegen sich selbst auf die Spitze trieben.

Ein solcher freiwillig Gefangener war Dionys I. von Sizilien, der Tyrann aus Schillers Ballade „Die Bürgschaft“. Infolge seiner zahlreichen Grausamkeiten lebte er in unaufhörlicher Furcht, ermordet zu werden. Um seinen Feinden das zu vereiteln, richtete er sich eine Wohnung ein, die nichts anderes war wie ein regelrechter Kerker. Kein Mensch durfte sich dieser traurigen Behausung auch nur nähern, ohne aufs strengste untersucht worden zu sein, ob er auch nicht Waffen irgendwelcher Art bei sich trage. Sogar seine Frau und seine allernächsten Verwandten mußten sich diese Durchsuchung gefallen lassen. Rund um sein Haus hatte er einen tiefen und breiten Wassergraben ziehen lassen, der nur durch eine Zugbrücke zu überschreiten war. Wollte er sich zur Ruhe begeben, so zog er die Zugbrücke hinter sich auf und war nun für etwaige Mörder unerreichbar. Denn ehe er schlafen ging, durchsuchte er in höchsteigener Person jeden Winkel seines Zimmers, um sicher zu sein, daß sich niemand darin versteckt habe; auch das raffinierte Verschließen und Verriegeln besorgte er selber. Damit die Leute, die ihm nach dem Leben trachteten, nicht etwa den Sklaven, der ihn rasierte, bestechen konnten, daß er ihm die Kehle durchschnitt, ließ er sich von seinen Töchtern Haupthaar und Bart zurechtmachen.

Nicht viel anders verfuhr im fünfzehnten Jahrhundert Ludwig XI. von Frankreich. Er wandelte sein Schloß Bessis les Tours zu einem großen Gefängnis um. Es wurde mit ungeheuren eisernen Palisaden umgürtet, mit Wachtürmen versehen, Fenster und Türen erhielten mächtige Eisengitter, und Bogenschützen

lauerten hinter den Schießscharten, um jeden niederzuschießen, der es wagte, sich in der Nachbarschaft sehen zu lassen. Der freiwillig Gefangene saß hinter diesen zehnfach versicherten Kerkermauern und hatte noch immer keine Ruhe. Eine Garde zu Pferde mußte unaufhörlich die Umgebung des Schlosses absuchen und jedes verdächtige Individuum niedermachen. Schade nur, daß sie dem bösen Gewissen ihres hohen Herrn nicht den Garauz machen konnten!

Aber noch bis in unsere Tage hinein treibt die Todesfurcht infolge vorhergegangener Untaten Leute, die auf den sonnenbeschieneenen Höhen des Lebens stehen und glücklich sein könnten, zur empfindlichsten Selbsteinkerlung. Greifen wir nur den Diktator von Paraguay heraus, Doktor Francia, der sich vom Advokaten zum Herrscher aufgeschwungen hatte und sich durch eine sechsundzwanzigjährige Schreckensregierung als solcher behauptete. Seine Biographen geben sehr anschauliche Berichte davon, wie dieser Mann von der bleichen Furcht in Fesseln geschlagen und gemartert wurde.

Der Despot bewohnte den Palast der Gouverneure von Paraguay. Um sich vor dem Eindringen von Meuchelmördern oder vor einem Überfall bewaffneter Haufen zu sichern, verlangte er, daß der Palast nach allen Seiten freigelegt werde. Alle Nachbarhäuser mußten also niedergerissen werden, denn er wollte einen freien Ausblick über die Umgegend haben. Nun lebte er in dem weitläufigen Gebäude, das ehemals ein fröhliches, elegantes Leben mitangesehen hatte, mutterseelenallein mit seiner Schwester und vier Dienern, einem Neger und drei Mulatten, deren Verlässlichkeit er erprobt hatte.

Stand der Diktator des Morgens auf, so brachte ihm der Neger einen Teekochapparat und einen Krug voll Wasser. In seiner Gegenwart mußte es in den Kessel gefüllt und erwärmt werden. Mit eigenen Händen bereitete er sich dann sein Lieblingsgetränk aus einem im Lande gebauten Tee. Hatte er das mehr als bescheidene Frühstück eingenommen, so rauchte er eine Zigarre, aber nur solche, die seine Schwester ihm selber gedreht hatte, und sogar die durchstach er vor dem Anzünden, um sich zu überzeugen, daß nichts Gefährliches darin sei.

Nunmehr wurden die Staatsgeschäfte erledigt. Waren Audienzen zu erteilen, was aufs äußerste beschränkt wurde, so mußte dabei eine Etikette beobachtet werden, die seine Angst vor dem Ermordetwerden auch dem Uneingeweihten deutlich offenbarte. Wer die Audienz nachsuchte, durfte sich dem Diktator nur bis auf sechs Schritte nähern, mußte die Arme schlaff am Körper herunterhängen lassen und die Finger spreizen, so daß klar ersichtlich war, er führe keine Waffe bei sich. Nicht einmal die Offiziere durften den Degen an der Seite haben, wenn sie bei ihm eintraten, denn jeder, der zu ihm kam, war in den Augen dieses bellagenswerten Mannes ein mutmaßlicher Mörder.

Am Nachmittag unternahm er einen Spazierritt, aber nie anders als umgeben von seinen waffenstarrten vier Dienern und selbst ausgerüstet mit einem Paar doppelläufiger Pistolen und einem scharfen Säbel. Auch in den Räumen, die er bewohnte, waren überall Waffen in greifbarer Nähe. Pistolen hingen an den Wänden und lagen neben ihm auf dem Tische. In jeder Ecke standen scharfgeschliffene Schwerter herum, die meisten nicht einmal in der Scheide.

Wollte er schlafen gehen, so sorgte er selber für die zweifellose Sicherheit des Palastes, indem er mit eigener Hand sämtliche Türen verschloß, verriegelte und verbarrikadierte.

In dieser Weise, gefesselt und eingekerkert aus freier Wahl, lebte und starb der Selbstherrscher von Paraguay. E. D.

Der Wald und die Quellbildung. — Unsere Kulturstaaten sind bereits seit Jahrzehnten mit einem Netz von Wetterwarten überzogen, die von geschulten Kräften bedient werden und deren Beobachtungsergebnisse schließlich an Zentralstationen gelangen, um die Grundlage zu bilden für streng wissenschaftliche Forschungen über Veränderungen und Erscheinungen in der Atmosphäre. Jahrelange genaue Naturforschungen haben nunmehr zweifellos ergeben, daß nicht, wie es bisher landläufige Meinung war, der Wald selbst oder vielmehr der Holzbestand, sondern die *Streudecke* des Waldes der eigentliche Quellenspender des bewaldeten Gebirges ist. In oberen Lagen wirkt das Vorhandensein des Waldes auf den Wasserstand der Quellen keineswegs günstig. Der Fichtenwald in der Ebene verringert sogar den Wassergehalt

der Quellen. Unbedingt nützlich ist der Quellbildung das Vorhandensein des Waldes nur auf geneigten Flächen und auch da allgemein nur dann, wenn er im Vollbesitz seiner Streudecke bleibt. Die Entziehung der letzteren ist im Gebirgswald gleichbedeutend mit einer Vermehrung des oberflächlichen Wasserabflusses, also mit einer Erhöhung der Überschwemmungsgefahr, und gleichbedeutend mit einer Verminderung der Wasserzufuhr zu den Quellen und einer Erniedrigung des Wasserstandes der Bäche und Flüsse.

Wenn der Wald überhaupt in dieser Hinsicht einen günstigen Einfluß ausübt, so kann er es nur, indem er auf geneigten Flächen den oberirdischen Wasserabfluß verhindert. Das aber wird ihm nur möglich, wenn ihm seine Streudecke an den Berglehnen erhalten bleibt. Diese Lagen sind eine hervorragende Eigentümlichkeit des Gebirgswaldes. Sie herrschen im Gelände um so mehr vor, je weiter wir in den Gebirgen in die Höhe steigen und je mehr wir uns jenen Höhenlagen nähern, in welchen so viel Wasser fällt, daß auch noch etwas für die Quellen übrig bleibt, was in den erheblich wärmeren Tieflagen mit starker Verdunstung nur ausnahmsweise der Fall ist. In unseren bewaldeten Mittelgebirgen ist es, wo die Mehrzahl unserer deutschen Flüsse und die Mehrzahl der Quellen und Bäche entspringt, welche wasserreich genug sind, um der Landwirtschaft und Industrie dienstbar zu werden. Diese Gebirge bestehen weitaus vorherrschend aus geneigten Flächen, welche aber als Quellenspenden nur wirksam sein können, wenn sie mit einer reichlichen Streudecke versehen sind, die wie ein Schwamm alles auf die Bodenoberfläche gelangende Wasser so lange zurückhält, bis der Boden Zeit gefunden hat, es aufzusaugen.

Die Streudecke des Gebirgswaldes ist also in mehrfacher Richtung für den Haushalt der Natur von größter Wichtigkeit: sie düngt, wärmt und lockert den Waldboden, um ihn als Nährboden und Keimbett für die Riesen der Pflanzenwelt, unsere Waldbäume, geschickt zu machen; sie bietet einem zu raschen Wasserabfluß ein wirksames mechanisches Hindernis, und bildet das große Wasserreservoir, welches die Quellen unserer Flüsse speist.

Die Odlandausforstungen, wie sie von den Regierungen aller Kulturstaaten heute in verdienstvoller Weise angestrebt werden, haben also nicht nur die notwendige Vermehrung der Holzherzeugung

im Auge, sondern, soweit geneigte Flächen in Frage kommen, auch die Speisung der Quellen und die Verminderung der Überschwemmungsgefahr durch die mit dem Holzbestand sich gleichzeitig entwickelnde Streudecke des Bodens. — Möge sie dem Wald unverkürzt erhalten bleiben! C. B.

Wie die Farbenblindheit entdeckt wurde. — Daß solch ein Zustand wie die Farbenblindheit besteht, wußte man früher überhaupt nicht. Einem Zufall verdanken wir, wie so häufig, auch diese Entdeckung.

Der hochberühmte englische Chemiker John Dalton wurde als Professor an das königliche Institut von Manchester berufen. Um bei seiner ersten Vorlesung im Jahre 1793 der Würde des Amtes entsprechend aufzutreten, reiste er nach London und bestellte sich bei einem der dortigen Schneider einen Anzug. Da er der Quäkergemeinde angehörte, suchte er sich unter den ihm vorgelegten Stoffen einen aus, den er für gelblichgrau hielt, denn das war die Farbe, in der die Herrenanzüge der Quäker gefertigt wurden. Wahrscheinlich hat er dem Schneider ebensowenig gesagt, daß er ein Quäker war, wie auch, daß er in dem neuen Anzuge seine Antrittsrede als Professor halten wollte. Der Mann machte ihm also unbeanstandet den bestellten Anzug aus dem ausgewählten Tuche.

Als nun aber der neue Professor in seinem Kostüm vor seinen Studenten erschien, waren diese nicht wenig verblüfft. Der Gelehrte war von Kopf bis zu Fuß in flammendes Scharlachtuch gekleidet! Es wurde seinen Freunden sehr schwer, ihn von dieser Tatsache zu überzeugen. Er glaubte steif und fest, sein Anzug sei „quäkergrau“, denn seinen Augen erschien er so. Nur das übereinstimmende Urtheil der einwandfreiesten Zeugen brachte ihn zu der Erkenntnis, daß sie an dem Stoffe eine andere Farbe sahen wie er, daß sein Auge also mangelhaft gebildet sein müsse. Damit war die Farbenblindheit entdeckt.

Es ist seitdem durch sorgfältige Untersuchungen festgestellt worden, daß die Farbenblindheit eine sehr häufig auftretende Erscheinung ist, daß sie in verschieden hohen Graden vorkommt, und daß sie erblich ist, so gut wie Kurzsichtigkeit oder andere Gebrechen des Auges.

Daß Leute, die mit diesem Übel behaftet sind, sich davon durchaus nicht wollen überzeugen lassen, kommt sehr oft vor. Sie selber merken ihren Mangel am wenigsten. Ein interessantes Beispiel dafür ist ein namhafter Bildhauer, der sich in seiner Jugend der Malerei gewidmet hatte. Nach der zeichnerischen Seite hin waren seine Gemälde vollkommen. Mit Bezug auf die Farbenanwendung aber stand der Beschauer nur immer kopfschüttelnd davor. Es waren vollkommen unmögliche Farben, die er seinen Gegenständen gab. Als das Hänfeln und Kritifizieren darüber kein Ende nahm, entschloß er sich widerwillig, den Pinsel mit dem Meißel zu vertauschen. Er erreichte als Bildhauer Großes. Davon aber, daß er farbenblind sei, hat man ihn nie zu überzeugen vermocht.

Kenner behaupten, daß auch den Geistesprodukten mancher sehr berühmter Schriftsteller unverkennbar Farbenblindheit anzumerken sei. Schon die auffällige Armut ihres Vortrages für Farbenbezeichnungen beweise das.

Ein ganz auffallendes Beispiel von diesem Mangel sowohl wie davon, daß der damit Behaftete keine Ahnung von seinem Gebrechen hat, gibt Dr. Gavanell in einem Privatbriefe zum besten. Es heißt da: Ich saß mit Freund C. in einem Pariser Restaurant. Ihm fiel ein, daß er notwendigerweise auf der Stelle einen Bericht schreiben müsse, und er ließ sich vom Kellner Schreibutensilien bringen. Wie man das hier in solchem Falle öfter erleben kann, brachte der Mann die Tinte aus Mangel an einem richtigen Tintenfaß in einem Weinglase. Mein Freund schrieb sehr eifrig; ich saß bei meinem Glase Burgunder und beobachtete ihn mit Interesse. Er hatte vor sich zwei Weingläser stehen, eines mit Wein, eines mit Tinte. Da fiel mir nun auf, daß er seine Feder bald in die Tinte, bald in den Wein tauchte und weiter schrieb, ohne das Dunkler- oder Blässerwerden seines Geschreibfels zu bemerken. Ich lachte innerlich über einen solchen Grad von Verfunkenheit, bis ich schließlich sah, daß er nach dem Tintenglase griff, um daraus zu trinken. Da hielt ich lachend seine Hand fest und sagte: „Mensch, was machen Sie denn? Sie wollen doch nicht Tinte trinken?“ Ganz erstaunt betrachtete er die beiden Gläser und sagte dann: „Wie in aller Welt soll ich nun wissen,

was Wein und was Tinte ist? — „Ah, ich hab's,“ unterbrach er sich, „man braucht ja nur daran zu riechen.“ — Ich lachte und meinte, die Farbe verriete es doch auch, ohne daß man diese Umstände machen müßte. Er aber erwiderte bestrebt: „Die Farbe? Eines sieht doch genau aus wie das andere!“ — Erst glaubte ich, er mache nur Spaß; aber es war Tatsache, für ihn sah eine der Flüssigkeiten aus wie die andere. Ich stellte ihn verschiedentlich auf die Probe und fand dadurch meinen Verdacht ganz und gar bestätigt: der Mann ist vollkommen farbenblind. Seitdem ich das weiß, habe ich für manche Eigentümlichkeiten in seinen Natur-
schilderungen erst das volle Verständnis. C. D.

Auch ein Musiker. — Der berühmte französische Dramatiker Sardou gehörte zu den regelmäßigen Besuchern eines der großen Pariser Cafés am Boulevard des Italiens. Fast ebenso regelmäßig erschien daselbst ein alter Musikant. Er näherte sich höchst bescheiden den Herren, die vor dem Kaffeehause saßen, und redete sie demütig an: „Meine Herren, ich spiele Klarinette und würde gern ein Stück vor Ihnen spielen, aber ich fürchte, die Herren lieben mein Instrument nicht besonders.“

Schüchtern hielt er ihnen als Beweis, daß er auch ohne gespielt zu haben Zahlung annehme, die offene Hand hin. Man ehrte des Mannes und das eigene Gefühl und zahlte recht gern. So trieb es der Mann fast täglich und stand sich nicht schlecht dabei.

Da sagte eines Tages Sardou zu ihm: „Nun habe ich Sie und Ihr Instrument oft genug gesehen, zeigen Sie doch einmal, was Sie können und spielen Sie uns ein recht schönes Stück.“

„Ach, Herr, ich spiele leider sehr schlecht!“ klagte der Klarinettist.

„Schadet nichts, spielen Sie nur drauf los!“

„Ach, ich bin ein unglücklicher, armer Mann,“ entgegnete jetzt der andere in höchster Verlegenheit, „ich muß gestehen, daß ich gar nicht Klarinette spielen kann; ich benütze sie nur als Schreckmittel!“ C. I.

Selbstpeinigung der Jogins in Indien. — Die meist fälschlicherweise Fakire genannten indischen Jogins sind eine Sekte von religiösen Schwärmern, die durch Abtötung der menschlichen Leidenschaften die Erlösung aus der Erbärmlichkeit des irdischen Daseins erstreben. Diese gewaltsame Abtötung des Fleisches ist in Indien

uralt, wurde zwar vom Buddhismus verworfen, aber von den verschiedenen brahmanischen Konfessionen bis heute beibehalten. Der Trieb der Joginā, für ihren Glauben Anhänger zu gewinnen, hat den ursprünglichen Charakter des „Jogashystems“ entwertet, da ihre Askese oft genug zur Schaustellung benutzt wird. Zwei

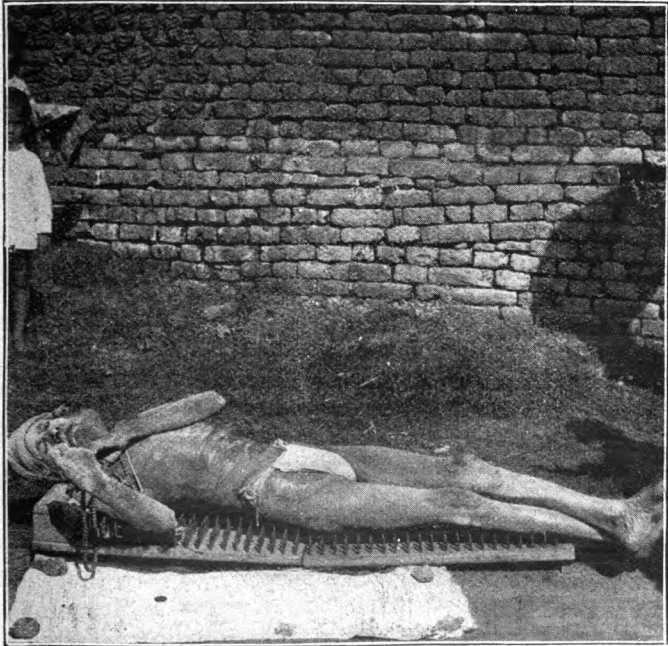


From Stereograph Copyright Underwood & Underwood, London and New York.

Jogin zwischen den fünf Feuern.

solcher Asketen sind jüngst photographiert worden. Der eine vollzieht die „Askese der fünf Feuer“. Die Feuer bedeuten die verzehrende Macht der durch die fünf Sinne entfachten Leidenschaften. Nackend bis auf den Kopf, der dicht mit einem Tuche verhüllt ist, setzt sich der Jogin an einem Orte im Freien zwischen vier Feuer, während als fünftes die Sonnenglut gilt, die vom Himmel niederfengt.

Unser zweites Bild zeigt einen Jogin, der auf einem mit Nägeln gespikten Brett liegend sein Dasein verbringt. Andere Selbstpeinigungen der Jogins bestehen darin, daß sie einen Arm in die Höhe halten, bis er in dieser Stellung festgewachsen ist, oder in die Luft starren, bis die Augenmuskeln steif werden, oder sich



From Stereograph Copyright Underwood & Underwood, London and New York.

Auf Nägeln schlafender Jogin.

die Nägel durch die geballten Hände wachsen lassen und so weiter. Seit wir mit der Natur gewisser Geistes- und Nervenkrankheiten, mit Hypnose und Autosuggestion besser bekannt sind, haben auch diese befremdlichen Erscheinungen für uns nichts Unbegreifliches mehr, und die Ruhe der Jogins, mit der sie die außerordentlichen Selbstqualen tragen, ist erklärlich. Von alters her verfügen die

Jogins über die geheime Wissenschaft, wie man durch hypnotische Übungen, andauerndes Zurückhalten des Atems, besondere Stellungen das physische Empfindungsleben abschwächen, ja abtöten kann. Diese Wissenschaft hat manche Anhänger der Joga lehre verführt, sich als Gaukler und Wundertäter hervorzutun. Im Jahre 1896 erregten auf der Pester Jubiläumsausstellung zwei abwechselnd in einem Glasfarge schlafende Jnder großes Aufsehen, die jedoch bald als Schwindler entlarvt wurden. Tatsächlich aber verfügen einzelne besonders geschickte Jogins über ein altererbtes Verfahren, sich durch Selbsthypnose und allerlei Hilfsmittel in den Zustand des Scheintods zu versetzen, sich dann für längere Zeit lebendig begraben zu lassen, um nachher von ihren Schülern wieder ins Leben zurückgerufen zu werden. Der als Leibarzt des Maharadscha in Lahore lebende Osterreichler L. Hönigberger hat das Verfahren in seinem ursächlichen Zusammenhang aufgedeckt. Zunächst löst sich der betreffende Jogin das Zungenbändchen, dann trainiert er nach alten Vorschriften die Zunge, daß er sich mit ihr den Schlund verstopfen und das Atmen verhindern kann. Dann reinigt er durch allerlei Prozeduren seine Eingeweide, worauf alle Körperöffnungen mit Wachsstopfeln geschlossen werden. Der nun totenähnliche Körper wird, von Leinen umhüllt, in einen Sarg gelegt, der wohlverschlossen in einem kühlen unterirdischen Raume aufgestellt wird. Der berühmte Jogin Haridas brachte in vier Fällen je drei, zehn, dreißig und vierzig Tage im Grabe zu. Seine Schüler brachten ihn aber jedesmal ins Leben zurück, indem sie ihn aus dem Sarge nahmen, mit warmem Wasser begossen, einen heißen Weizenmehlteig auf seinen Scheitel legten, den Mund gewaltsam öffneten, die Zunge hervorzogen und zerlassene Butter auf seine Augenlider und Zunge brachten. Nach der Ansicht von Braid handelt es sich um einen scheintodartigen Zustand mit minimaler Atmung, der durch Selbsthypnotisierung eingeleitet wird, wobei nach Ansicht Kuhns ein Hanfpräparat mit Bilsenkraut und Stechapfel mitwirken soll. B. S.

Freigebigge Verbrecher. — Die Zeiten des heiligen Crispin, der bekanntlich Leder stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen, sind noch nicht vorüber; heute noch wird gestohlen und betrogen, um anderen Wohlthaten erweisen zu können.

Mehrere Krankenhäuser in Italien verdanken ihre Gründung einem berühmten Schwindler namens Roselli, der kein anderes Ziel zu kennen schien, als armen Kindern Wohlthaten zu erweisen, die ebenso wie er selbst verkrüppelt waren. Ursprünglich besaß er ein kleines Vermögen, das er bei seinen Wohlthätigkeitsbestrebungen vollständig ausgab. Nun verfiel er auf eine Reihe riesenhafter Schwindeleien, die ihm Hunderttausende einbrachten, welche er aber ausschließlich zum Besten der Armen verwandte. Die Uneigennützigkeit seiner Handlungsweise geht klar aus der Thatfache hervor, daß er mehr als bescheiden lebte, während er fast den ganzen Ertrag seiner Schwindeleien für wohlthätige Werke spendete. Hunderte von verkrüppelten und anderen leidenden Kindern lernten seinen Namen segnen, und es wurde in öffentlicher Gerichtsverhandlung festgestellt, daß er zwischen anderthalb bis zwei Millionen Lire verschenkt habe, um das Schicksal der Nothleidenden zu lindern.

Während seiner verhältnismäßig kurzen „Laufbahn“ verausgabte ein englischer Eisenbahnkassier namens Redpath, der seine Direktion um fast 250,000 Pfund betrog, einen bedeutenden Teil dieser Summe für wohlthätige Zwecke. Er führte ein Doppelleben und trat außerhalb der Bureaustunden als bedeutender Finanzmann auf, so daß ihn seine Bekannten fortwährend veranlaßten, zu frommen Werken sein Scherflein beizutragen. Er half anderen in der freigebigsten Weise, schenkte Bettlern selten weniger als ein Pfund Sterling, und machte von Zeit zu Zeit in den ärmsten Vierteln von London Besuche, wobei er große Summen zurückließ. Allerdings vollführte er seine Schwindeleien nicht allein zu dem Zweck, wohlthätig zu sein, sondern um selbst ein luxuriöses Leben zu führen; doch in der Verhandlung stellte es sich heraus, daß er von den Zinsen des Geldes, das er fortschenkte, bequem hätte leben können.

Direkt aus philanthropischen Motiven geriet ein berüchtigter Einbrecher, John Palmer, auf die Bahn des Verbrechens, denn er selbst lebte mehr als einfach, schenkte alles weg, was er stahl, und darf den Ruhm in Anspruch nehmen, daß er der erfolgreichste Einbrecher Englands gewesen ist. Er stahl mehr als 100,000 Pfund Sterling zusammen und schenkte alles den Armen. Die Stadt Norwich, wo er lebte, schuldet ihm eine tiefe Dankbarkeit,

dem die Spenden, die er dieser Stadt-gemacht, betragen über 30,000 Pfund. Kein Unglücksfall wurde ihm je bekannt, ohne daß er sofort helfend eingriff; namentlich die Armen und Verküppelten erregten sein Mitleid, und er soll allein an Hospitäler und Lazarette mehr als 50,000 Pfund Sterling verschenkt haben.

Auch einen berühmten belgischen Bankräuber, einen gewissen Kint, der ein belgisches Bankhaus um fast eine Million bestahl, trieb die Liebe zur Philanthropie auf die Bahn des Verbrechens. Er hatte den Ehrgeiz, als großer Menschenfreund genannt zu werden, doch als armer Bankbeamter hatte er dazu keine Mittel und wollte deshalb durch gewagte Spekulationen reich werden. Als er sein ganzes Geld an der Börse verloren, bestahl er seine Chefs, bezahlte mit dem Gelde seine Schulden und blieb, da der erste Streich so gut gelungen war, dem Verbrechen treu. Er fand es verhältnismäßig leicht, sich auf diese Weise große Summen Geldes anzueignen, und stahl weiter, nicht allein, um seine Verluste zu bezahlen, sondern auch um als Leuchte der Philanthropie zu gelten, wobei er immer weiter spekulierte, um die Zwangsanleihen, die er in der Bank-vornahm, eines Tages zurückzahlen zu können. Fortuna erklärte sich indessen gegen ihn, und eines Tages erwachte er mit der Gewißheit, seiner Firma etwa eine Million unterschlagen zu haben, die er niemals mehr zurückzahlen konnte. Da die Entdeckung unvermeidlich war, so floh er, wurde gefaßt und zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Auch der berühmte französische Defraudant Milreau, der eine Zeitlang in den besten Familien Frankreichs verkehrte und ein bedeutendes Vermögen besaß, bevor ihn der Panamaskandal ruinierte und auf die schiefe Ebene trieb, war der beste Freund der Pariser Bettler und wurde nur, um den Armen zu helfen, ein gewerbsmäßiger Dieb. Er beging in den elegantesten Straßen von Paris Taschendiebstähle und schenkte Abends das erbeutete Geld dem ersten besten Bettler, dem er begegnete. Jahrelang setzte er dies Verfahren fort, ohne jemals Verdacht zu erregen, und nur durch einen Zufall fiel er schließlich der Polizei in die Hände. Als man seine Wohnung durchsuchte, fand man dort einen Haufen leere Börsen, und es stellte sich heraus, daß er Hunderte von Uhren und Busennadeln gestohlen hatte, während er

selbst als ehrenwerter Mann von den wenigen Franken lebte, die er aus dem Schiffbruch seines Vermögens gerettet hatte. L—n.

König und Schuhflider. — Nach der Einnahme von Schweidnitz am 9. Dezember 1762 eilte Friedrich der Große in großen Tagemärschen, ohne auch nur ein einziges Mal Rasttag zu halten, nach dem Sächsischen Erzgebirge, wo sein Bruder Heinrich durch den österreichischen General Serbelloni hart bedrängt wurde. Als er gleich bei seiner Ankunft eine Musterung seiner Regimenter vornahm und an einer Front entlang schritt, sah er, daß ein alter Fahnenschmied ihm unverwandt auf die Füße blickte.

„Was hat Er an mir auszusehen?“ fragte ihn Friedrich.

„Es wird Zeit,“ sagte der Alte, „daß Eure Majestät Frieden machen, denn mit den Stiefeln geht das wohl nicht lange mehr!“ Dabei deutete er auf die Stiefel des Königs, die vorn aufgesplagt waren.

„Dafür wird's doch wohl auch noch einen Doktor geben,“ entgegnete der König und erkundigte sich, ob kein Schuster unter den Soldaten sei. Es meldete sich der Regimentsfattler, der im Nothfalle die Stelle eines Schuhfliders zu vertreten pflegte, mit dem Anerbieten, die Stiefel des Königs, so gut er vermöchte, auszubessern.

Dem Sattler wollte jedoch die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen, und ungeduldig saß der König in Strümpfen auf einem Feldstein und sah der Fliderei zu. Endlich rief er: „Och Er nur her, es muß auch so gehen!“

Der Sattler ließ sich aber nicht beirren und sagte: „Eure Majestät befinden sich jetzt in meiner Gefangenschaft und müssen sich noch fünf Minuten gedulden. Seien Sie froh, daß nur der Stiefel und nicht das Bein zu kurieren ist, das würde noch viel länger dauern.“

„Na, werde Er mir nur nicht gleich ungnädig,“ sagte Friedrich lachend. „Ich merke wohl — Schuster und Doktors verstehen keinen Spaß, wenigstens solange man unter ihren Händen ist.“

Nach fünf Minuten hatte der König die Stiefel wieder an den Füßen. Er reichte dem Sattler die Hand und sagte: „Wenn wir wieder in Berlin sind, dann soll Er mein Hofschuster werden!“ C. L.

Abstehende Ohren. — Nicht minder als eine mißgestaltete oder zu große Nase tragen auch abnorme Proportionsverhältnisse der

Ohrmuscheln zur Verunschönung eines Menschenantlitzes bei. Die Ohrmuschel des Menschen darf im Verhältnis zum Umfange des Schädels und zur Form des Gesichtes nicht zu groß sein, muß eine gefällige, länglich-ovale Gestalt haben, je zierlicher desto schöner, und darf vor allen Dingen nicht nach vorn gerichtet sein oder, wie man allgemein für diese Erscheinung sich auszubrüden pflegt, nicht vom Kopfe abstehen. Abstehende Ohren wirken um so unschöner, weil sie meist zugleich auch einen mehr oder minder vergrößerten Umfang aufweisen und auch in der Gestaltung mancherlei Unebenheiten zur Schau tragen.

Bei dem ziemlich häufigen Vorkommen dieses Schönheitsfehlers muß man sich nun darüber wundern, daß so wenig zur Abänderung desselben getan wird, obwohl es doch Mittel und Wege genug gibt, diesem Übelstande abzuhelpen. Ebenso wie man heutzutage mißgestaltete Nasen umformen und unförmig große Riechorgane in kleinere, ebenmäßigere Gebilde umwandeln kann, so ist man auch in der Lage, abstehende Ohrmuscheln zu regulieren, ihnen eine andere Stellung zu geben und auch in der Größe und Form wesentliche Veränderungen eintreten zu lassen.

Abstehende Ohren werden zum Teil mit zur Welt gebracht, in vielen Fällen aber erst erworben, und zwar meist in den ersten Lebensjahren, entweder durch das Tragen von unzumutbaren und schlecht sitzenden Kopfbedeckungen oder durch unrichtige Kopflagen während des Schlafes oder durch häufiges Zerren und Zausen an den Ohrmuscheln und ähnliche von außen kommende Einflüsse, denen diese Gebilde infolge ihrer Lage und Stellung so sehr leicht ausgesetzt sind. Häufig entwickeln sich aber auch Größenveränderungen am äußeren Ohr infolge von tiefergreifenden entzündlichen Prozessen der Ohrmuscheln, besonders von solchen, welche mit Borken- und Geschwürbildungen einhergehen und chronische Schwellungszustände oder Substanzverluste hinterlassen, ferner durch schlechte Vernarbung nach vorausgegangenen Verletzungen oder Verbrennungen der Ohrmuscheln, endlich auch durch Erfrierungen derselben.

Solche Unschönheiten und Entstellungen lassen sich, da sie unbedeckte und schwer bedeckbare Körperteile betreffen, auch sehr

schwer verbergen. Das einzige wäre, daß weibliche Wesen, die an solchen Schäden leiden, ihre Haarfrisur so einrichten, daß die entstellenden Ohrmuscheln dadurch verdeckt werden. Sehr vorteilhaft wirkt ja eine so hergerichtete Haartracht nun gerade auch nicht, aber vielleicht immer noch besser als häßliche Ohrmuscheln.

Es ist jedenfalls als eine dankenswerte Errungenschaft der medizinischen Wissenschaft zu begrüßen, daß sie Mittel und Wege gefunden hat, auch solche Schäden zu bessern und an Stelle von häßlichen Ohren die leidende Menschheit mit gefälliger aussehenden Hörmuscheln zu beglücken.

Abstehende Ohren kann man, zumal wenn sie im kindlichen Alter oder bei jugendlichen Individuen vorhanden sind, häufig schon dadurch regulieren, daß man sie durch Festbinden oder durch elastische Druckvorrichtungen an die Kopfwand anlegt und sie durch fortgesetzte tägliche Wiederholung dieser Manipulation, welche am zweckmäßigsten während der Zeit des Nachtschlafes vorgenommen wird, allmählich an eine andere, mehr anliegende Stellung zu gewöhnen sucht. Oft genügt schon ein einfaches, etwa drei Finger breites Band, welches über den Kopf hinweg von oben nach unten über beide Ohren gebunden wird, oder bei kleinen Kindern ein die Ohren bedeckendes anschließendes Mützchen, welches mit zwei Bändern unter dem Kinn befestigt wird. Es sind aber auch für diese Zwecke besondere Apparate konstruiert worden in Form von Druckbandagen oder federnden Bügeln, welche, über den Kopf laufend, mit zwei Pelotten versehen sind, die auf die Ohrmuscheln zu liegen kommen und diese an die Kopfwand andrücken. Alle diese Manipulationen sind natürlich nur dann von Nutzen, wenn sie in der frühesten Zeit der Entwicklung und des Wachstums angewandt und mit gründlicher Ausdauer und Regelmäßigkeit durchgeführt werden. Bei älteren Leuten werden diese Maßregeln nicht mehr viel fruchten, weil nach vollendetem Wachstum die Weichteile nicht mehr die gehörige Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit besitzen, um sich an eine andere Lage oder Stellung zu gewöhnen. Da muß man schon zu anderen Mitteln greifen, um eine abstehende Ohrmuschel in eine mehr anliegende Position zu bringen.

Die moderne Chirurgie bedient sich dazu eines operativen Eingriffes, welcher ebenso ungefährlich als leicht und schmerzlos ausführbar ist. Man macht zu diesem Behufe hinter dem Ohr in der Furche zwischen Ohrmuschel und Kopfhaut längs der Furche einen den Verhältnissen angemessenen schmalen, mondichelförmigen Hautausschnitt und näht die freien Hautwundränder mittels Katgutnaht fest aneinander. Dadurch wird die Ohrmuschel mehr nach hinten und an die Kopfwand herangezogen und kann nach der Vernarbung der Wunde auch nicht wieder in ihre frühere absteigende Stellung zurückkehren. Der Eingriff ist, da er unter örtlicher Anästhesierung der betreffenden Hautpartien vorgenommen wird, kaum schmerzhaft, und die Heilung erfolgt schon im Laufe von sechs bis acht Tagen. Diese Operation genügt in allen Fällen, in denen der Knorpel der Ohrmuschel noch weich ist; ist dagegen der Knorpel hart, so ist es erforderlich, noch ein Stück desselben in Form eines flachen Halbmondes aus der Ohrmuschel, natürlich unter Schonung der vorderen Haut derselben, zu entfernen und dann erst die Vernähung folgen zu lassen. Es werden durch diese Heilmethode stets einwandfreie Dauererfolge erzielt.

Übermäßig große Ohrmuscheln werden dadurch verkleinert, daß man entweder einen den Größenverhältnissen entsprechenden Keilausschnitt aus der Ohrmuschel macht, dessen Basis am äußeren Rande liegt und dessen Spitze nach dem Ohreingang zu gerichtet ist, und die dadurch entstandenen freien Wundränder durch Naht vereinigt, oder man nimmt eine Umschneidung der Ohrmuschel vor, indem man am äußeren eingeklempten Rande längs desselben bis zum Ohrläppchen einen Einschnitt macht, die Haut der Vorder- und Rückseite vom Knorpel abpräpariert, den überflüssigen Knorpel wegschneidet und die abgelösten Hautlamellen ebenfalls so zurechtschneidet, daß man sie über den Knorpelrand hinweg zu einer möglichst in der Furche liegenden und dadurch nicht sichtbaren Naht vereinigen kann. In ähnlicher Weise verfährt man, um Verunstaltungen der Ohrmuschel, welche meist auch am äußeren Rande derselben sich befinden, auszugleichen. Dr. Sch.

Geschlechtstalismane werden in vielen adeligen Häusern noch heute als kostbare Erbstücke aufbewahrt. Gewöhnlich sind es Becher, Ringe oder dergleichen, die der Sage nach von Zwergen

oder Feen einem Ahnen des Hauses geschenkt sein sollen, oder auf andere geheimnisvolle Weise in den Besitz des Geschlechts gekommen sind. So bewahren die Beltheim auf Harbke einen altertümlichen Ring, den einst ein unbekannter Pilger einem Edelräulein des Hauses geschenkt hat. Das Kleinod ist sehr groß und weit, aus gutem Dukatengold geschmiedet und nach außen nicht abgerundet, sondern kantig. Es besteht aus zwei Oberteilen von Drachen, die einen achteckigen Spitzdiamanten halten. Zur Seite desselben stehen kleine schwärzliche Stahlkrosen, deren Kelch durch Rubinen angedeutet wird. Auf der Innenseite des Ringes läuft in fremdartigen Lettern die bis heute noch nicht enträtselte Inschrift hin: „Gug Gug Baltebani Alpha et Omega Ezer ave Eger Ave Eagam.“ Als erster Träger des Ringes wird Rüdiger v. Beltheim (1119—1195), Erzbischof von Magdeburg, genannt. Auf Schloß Harbke findet sich heute noch das Bild eines Burchhard v. Beltheim, der den Ring am Finger trägt. Seine beiden Söhne Jofias und Gottschalk teilten das Kleinod. Jofias erhielt den Stein, Gottschalk behielt den Ring ohne den Diamanten. Von nun an traf Unheil über Unheil das Haus, bis 1681 die Gottschalksche Linie ganz erlosch. Jetzt beschloßen zwei Frauen, Armgard Amalie v. Beltheim, geb. v. Wartensleben, und Helena v. Pful, geb. v. Beltheim, Ring und Stein wieder zu vereinen. Kaum war es geschehen, hielt das Unheil inne. Der Ring wird bis heute auf Schloß Harbke aufbewahrt.

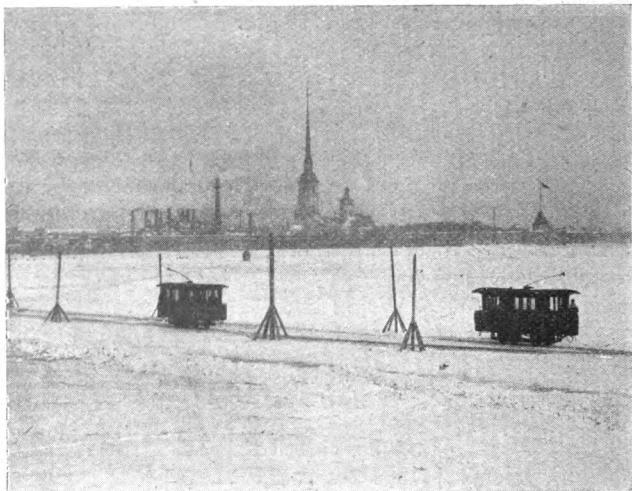
Eine Gabe der Zwerge sind die beiden Kristallgläser der Grafen von der Assenburg auf Falkenstein im Seltetal. Ursprünglich waren es drei. Das eine wurde bei einem Trinkgelage auf Schloß Wallhausen in Thüringen mutwillig zerbrochen — am nächsten Tage ertranken zwei Brüder von der Assenburg in der Helme. Von den übriggebliebenen Kristallen hütet man den einen auf der Assenburg, den anderen auf einem Schloß in Westfalen.

Auch die Puttkamer auf Pansin in Pommern haben es erfahren, daß der Geschlechtstalisman gehütet werden muß. Als von ihren drei goldenen Ringen, dem Geschenk einer Nixe, einer verloren ging, barst die Grundmauer auf Schloß Pansin. Die beiden übrigen Schmuckstücke wurden darauf im Schlosse eingemauert.

Die Grafen v. Ranpau haben ebenfalls drei Stücke, eine goldene

Spindel, einen Becher und einen Hering. Die Haugwitz in Schlesien machen ihr Bestehen abhängig von einer Perlenkette. Als ein Haugwitz eine Perle zererschlug, um ihre Bestandteile zu prüfen, barst sein Schloß Wartenberg von der Grundmauer bis zur obersten Zinne. So meldet die Sage. D. C.

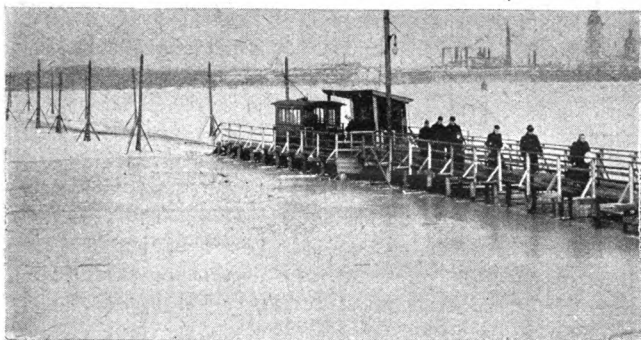
Die elektrischen Bahnen in St. Petersburg über das Eis der Newa. — St. Petersburg breitet sich auf dem linken Ufer und verschiedenen Inseln der Newa aus, die von deren Mündungsarmen



Eine Weiche der elektrischen Bahn auf der zugefrorenen Newa in St. Petersburg.

umflossen werden. Diese Arme sind die Große und die Kleine Newa, die Große, Kleine und Mittlere Newka, wozu noch über zwanzig Kanäle kommen. Natürlich spielen im Verkehr der großen Stadt die Brücken über diese zum Teil sehr breiten Wasserstraßen eine ganz bedeutende Rolle, und es gibt deren über hundertfünfzig. Aber nur wenige davon sind feste Brücken aus Stein oder Eisen; die meisten Brücken über die Newa und ihre Arme sind Schiffbrücken, die während des Eisganges abgefahren werden. Nach dem Zufrieren des Stromes,

das oft schon Ende Oktober und außerordentlich schnell erfolgt, dient die weite Eisfläche selbst dem Verkehr zwischen den verschiedenen Stadtteilen, und zwar dient sie von alters her nicht nur den Fußgängern, sondern auch dem Wagenverkehr. Diese Eigentümlichkeit hat sich natürlich der Ausbau des Trambahnnetzes



Kopfstation der elektrischen Bahn auf der zugefrorenen Neva in St. Petersburg.

zu nütze gemacht, und seitdem die Straßenbahn in St. Petersburg elektrisch betrieben wird, findet auch ein reger elektrischer Wagenbetrieb über die Neva statt. Entlang den Schienengleisen sind zur Beleuchtung der Fahrt Pfähle mit elektrischen Lampen errichtet. Vor Beginn des Eisgangs im Frühling wird rechtzeitig der ganze Apparat abgebrochen. Katastrophen treten dabei kaum ein. Mit der wärmer werdenden Sonne sammelt sich Schneewasser auf dem Eise. Solange dieses sichtbar bleibt, ist keine Gefahr; aber wenn das Wasser verschwindet und die Oberfläche grau wird, dann steht der Eisbruch bevor, und die elektrische Bahn verschwindet. J. P.

Der Wechsel der Zeiten. — Professor Mendel ist einer der humorvollen Mediziner, welche ihren Hörern ab und zu den Ernst der Wissenschaft durch erheiternde Anekdoten würzen. Bei einem seiner Vorträge über „Psychiatrie des Trunkes“ begann er nach Neujahr mit den Worten: „Meine Herren, wir fahren heute damit fort, womit wir das alte Jahr beschlossen haben, nämlich mit den

berauschenden Getränken.“ In einer anderen Vorlesung schloß er mit einer Anekdote, die „den Wechsel der Zeiten“ im Orient in humoristischer Weise charakterisiert. „Ein Studentkollege und ich,“ so erzählte der Professor, „waren gute Freunde gewesen. Wir hatten uns lange Jahre nicht gesehen, denn der Beruf führte uns auseinander. Vor einigen Jahren auf einer Reise nach dem Orient treffe ich nun unerwartet meinen lieben Freund. Er war Direktor eines Irrenhauses in Konstantinopel. Er führte mich durch seine Anstalt und sagte zum Schluß: ‚Lieber Mendel, vor zwanzig Jahren hatte ich meist vom Opiumrauchen irrsinnige Muselmänner und ein paar durch Säuferwahnsinn toll gewordene Europäer. Heute habe ich zum guten Teil vom Opiumgenuß verrückte Europäer, das übrige sind durch übermäßiges Weintrinken wahnsinnig gewordene Mohammedaner.‘ Das ist der Wechsel der Zeiten!“ C. L.

Wandernde Städte. — Daß ganze Häuser aus irgendwelchen Ursachen entweder fortbewegt oder abgebrochen und an anderen Stellen wieder aufgebaut werden, passiert wohl alle Tage, daß aber ganze Städte sich bequemen müssen, einen anderen Standort aufzusuchen, dürfte weniger oft vorkommen.

Die Stadt Branscombe in Northshire war vor wenigen Jahren noch ein blühender Ort, der seiner heilkräftigen Mineralquellen wegen von vielen Kranken gern aufgesucht wurde. Aber gerade diese Quellen, die zuerst den Grund zum Wohlstand der Bürger von Branscombe gelegt hatten, waren auch die Ursache des Ruins der Stadt. Eines Nachts wurden die Bewohner der tiefer gelegenen Stadtteile durch ein eigentümliches Spülen, Rauschen und Gurgeln aus dem Schlummer geweckt. Aus den Betten springend, fanden sie zu ihrem Schrecken, daß die Erdgeschosse überall voll Wasser und zwar Mineralwasser standen. Von den Quellen, die dort in großer Anzahl wie Adern das Erdreich durchziehen, mußten sich mehrere der mächtigsten vereinigt und die Erdkruste durchbrochen haben. Hoffte man nun zu Anfang, daß das Wasser sich wieder verlaufen und bald der frühere Zustand wieder eintreten würde, so hatte man sich gründlich geirrt. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer, bis endlich der ganze Stadtbezirk, wie ein großer Morast, vollständig grundlos geworden war. An ein Auspumpen, eine Fassung der Quellen oder ein anderes technisches Hilfsmittel war

nicht zu denken und so entschloß man sich kurzerhand und — zog aus. Drei oder vier der reicheren Bürger der Stadt machten den Anfang. Sie kauften etwa drei Kilometer von der unterspülten Stadt entfernt auf einem Hochmoore, Blair Heath genannt, Bauplätze und ließen ihre in Branscombe abgebrochenen Häuser hier wieder aufbauen. Bald folgten andere nach, und in einem Zeitraum von nur einem Jahre war fast die gesamte Einwohnerschaft mit ihren Häusern nach dem neuen Branscombe übergesiedelt und hatte auch das Stadthaus und die Kirche dahin gebracht. Von der früheren Stadt stehen nur noch einige wenige verfallene Hütten, bei denen es sich nicht lohnte, sie fortzuschaffen.

Die Stadt Northwich in Cheshire ist Hauptsitz des Salinenbetriebes und des Salzhandels in ganz England. Jährlich werden hier etwa 50,000 Tonnen Quell- und 200,000 Tonnen Steinsalz gewonnen. Die überaus mächtigen Salzlager ziehen sich unter der Stadt hin, nur von einer verhältnismäßig dünnen Erdruste bedeckt. Schöpf- und Pumpwerke saugen nun fortwährend die Sole herauf, und dadurch entstehen unter der Erdruste natürlich große Hohlräume. Von dem Druck der darauf lastenden Gebäude wird die Kruste durchbrochen, und nicht allein Häuser stürzen ein, sondern ganze Straßenzüge verschwinden in der Tiefe. Als im Jahre 1901 im britischen Parlamente über diese Angelegenheit verhandelt wurde, waren bereits 892 Häuser versunken, darunter das Stadthaus. Seitdem sind aber noch eine ganze Anzahl von Wohnhäusern und Ställen in der Versenkung verschwunden. Um nun dem sicheren Untergang zu enttrinnen, brachen auch hier die Einwohner, so schnell es nur anging, ihre Häuser ab, um sie in dem etwa sechs Kilometer entfernten Knutsford wieder aufzubauen. Die uralte Stadt Northwich aber wird in nicht sehr ferner Zeit vollständig vom Erdboden verschwunden sein.

Im geraden Gegensatz zu dem Schicksal der Stadt Branscombe, wo zu viel Wasser den Grund der Wanderung bildete, steht das der Stadt Keesham in Lancashire, die ihre Wanderschaft vor etwa sieben Jahren beendete. Hier war es nämlich der gänzliche Wassermangel, der den Grund zum Auszuge bot. Die Stadt, in der eine große Anzahl von Teppichwebereien und andere Fabrikbetriebe blühten, lag nicht wie fast alle Fabrikstädte an einem Flusse, sondern sie

bezog ihren Wasserbedarf ausschließlich aus Quellen. Während der großen Dürre im Jahre 1897 versiegten aber diese Quellen gänzlich und sprangen auch später nicht wieder. Wasser für den Betrieb der Fabriken war nirgends zu beschaffen und Trinkwasser, das fünf Kilometer weit hergeholt werden mußte, bezahlten die Einwohner mit zehn Pfennig das Liter. Zur Verschlimmerung der Lage fiel auch im nächsten Jahre kein Tropfen Regen. Als Grund hierfür wurde die gänzliche Abholzung der umliegenden früher walddreichen Hügel angesehen. Da sie sich nun nicht anders zu retten wußten, begannen die Fabriken zuerst die Wanderung. Sie wurden abgebrochen und am Ufer des Fließchens Worrel, etwa fünf Kilometer entfernt, wieder aufgebaut. Die Arbeiter folgten mit ihren leichten Holzhäusern natürlich ihren Brotstätten, die Kaufleute folgten den Arbeitern, die Post den Geschäftsleuten, und endlich zogen Kirche, Kapelle und Stadthaus hinterher. Nach Verlauf von etwa zwei Jahren hatte sich alles, was früher im alten Needsam zusammengewohnt, im neuen Needsam am Ufer des Worrel wieder zusammengefunden. W. St.

Geschäftskniffe. — Vor kurzem verlangte der jüngere Teilhaber eines Weißwarengeschäftes in der Stadt Atlanta in Georgia, Vereinigte Staaten, von der Polizei die Bestrafung seines älteren Kompagnons auf Grund der Tatsache, daß er die Waren unter dem Preis verkaufe und somit die Firma schädige. Es kam zum Prozeß. Der Gerichtssaal war bei der Verhandlung überfüllt. Der Verteidiger des Angeklagten bat um Aufschub und Vertagung, um zu Gunsten des Angeklagten noch mehr Material sammeln zu können. Der Antrag wurde bewilligt, und der ältere Teilhaber vorläufig wieder freigelassen. Als er den Gerichtssaal verließ, erhob sich der jüngere Kompagnon und rief ärgerlich: „Wenn er entlassen wird, wird die Schleuderei sofort weitergehen!“ Und sie ging weiter. Eine Viertelstunde darauf war der Laden von Käufern drückend voll, und bei der neuen Verhandlung erschien kein Kläger mehr. Die Parteien hatten sich geeinigt, und der Prozeß wurde aufgehoben. Das Ganze war nur ein schlaues Manöver gewesen, die Kauflust des Publikums anzufeuern.

Ein Müller in Wales tat es diesen pfiffigen Geschäftsleuten nach. Er hatte das Pech, ein Goldstück ins Mehl fallen zu lassen,

und trotz allen Suchens wollte es ihm nicht gelingen, die wertvolle Münze wiederzufinden. Da erzählte er seinen Nachbarn die Geschichte. „Nun, ich vermute, das Goldstück wird in einem der Mehlsäcke schon gefunden werden,“ meinte er dabei. Dann annoncierte er seinen Verlust in der Zeitung und bot dem Finder eine Belohnung. Sein Umsatz verdreifachte sich in den nächsten Wochen, und er wurde für sein verlorenes Goldstück überreich bezahlt.

In einer stürmischen Nacht stand vor mehreren Jahren ein Mann vor einem Londoner Geschäft, der einen Regenschirm in der Hand hielt und aufmerksam in das Schaufenster blickte. Es war ein billiger Schirm mit metallenen Stoc und Griff. Durch einen unaufgeklärten Zufall kam die Spitze seines Regenschirmes mit den Drähten des elektrischen Lichtes in Berührung. Der Unglückliche bekam einen Schlag, der ihn auf der Stelle tötete. Die Scharen von Menschen, die am nächsten Tage nach dem Taden strömten, um sich die Unglücksstätte anzusehen, fanden das Schaufenster mit einem großen Posten Schirme mit hölzernen Stöcken angefüllt und dazu eine genaue Erklärung der Gefahren, denen man sich aussetze, wenn man einen aus Metall benutzt. Es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, daß der Schirmhändler, der den Unglücksfall so trefflich auszunützen verstand, seine Ware reißend absekte. Q—11.

Kinderstrafen bei den Naturvölkern. — Wie man von dem Verbrauch der Seife einen Schluß zu ziehen vermag auf den Kulturgrad eines Volkes, so läßt auch, namentlich bei den Naturvölkern, die Art, wie die Kinder gestraft werden, einen Schuß auf den sittlichen und geistigen Gehalt der Eltern zu. Fast bei allen Naturvölkern ist eine zärtliche Hinneigung der Eltern zu ihren Kindern wahrnehmbar. Diese Liebe aber tritt in der Regel so überschwenglich auf, daß von ernstern Strafen, überhaupt von erziehlichen Einwirkungen kaum die Rede ist. Die natürliche Folge davon ist, daß die allzu nachsichtigen Eltern nicht die mindeste Gewalt über die Jugend haben, die denn auch gewöhnlich ein Betragen an den Tag legt, das in schreiendem Gegensatz zu der bekannten Forderung unseres vierten Gebotes steht.

Bei den australischen Naturvölkern wetteifern Vater und Mutter gleichsam in der Betätigung ihrer Liebe zu den Kindern und sehen

selbst bei groben Vergehen von einer Bestrafung völlig ab. Für alle Übeltaten oder Beschädigungen an fremdem Eigentum, die jugendlicher Uebermut sich zu schulden kommen läßt, haftet der Vater, und der schuldige Sprößling erhält kaum eine Zurechtweisung. Ebenso kommt es bei den Kindern der Eskimos kaum jemals zu einer körperlichen Züchtigung. Eines einzigen Strafmittels bedienen sich die Eltern, das zum mindesten originell ist. Die schreienden Rangen, des Gehens kaum kundig und nackt wie die Frösche, werden von ihren Müttern so lange auf den Schnee gesetzt, bis sie das Schreien einstellen. Der Polarreisende Bessel beobachtete dieses drastische Verfahren wiederholt, als die Temperatur etliche dreißig Grad unter dem Gefrierpunkte stand.

Auch die Urbewohner der Aleuteninseln haben ein warmes Herz für ihre Kinder, für die sie eine rührende Aufopferung an den Tag legen und die sie mit ausgesuchter Zärtlichkeit behandeln. Nordenstjöld berichtet, daß er die freundlichen Eltern niemals ein böses Wort gegen sie ausstoßen hörte. Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit, die die Rothhäute Nordamerikas gegen ihren Nachwuchs betätigen. Nur bei sehr schweren Verfehlungen erhalten die Kinder eine körperliche Züchtigung; für die gewöhnlichen Unarten ist höchstens die Erteilung eines mündlichen Verweises oder das Begießen mit kaltem Wasser bekannt. Harte Schläge gelten bei den meisten Indianerstämmen als Barbarei, und wo sie zur Anwendung gelangen, werden nur die gering geschätzten Mädchen damit bedacht, denn die mannigfachen Roheiten und Unarten der Knaben werden als erfreuliche Äußerungen ihrer Kraft und Unternehmungslust begrüßt. Ja, die Mutter duldet sogar Schläge und Prüge ihrer Knaben, in der Hoffnung, sie dadurch zu Mut und Kühnheit zu erziehen.

Die Sprößlinge der Kreets werden bei groben Vergehen durch Nadelstiche ins Bein bestraft. Im allgemeinen aber wird ihnen nur das Gesicht geschwärzt oder eine kurze Fastenzeit auferlegt. Langschläfer werden durch Begießen mit kaltem Wasser zur besseren Einsicht gebracht.

Auch die Naturvölker in Afrika wenden nur selten die körperliche Züchtigung als Straf- und Zuchtmittel an. Ausgenommen die Senegambier, die ihren ungezogenen Kindern zuweilen fühlbare

Schläge verabfolgen und selbst bei den schon erwachsenen Söhnen Prügel zur Anwendung bringen, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Die Ewe-Neger der westafrikanischen Küste strafen ihre Kinder dadurch, daß sie ihnen die haarsträubendsten Spulgeschichten erzählen. Zuweilen lassen sie ihnen auch eine Einreibung der Augen mit heißem Pfeffer zu teil werden, oder sie setzen sie in einen mit roten Ameisen gefüllten Korb. Die Namaqua freuen sich unbändig, wenn ihre zärtlich geliebten Kinder so groß und kräftig werden, daß sie ihre liebenswürdigen „Älten“ tüchtig durchprügeln können. Denn dadurch bekunden sie Entschlossenheit und Tüchtigkeit zum Kampfe. —1.

Seltene Feste. — Es dürfte schwer halten, eine eigenartigere Gesellschaft zu veranstalten, als sie in New York am letzten Neujahrstage stattfand. Die Idee stammte von dem Besitzer eines großen Warenhauses, und das Fest fand in seinen Geschäftsräumen statt, die bei dieser Gelegenheit besonders dekoriert und hergerichtet wurden. Die Gäste bestanden aus zwölf Herren und zwölf Damen, die jedes nur einen Arm hatten. Es wurde ihnen ein prächtiges Mahl vorgesetzt und dabei darauf Rücksicht genommen, daß immer ein Paar mit zwei verschiedenen Armen zusammenfaß. Als die Gäste in den Speisesaal traten, boten sie einen ebenso merkwürdigen wie erschütternden Anblick dar, und nach dem Essen wurde jeder und jede aufgefordert, der Gesellschaft zu erzählen, unter welchen Umständen der fehlende Arm verloren ging; der, dessen Erzählung die interessanteste war, sollte von dem Gastgeber einen Preis von 25 Dollars erhalten. Diesen Preis gewann ein Herr, dem ein Tiger den Arm in einer Menagerie abgebissen hatte.

Eine Damengesellschaft, deren Lebensalter zusammen 14,000 Jahre beträgt, fand im Aquarium zu Scarborough statt. Seit Jahren ist es Sitte in dieser Stadt, daß der Bürgermeister eine Anzahl der ältesten Frauen zu einem Mahle einlädt. So viele Personen müssen eingeladen werden, daß die erwähnte Gesamtzahl herauskommt. Beim letzten Mal betrug ihre Zahl 192, so daß als Durchschnittsalter 77 Jahre erreicht wurden. Das Stadthaupt, seine Gattin und drei der früheren Bürgermeister machten die Honneurs bei Tische. Alterspräsidentin war eine Missis Jane Norman, die ihre 95 Jahre mit wahrhaft jugendlicher Rüstigkeit ertrug.

Vor einigen Jahren fand in einer Stadt des nördlichen England ein Ball für die Angehörigen eines Leichenbestattungsinstituts statt. Alle Gäste kamen in Trauerkutschen vorgefahren und trugen Trauerkleider. Der Festsaal war schwarz ausgeschlagen und mit allerlei Attributen der Trauer dekoriert. Sogar das Tischtuch war mit einem dicken schwarzen Rande eingefasst, und in der Mitte der Tafel stand ein Miniaturfarrag mit prächtigen Blumen gefüllt. Die Gäste amüsierten sich trotz der Trauerdekoration großartig, zumal die Speisen vorzüglich zubereitet waren, und die Weine aus den besten Marken bestanden. Als der Präsident des Festes sich erhob und den Toast ausbrachte: „Wir sollen leben, und unser Geschäft möge blühen und gedeihen!“ wurde er mit einem Beifallssturm begrüßt, obwohl der letzte Teil des Spruches nicht gerade allzu anheimelnd wirkte. Dann erhob er wieder sein Glas und trank „auf die Herren Ärzte, unsere besten Freunde“. Dieser Toast wurde womöglich noch begeisterter als der erste aufgenommen. L—n.

In Flammen frierend. — Der durch seine scharfen Epigramme bekannte Schriftsteller Clément Marot genoß anfangs die besondere Gunst des Königs Franz I., dem er in der Schlacht bei Pavia wertvolle Dienste geleistet hatte. Später aber wandte sich das Blatt, da Marot durch bissige Ausfälle in seinen Schriften selbst den König nicht verschonte. Nur durch schleunige Flucht aus Paris entging der Frevler der Einkerkung. Mitten im Winter gelangte er nach der Schweiz, während auf königlichen Befehl seine Schriften nebst seinem Bilde in Paris von Henkershand verbrannt wurden. Das veranlaßte ihn, an den König zu schreiben: „Ich benachrichtige Sie, Sire, daß ich trotz Eis und Schnee glücklich in Bern angelangt bin. Freilich habe ich noch nie so gefroren als zu der Zeit, da Sie mich in Paris verbrennen ließen.“ J. W.

Die Schenkkrankheit. — Eine eigentümliche Rivalin ist der Kleptomanie unter den Reichen und Wohlhabenden erstanden. Anstatt der unwiderstehlichen Versuchung zum Stehlen zum Opfer zu fallen, die das Charakteristikum der Kleptomane ist, leiden die von der neuesten Krankheit Befallenen an dem Verlangen, alles, was sie besitzen, los zu werden, indem sie ihr Vermögen in jeder Weise nach allen Richtungen verschenken. Mehrere Fälle dieser Schenkmanie haben das Interesse der ärztlichen

Kreife erregt, und zu den merkwürdigsten gehört der einer jungen Frau der englischen Gesellschaft, die sich in den höchsten Kreisen bewegt.

Vor einiger Zeit zeigte die Dame einen seltsamen Eifer, allen ihren Freundinnen und Bekannten Geschenke zu machen, und diese Gewohnheit nahm eine solche Ausdehnung an, daß sie ihr ganzes Einkommen benutzte, um ihre Leidenschaft zu befriedigen. Die beständigen Anforderungen, die sie an die Börse ihres Mannes stellte, erregten endlich dessen Aufmerksamkeit, und er glaubte, sie verspiele ihr Geld. Nachforschungen, die man anstellte, bewiesen jedoch, daß dieser Verdacht falsch war, und aus Bemerkungen von Bekannten und Freunden seiner Frau entdeckte er, zu welchen Zwecken sie ihr Geld verbrauchte. Man rief einen Nervenarzt, der zu einer Reise ins Ausland riet, denn die neuen Eindrücke, wie die Aufregung der Reise würden jedenfalls die Patientin auf andere Gedanken bringen. Die Verordnung wurde getreulich befolgt und hatte auch den gewünschten Erfolg.

Nicht ganz so glücklich endete ein sehr bössartiger Fall der Schenkmanie, den ein bekannter englischer Arzt seinen Studenten bei einer Vorlesung zum besten gab. Das Opfer war ein in London lebender Bankier, der sich mit einem bedeutenden Vermögen vom Geschäft zurückgezogen, sich aber in zwei Jahren durch das Schenken fast vollständig ruiniert hatte. Er verließ Morgens sein Haus mit Gold und Banknoten in der Tasche, die er ohne Unterschied unter die ihm begegnenden armen Leute verteilte. Außerdem stellte er wohlthätigen Stiftungen Schecks auf bedeutende Summen aus, und als sein Bankguthaben endlich erschöpft war, begann er sein unbewegliches Eigentum zu verkaufen, um seiner Leidenschaft weiter fröhnen zu können. Diese Handlungsweise brachte seine Verwandten natürlich auf den Gedanken, der Mann wäre nicht recht bei Sinnen, und ein bedeutender Nervenarzt sprach sich dahin aus, es handle sich hier um einen Fall von akuter Schenkmanie. Als der Patient erfuhr, welche Schritte man gegen ihn getan, geriet er in eine so heftige Aufregung, daß man es für geraten hielt, ihn in eine Heilanstalt zu bringen.

Habicht und Kreuzotter. — Die Kreuzotter unternimmt gern vom Waldrande aus Streifzüge in die angrenzenden Korn- und Kleefelder, um hier brütende Vögel oder Mäuse zu beschleichen. Bei diesem Weidwerk wird sie aber nicht selten vom Habicht eräugt und abgefaßt.

Eines Tages suchte ein solcher mit seinen scharfen Augen aus bedeutender Höhe vor einem verdeckt stehenden Jäger den Boden genau ab, ohne ihn zu bemerken. Er schoß dann hernieder, stieg aber ebenso schnell wieder empor, nachdem er kaum mit den Flügeln den Boden gestreift hatte. Nach Wiederholung dieses Manövers seitens des Habichts sah der Jäger dann am Boden den Hals und Kopf einer Kreuzotter, die sich nun zum Kampfe auf Leben und Tod anschickte. Die Kreuzotter erkannte bald die Überlegenheit ihres Feindes, dessen Angriffe immer Kühner wurden.

Da der Waldbrand nahe war, so zog die Kreuzotter schließlich vor, dorthin zu fliehen; doch der Habicht wollte sich den lederen Bissen nicht entgehen lassen. Mit jähem Sturz fuhr er hernieder, faßte die Fliehende mit seinen Fängen am Schwanz und stieg in die Luft. Die Kreuzotter schwang nun mit aufgesperstem Maul den Körper hin und her, um ihrem Feinde den tödlichen Biß zu versetzen. Dieser sah aber die gefährliche Lage, in der er sich augenblicklich befand, ein. Eiligst ließ er die Kreuzotter fallen, die nun die Flucht aufgab.

Hatte sie durch den Sturz eine Verletzung erlitten, oder wollte sie den Kampf mit größerer Erbitterung führen? Sie ringelte sich zusammen, richtete den Kopf hoch auf und erwartete so den Feind. Dieser trachtete nun danach, den aufgerichteten Kopf der Kreuzotter mit den Flügeln im Fluge zu treffen. Die Kreuzotter schlug behende diese ersten Angriffe ihres Gegners ab, und er schien den Kampf als aussichtslos abbrechen zu wollen, denn er flog seitwärts und setzte sich auf einen Erdhügel. Man mußte nicht, ob er von der Kreuzotter gebissen war, oder ob ihm der Kampf zu gewagt erschien. Die Kreuzotter aber verharrte ruhig in ihrer bisherigen Stellung. Doch die Kampfesruhe dauerte nicht lange. Die Begierde nach dem lederen Mahle trieb den Falicht zu einem lekten, verzweifelten Waffengange an. In

schräger Linie fuhr er direkt auf den Kopf der Kreuzotter los. Betäubt von des Habichts Stoß, fiel sie nun zur Erde nieder. Der Kampf war aus. Der Habicht verzehrte erst den Kopf seiner Beute, und als ihm die Umgebung unsicher vorkommen mochte, packte er den Rest seines Mahles und flog damit über den Berg. C. T.

Ein Zahlenwunder. — Nur vierundzwanzig Buchstaben sind es, durch deren Versetzung die Hauptsprachen der Erde dargestellt und, seitdem die Schrift erfunden ist, geschrieben und gedruckt werden. Die Millionen und aber Millionen Bücher unserer Bibliotheken sind nichts als die vierundzwanzig Buchstaben in immer neuen Versetzungen, deren Möglichkeit uns endlos erscheint, obwohl sich ihre Zahl genau berechnen läßt. Ist das nicht ein großes Wunder? Und doch spielen wir mit ihm das ganze Leben lang, und Geschlechter kommen und vergehen, ehe ein Mensch an das Wunder der Sprache denkt und den Bleistift zur Hand nimmt, um die Zahlenreihe aufzubauen, die ihm ein einfaches Multiplikationsexempel gibt.

Da zwei Buchstaben nur zweimal, drei schon sechsmal, vier vierundzwanzig- und fünf einhundertundzwanzigmals versetzt werden können, so finden wir die Zahl der Versetzungen von sechs Buchstaben, wenn wir die sechs mit der Veretzungszahl der fünf multiplizieren, also sechsmal 120 gibt 720, siebenmal 720 gibt 5040, achtmal 5040 gibt 40,320, das heißt acht Buchstaben sind vierzigtausenddreihundertundzwanzigmals zu versetzen und so fort.

Nach dieser einfachen Weise kann jedermann selbst die Zahl der Versetzungen aller vierundzwanzig Buchstaben berechnen, und wenn er weiter nichts davon hat, so ist doch das Erstaunen erlebenswert, welche ungeheure Summe schließlich herauskommt, und die große Beruhigung, daß das Leben der Sprache noch lange keine Erstarrung wegen Mangel an Neubildung zu befürchten hat und wohl auch nie zu befürchten haben wird. W. St.

Treffliche Worte. — Wie manches andere Genie, so hatte auch François Pascal Gérard, der berühmte französische Historien- und Porträtmaler der David'schen Schule, die Gewohnheit, seinen äußeren Menschen über Gebühr zu vernachlässigen. So zeigte er sich schon in seinen jungen Jahren stets in demselben sadenscheinigen Rock und stellte sich in diesem Aufzuge auch dem Staatsrats-

mitglied Napoleons I., dem Grafen Jean Denis Lanjuinais, vor, an den er ein Empfehlungsschreiben einer hochmögenden Persönlichkeit abzugeben hatte.

Graf Lanjuinais empfing den Künstler zunächst sehr kühl, aber bald konnte er sich von dessen ganz hervorragenden Geistes-eigenschaften überzeugen, die einen derartigen Eindruck auf ihn machten, daß er Gérard bei seinem Abschied sogar bis an die Treppe begleitete.

Dieser war hiervon sehr überrascht und drückte im Hinblick auf den kühlen Empfang offen seine Verwunderung aus, worauf der Staatsmann, seinem Gaste warm die Hand drückend, erwiderte: „Mein lieber junger Freund, einen Fremden empfängt man nach seiner äußeren Erscheinung, aber man entläßt ihn nach seinem inneren Werte.“

Gut heimgeschickt. — Der ehemals in hannöverschen Diensten stehende General v. Osten fand ein besonderes Vergnügen darin, dem Hofprediger Doktor S. allerlei spitzfindige Fragen vorzulegen und sich bei nicht genügender Beantwortung derselben über ihn lustig zu machen.

Einst trafen beide einander in einer Gesellschaft, und v. Osten begann sogleich sein gewöhnliches Spiel. „Erklären Sie mir doch gefälligst, Herr Doktor, es steht doch geschrieben, daß, als Noah sich in die Arche zurückzog, er von jeder Tiergattung ein Paar in die Arche mitnahm. Nun ist es aber bekannt, daß auf dem Erdstrich, den er bewohnte, nicht jede Tierart zu finden war; wie fing er es denn an, sie so schnell zu versammeln?“

„Das will ich Ihnen erklären, Herr General,“ erwiderte der Hofprediger freundlich lächelnd: „Noah stellte sich auf einen freien Platz, streckte, so wie ich jetzt, die Hand abwechselnd nach den vier Himmelsgegenden aus und rief mit lauter Stimme: „Du Löwe von Süden, du Bär von Norden, du Kamel von Osten —“

Einstimmiges Gelächter der Zuhörer unterbrach ihn, und man behauptet, der General habe ihn von da an nie wieder mit Fragen belästigt.

G. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Bildschön

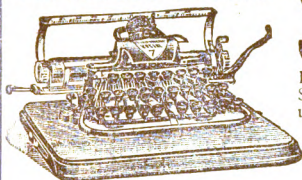
ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt: Radebeuler

* **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** *

von Bergmann & Co. Radebeul - Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Ueber **110 000** im Gebrauch!



Filiale: **BERLIN**
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

S **Blickensderfer** **Schreibmaschine**

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 175 und 225 Mk.

Groyen & Richtmann, Köln.



Schutz-Marke

Trade Mark

D. R. M. S. N^o 13267.

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte **Eisengallus - Tinten, Klasse I.**

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Kopiertinten, Schreibtinten, Farbige Tinten, Ausziehtuschen in 42 Farben, Flüssiger Leim und Gummi, Stempelfarben und -Kissen, Hektographentinte und -Blätter, Wäschezeichentinten.

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten **Alizarin-Schreib- und Kopiertinte**, leichtflüssigste, haltbarste u. tief-schwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten in vorzüglichster Qualität, für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze für Urkunden** vom kgl. preuss. Justizministerium genehmigt.

Dr. C

Sanitäts-Büchlein
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

a
10 S

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch:

Das Buch vom gesunden ^{Bon} Dr. C. E. Bock,
und kranken Menschen. weiland Professor der
pathologischen
Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer. Mit 145 Abbildungen und 6 Farbtafeln. In seinem Halbfranzband 3 Mark.

Als ein unübertroffenes Muster klarer, leichtfaßlicher und vollständiger Darstellung ist Professor Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen weltberühmt. In meisterhafter und umfassendster Weise wird in ihm die gesamte Heilkunde gemeinverständlich gemacht. Es verschafft dem Laien die zum Verständnis aller hygienischen und medizinischen Fragen unbedingt nötigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse, unterrichtet über den Bau des menschlichen Körpers und seine Organe, sowie über deren Verrichtungen, erläutert die Ursachen der Krankheiten und deren Verlauf, gibt Ratschläge für die erste Hilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen, belehrt über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers in gesunden und kranken Tagen und zeigt die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Mit einem Anhang: Über künstliche Zähne. Von Dr. Wilhelm Süersen senior, K. Preussischer Geheimter Hofrat und ehem. Hofzahnarzt in Berlin. Geprägte Preisschrift, herausgegeben vom Zentralverein deutscher Zahnärzte. Dreizehnte Auflage. Zeitgemäß durchgesehen und herausgegeben von Gustav von Walther-Süersen, Dr. chir. dent., Zahnarzt in Berlin. Mit vier Einhalttafeln. Broschiert 2 Mark, eleg. gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die neue, dreizehnte Auflage dieser gekrönten Preisschrift ist allen denen zu empfehlen, welche den Wert der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Ratgeber bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläutertesten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verderbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



V
in
Ri
100
21

U

F

G

I

In Prachtmappe 25 Mark.

Entzückende Prachtwerke, welche wir kunstsin-
nigen Kreisen als treffliche Fest- und
Gelegenheitsgeschenke angelegentlich empfehlen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 896 5

**WILSON
ANNEX**